EINBLICKE | BAND 6

Schriften der
STIFTUNG
Kleines Bürgerhaus

Krambude, Boutique und Laden

Schriften der
STIFTUNG
Kleines Bürgerhaus

EINBLICKE | BAND 6

Die STIFTUNG Kleines Bürgerhaus ist eine von über 230 Treuhandstiftungen unter dem Dach der Deutschen Stiftung Denkmalschutz.

Die Deutsche Stiftung Denkmalschutz ist die größte private Initiative für Denkmalpflege in Deutschland. Sie setzt sich seit 1985 kreativ, fachlich fundiert und unabhängig für den Erhalt bedrohter Baudenkmale ein. Ihr ganzheitlicher Ansatz ist einzigartig und reicht von der Notfall-Rettung gefährdeter Denkmale, pädagogischen Schul- und Jugendprogrammen bis hin zur bundesweiten Aktion „Tag des offenen Denkmals®“.
Insgesamt konnte die Deutsche Stiftung Denkmalschutz vor allem dank der aktiven Mithilfe und Spenden von über 200.000 Förderern bereits mehr als 5.000 Projekte mit über einer halben Milliarde Euro in ganz Deutschland unterstützen. Doch immer noch sind zahlreiche einzigartige Baudenkmale in Deutschland akut bedroht.

Wir bauen auf Kultur – machen Sie mit!

Mehr Informationen auf www.denkmalschutz.de

Eine Treuhandstiftung in der

DEUTSCHE STIFTUNG
DENKMALSCHUTZ

EINBLICKE
Schriften der
STIFTUNG Kleines Bürgerhaus

Krambude, Boutique und Laden

Michael Imhof Verlag

Impressum
EINBLICKE – Schriften der STIFTUNG Kleines Bürgerhaus, Band 6
Herausgegeben im Auftrag der Stiftung von Fred Kaspar
Michael Imhof Verlag GmbH & Co. KG · Stettiner Straße 25 · 36100 Petersberg
Tel.: 0661/2919166-0 · Fax: 0661/2919166-9
E-Mail: info@imhof-verlag.de · www.imhof-verlag.com

Lektorat: Birgit Gropp, Münster
Gestaltung, Satz: Markus Bomholt, Münster/Hameln
Druck: Gutenberg Beuys Feindruckerei, Langenhagen

© Michael Imhof Verlag GmbH & Co. KG, STIFTUNG Kleines Bürgerhaus / Fred Kaspar, 2021
ISBN 978-3-7319-1117-3

Umschlagabbildung: Reihe von Buden zwischen dem Kirchplatz und der Mittelstraße von Lemgo, im Kern um 1520 errichtet (2020)

Inhalt

Wolfgang Rüther
Vorwort **8**

Fred Kaspar
Krambude, Marktstand, Laden und Boutique –
Arbeiten, Handeln und Wohnen im Stadtzentrum **12**
Begriffe und Bezeichnungen 15
Markt und Handel 18
Schragen und Buden 21
Markt und Scharn in Minden 22
Marktzone in Lemgo 25
Münsters Straßenmarkt – Marktzone mit unterschiedlichsten Handelsplätzen 27
Falltür oder Feiltür? 28
Kramgaden am Michaelertor 29
Prinzipalmarkt 30
Das Hölzerne Wams 31
Der Drubbel 33
Fischstände 35
Scharne und Kornhaus auf dem Roggenmarkt 35
Scharne am Prinzipalmarkt 36
Kaufhaus oder Rathaus? 37
Stadtwaage 38
Stadtkeller und Legge 39
Schohaus und Zunfthäuser 39
Jahrmärkte und fliegenden Stände 40
Verkaufsbuden und Handel allerorten 41
Vom Verkaufsstand zum Kleinen Haus – Halle, Scharn und Bude 43
Kontrollierter Verkauf – Fleischbank oder Scharne 55
Scharne und Rathaus 60
Bebaute Brücken 62
Krämerbrücke in Erfurt 64
Steinbrücke in Quedlinburg 64
Innere Brücke in Esslingen 65
Weserbrücke in Minden 66
Alte Nahebrücke in Bad Kreuznach 66
Brücke „Krambuden“ in Wolfenbüttel 67
Seit dem 18. Jahrhundert – Kampf gegen Verkaufsbuden in den Stadtzentren 67
Bude und Boutique im Brunnen- und Kurort 71
Bude und Stand am Wallfahrtsort 75

Messe auf dem Marktplatz und im Kaufhaus 78
Das Kaufhaus 82
Messen in Kassel 85
Ergebnisse 96

Dieter Alfter und Wolfgang Warnecke
„Den Sommer über ists an diesem Orth wie eine kleine Messe oder Jahrmarckt“ 102
Ein kurzer Blick auf die Historie des Kurorts Pyrmont 103
Der Ausbau von Pyrmont ab 1668 103
Auszüge aus überlieferten Akten über Anlage und Nutzung der Boutiquen 110

Aus der Forschung

Fred Kaspar
Kleine Bürgerhäuser am Weserstrand 116

Lutz Volmer
Ein Schiffer- und Fischerhaus von 1568 – Das Haus der Familie Casselmann, Lange Straße 32 in Vlotho 119
Eine bewegte Geschichte 119
Das „Fischerhaus“ als museales Funktionsgebäude 123
Der Ursprungsbau – Vorderhaus von 1568 126
Erweiterung um 1600 – Kammeranbau 130

Peter Barthold
Ein Schiffer- und Handwerkerhaus von 1671 – Das Haus Lange Straße 63 in Vlotho 134
Untersuchungsziele und -bedingungen 134
Ein ehemaliger Friedhof des Klosters Segensthal? 134
Haus-, Parzellen- und Besitzgeschichte 136
Das Wohn- und Wirtschaftsgebäude von 1671 137
Um 1834 – Modernisierung und Erweiterung 141
Umbauten und Modernisierungen im 20. Jahrhundert 144

Hubertus Michels und Heinrich Stiewe
Ein Behelfsheim aus Holzhausen (Bad Salzuflen) auf dem Weg ins LWL-Freilichtmuseum Detmold 146
Behelfsheime, Baracken und Nissenhütten – Bauzeugnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit im Freilichtmuseum **146**
Historischer Hintergrund – Der Bau von Behelfsheimen ab 1943 148
Das Behelfsheim auf der Heerserheide bei Holzhausen 149
Baubeschreibung 152

Abtragung und Transport ins Freilichtmuseum 153
Zusammenfassung und Ausblick 159

scheinbar unscheinbar – Preis der STIFTUNG Kleines Bürgerhaus 2018

„scheinbar unscheinbar" – Preisträger 2018 164
Laudatio des Stifters Dr. Fred Kaspar, gehalten am 3. Mai 2018

Fred Kaspar
Gademe in Unna – Klosterstraße 24 und 26 169
Gademe – Zur Entwicklung einer Bau- und Wohnform 169
Die Gademreihe an der Klosterstraße 173

Fred Kaspar
Auch ein kleines Haus spiegelt große Entwicklungen 177
Küsterhaus St. Vit 177
Gemeinde und Kirche St. Vit 178
Die Kirche vor der Stadt – Ein Hindernis im Krieg 180
Die zweimal umgesetzte Pfarrkirche St. Vit 184
Notwendiger Bau von Küsterhaus mit Schule und Priesterkammer 186

Laurenz Sandmann
Das Küsterhaus in St. Vit (Rheda-Wiedenbrück) –
Bau- und Veränderungsgeschichte 191
Bauhistorische Untersuchung 193
Der Kernbau (von 1658) 193
Modernisierung der Pfarrerwohnung (Ende 17. Jahrhundert?) 197
Um- und Ausbau der Küsterwohnung (18. Jahrhundert) 197
Weitere Umbauten (18./19. Jahrhundert) 197
Modernisierung des Daches (19. Jahrhundert) 198
Nördlicher Wirtschaftsanbau (19. Jahrhundert) 198
Erweiterung des Wirtschaftsanbaus 199
Anbau eines Wohnbereiches und Modernisierung (1899) 199
Ergebnisse 200

Bildnachweis 203
Ortsregister 205

Vorwort

Der sechste Band der von Fred Kaspar im Auftrag der Stiftung Kleines Bürgerhaus herausgegebenen Reihe EINBLICKE ist dem Thema „Krambuden, Boutiquen und Läden" gewidmet. Mit dieser thematischen Schwerpunktsetzung fügt sich dieser Band ebenso schlüssig in die grundsätzliche inhaltliche Ausrichtung der Schriftenreihe und der Aufgabenstellung unserer Stiftung Kleines Bürgerhaus ein, wie er notwendiges Neuland betritt und ein bisheriges Desiderat der bau- und kulturgeschichtlichen Forschung angeht. Ihr Handlungsfeld sind kleine Bürgerhäuser, und damit in erster Linie Gebäude, die dem Wohnen der nicht im Agrarsektor tätigen, vorwiegend städtischen, meist kleinbürgerlichen Bevölkerung dienten. Betrieben die Bewohner dieser Häuser als Lebens- und Einkommensgrundlage ein selbstständiges Handwerk oder ein anderes im Haus realisiertes Gewerbe, waren die dazu notwendigen Werkstätten oder sonstigen Einrichtungen in den kleinen Bürgerhäusern untergebracht. Es handelte sich also um kleine, städtische Wohn-Wirtschafts-Gebäude. Gingen die Bewohner dieser Häuser einer Lohnarbeit nach oder lebten von anderen nichtgewerblichen Einkünften, dienten ihre Häuser nur dem Wohnen. Die insofern für kleine Bürgerhäuser prägenden Handlungsfelder „Wohnen" oder „Wohnen und Wirtschaften" schlagen sich folgerichtig auch in den Themenstellungen der bisherigen Bände der EINBLICKE, ihrer einzelnen Beiträge und dem Charakter der ihnen zugrundeliegenden Gebäude nieder. Mehrmals standen schon besondere Bauformen in Mittelpunkt, darunter Reihenmietshäuser, Mauerhäuser, Kirchhofspeicher oder – als Bauform des 20. Jahrhunderts – auch Behelfsheime.

Auch im vorliegenden Band wird eine besondere Bauform von verschiedenen Seiten beleuchtet: Mit Krambuden und Boutiquen werden nun in den EINBLICKEN erstmals Gebäude in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt, die in ihrer ursprünglichen Disposition ausschließlich einem Verkaufsgewerbe, und damit keinen Wohnzwecken, dienten. Diejenigen, die in diesen Baulichkeiten ihrem Gewerbe nachgingen, werden in der Regel aber eben jenen städtischen Milieus zuzurechnen sein, die in kleinen Bürgerhäusern, etwa in kleinen Häusern hinter der Stadtmauer, wohnten. Nur dem Wohnen dienende kleine Bürgerhäuser einerseits, Krambuden und Boutiquen andererseits, stehen damit in einem engen systemischen Zusammenhang. Somit stellt die Behandlung des Themas „Krambuden und Boutiquen" eine schlüssige und vertiefende Ergänzung und Fortschreibung der auf kleine Bürgerhäuser ausgerichteten EINBLICKE dar.

Es ist bemerkenswert, dass sowohl der Handel als auch die Herstellung von Handelsgut bei allen Formen des Warentauschs, an allen möglichen Orten und seit vielen Jahrhunderten in weiten Bereichen Mitteleuropas mit weitgehend vergleichbaren Bauten verbunden waren. Hierbei geht es weniger um den einfachen Verkaufstand, wozu bis heute

ein schnell aufstellbarer Tisch, möglichst mit einem Wetterschutz ausreicht. Dort, wo die Händler sich aber über eine gewisse Zeit aufhielten, dort wo Handwerker auch etwas zum Verkauf herstellten oder ein Gut für den Kunden anpassten, also einen Werkplatz benötigt wurde, dort wo man wertvolle Waren auch sicher lagern und über Nacht verschließen können musste, benötigte man ein kleines Gebäude. In der Regel umfasste es im Erdgeschoss einen Raum zum Arbeiten und Verkaufen und im Obergeschoss darüber Platz zum Schlafen und als sicheres Warenlager. Solche im Grundriss nur wenige Quadratmeter großen Bauten sind uns unter vielen verschiedenen Begriffen bekannt, wobei neben den in Nordwestdeutschland traditionell gebräuchlichen Worten wie „Bude" und „Gadem" seit dem 17. Jahrhundert auch „Boutique", „Comptoir", „Kiosk" und „Bazar" gekommen sind. Solche Begriffe wurden aus anderen Sprachen übernommen und belegen den internationalen Austausch im Handel und die damit verbundene Verbreitung baulicher Phänomene.

Dieser Band unserer Schriften wird sich diesen an sich bescheidenen Bauten in großer Breite seiner Erscheinungen widmen, ein Unterfangen, das bislang in der kulturgeschichtlichen Forschung nicht erfolgt ist. Es wird deutlich, dass solche Bauten trotz ihrer geringen Größen mehr oder weniger zu jeder Siedlungsform gehörten, ja in der Regel in größeren Zahlen trotz ihrer bescheidenen Erscheinungen in den Zentren verortet waren und diese mehr oder weniger stark bis heute prägen. Nach und nach anderen Aufgaben zugeführt und hierbei stetig größer geworden, sind die Bauten allerdings nicht selten nur noch für den Kundigen erkennbar. Aber: Mehr Wissen schärft das Sehen und Erkennen. Wir hoffen, dazu beitragen zu können.

Das Phänomen ist ausgesprochen vielfältig – vielfältig sowohl in regionaler, zeitlicher und sozialer als auch in funktionaler Hinsicht. Eine Vorstellung von der Spannbreite des Themenfeldes gibt der folgende Beitrag von Fred Kaspar, der erstmals eine Typengeschichte der „Krambuden" und verwandter Baulichkeiten liefert. Sie ist gestützt auf quellen- und evidenzbasierte Beispiele aus ganz Deutschland und dem europäischen Ausland. Mit Dieter Alfter konnte ein Autor gewonnen werden, der speziell die Boutiquen an der Brunnenallee von Bad Pyrmont untersuchte, einem der bedeutendsten Kurorte und sommerlichen Treffpunkte Europas im 17. und 18. Jahrhundert. Er fragt auf Grundlage der guten Quellenüberlieferung nach der Entstehung, dem dortigem Warenangebot und der Bedeutung für die Gesellschaft dieser das Bild der Kurstadt bis heute strukturell prägenden Einrichtung.

Die zahlreichen weiteren in diesem Band vereinigten Aufsätze widmen sich dem im Mittelpunkt der Reihe und unserer Stiftungsarbeit stehenden Kernthema aus verschiedenster Perspektive bzw. auf dem Wege der Betrachtung unterschiedlichster Formen kleiner Bürgerhäuser: Lutz Volmer und Peter Barthold dokumentieren in ihren Beiträgen zum Milieu der Flussschiffer weitere wichtige frühneuzeitliche Belege kleinbürgerlichen Wohnens und tragen damit zur kontinuierlichen Fortschreibung des Generalthemas der EINBLICKE bei.

Hubertus Michels und Heinrich Stiewe berichten abschließend über den Wiederaufbau eines Behelfsheims im Freilichtmuseum Detmold. Dieses Projekt veranschaulicht das auch in den Freilichtmuseen immer stärker werdende Interesse an der Dokumentation und Präsentation der Lebensverhältnisse „Kleiner Leute" und damit ihrer kleinen Bür-

gerhäuser. Dieser Beitrag verdeutlicht, ebenso wie der von Lutz Volmer über das Schifferhaus in Vlotho, dass Freilichtmuseen noch immer häufig letzte Rettung der zu oft gering geschätzten kleinen Bürgerhäuser sind. Dass Freilichtmuseen und unsere Stiftung sich nicht nur durch die Bearbeitung desselben Themas fruchtbar ergänzen, sondern auch gut zusammenarbeiten können, ist derzeit auf erfreuliche Weise im LWL-Freilichtmuseum Detmold erlebbar: Dort wird in einem kleinen Haus nunmehr die Arbeit der Stiftung Kleines Bürgerhaus im Rahmen einer Installation vorgestellt.

Neben der Herausgabe der EINBLICKE ist die Vergabe des Preises „scheinbar unscheinbar" ein wesentliches Instrument unserer Stiftungsarbeit. Entsprechend wichtig ist die Dokumentation der ausgewählten Objekte und die Preisvergabe des Jahres 2018 an die Bürgerinnen und Bürger, die sich für die Erhaltung des Küsterhauses von St. Vit bei Wiedenbrück und des Gadems Klosterstraße 24/26 in Unna engagierten. Die ereignisreiche und aussagekräftige Geschichte dieser Bauten wird ausführlich vorgestellt und dokumentiert.

Ich bin überzeugt, dass uns der vorliegende Band wertvolle neue EINBLICKE gibt: EINBLICKE in vergangenes kleinbürgerliches Leben, EINBLICKE in aktuelle Forschung, in die Arbeit der Freilichtmuseen zum Thema „Kleines Bürgerhaus" und nicht zuletzt EINBLICKE in gegenwärtiges bürgerschaftliches Engagement in der Denkmalpflege.

Ein Buch ist immer das Ergebnis vieler Mitwirkender: Im Namen des Vorstandes der Stiftung Kleines Bürgerhaus danke ich allen Autoren dieser Ausgabe der EINBLICKE, ebenso Birgit Gropp für ihr gründliches Lektorat, Markus Bomholt für seine bewährt professionelle Gestaltung und Michael Imhof für guten Druck und die Aufnahme unserer Reihe in sein Verlagsprogramm.

Dr. Wolfgang Rüther, Mitglied im Stiftungsvorstand
Freilichtmuseum Molfsee. Landesmuseen Schleswig-Holstein

Kirchhäuser mit ihren historischen Schornsteinen, zwischen den Strebepfeilern an der Südwand der ehemaligen Marienkirche von Deventer (2020).

Fred Kaspar

Krambude, Marktstand, Laden und Boutique – Arbeiten, Handeln und Wohnen im Stadtzentrum

Wer kennt nicht den Begriff „Laden“ als umgangssprachliche Bezeichnung eines kleineren Geschäftsraumes? Wer hat keine Vorstellung von dem ähnlich besetzten Begriff „Boutique“? Kaum jemandem dürfte aber bewusst sein, dass Fragen nach der Herkunft dieser Begriffe in das Zentrum der Städte und zu wesentlichen Gründen ihrer Entstehungsgeschichte führen. Neben verschiedenen regional gebräuchlichen und noch zu erklärenden Bezeichnungen für einen Geschäftsraum oder einen Verkaufstand hat sich als allgemeiner Begriff das deutsche Wort „Laden“ durchgesetzt. In der mittelhochdeutschen Sprache bedeutete dieses zunächst schlicht „Brett“ oder „Bohle“, dann aber auch das, was daraus gefertigt wurde. Daher finden wir als weitere Bedeutung von Laden auch den Fensterladen, d. h. Bretter, die einem Fenster zum Schutz vorgeklappt werden können. In vergleichbarer Weise bedeutet Laden auch das vor einem Verkaufsort herabgelassene Brett, auf dem Waren zum Verkauf angeboten werden konnten. Zunächst war der Kaufladen also nur ein nach vorn geklappter und als Auslage dienender Fensterladen.

Ein aufmerksamer Betrachter wird sich beim Besuch einer in der Struktur und Bebauung erhaltenen Altstadt bald fragen, warum sich gerade im Zentrum so viele kleine und

Verkaufsstände mit hölzernen Klappläden in den 1475 errichteten Fleischbänken von Neustadt an der Orla (Thüringen). Es dürfte die älteste noch erhaltene Anlage dieser Art in Deutschland sein (2017).

Verkaufsgewölbe in der Altstadt von Passau. Links ein mit eisernen Schlagläden verschlossenes und rechts ein geöffnetes Gewölbe (2014).

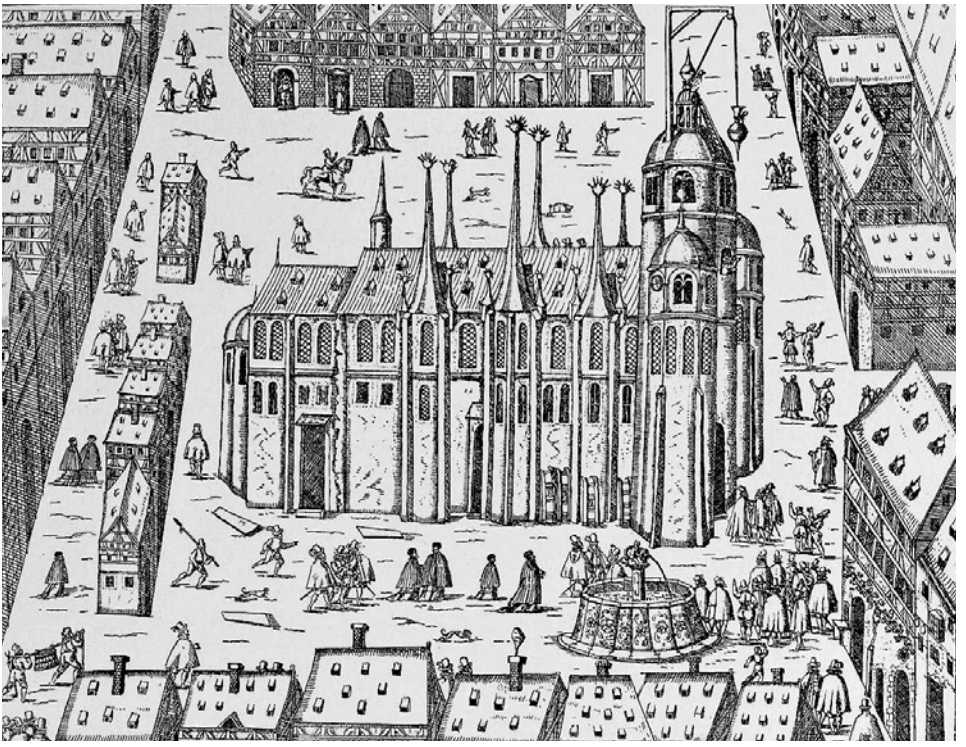
eher bescheidene Bauten finden. Vordergründig könnte eine Antwort lauten – wie sie auch nicht selten erfolgte und noch heute gegeben wird –, dass der im Zentrum stets knappe und daher auch wertvolle Boden zu solcher Bauweise geführt hätte. Wie im Folgenden deutlich werden soll, sind die Ursachen allerdings wesentlich komplexer und vielseitiger. Eine Beschäftigung mit dieser Frage führt nicht nur weit in die Geschichte der Städte zurück, sondern offenbart auch wesentliche Gründe zu ihrer Entstehung.

Handel und Produktion sind Begriffe, die jedem bekannt sind. Sie verweisen auf Bereiche, die zum Kern jeder Stadt gehören, denn die Geschichte der europäischen Stadt ist ohne Handel und Handwerk nicht denkbar. Nur noch Pfarrkirchen und andere kirchliche Einrichtungen sowie die Strukturen zentraler Verwaltung und Herrschaft dürften gleichbedeutende Impulse geliefert haben. Alle zusammen werden von der Wissenschaft heute unter dem Begriff „zentralörtliche Funktion" zusammengefasst.

Handel und Handwerk sind nur dann erfolgreich, wenn das, was angeboten wird, auch einen Käufer findet. Produzent, Händler und Käufer müssen also zusammentreffen. Plätze des Handels entstanden daher bevorzugt dort, wo Handwerker und Händler auf möglichst große Gruppen von Kunden treffen konnten, also dort, wo sich Menschen versammelten, etwa an Kirchen und Gerichtsplätzen. Diese Treffpunkte wurden im frühen Mittelalter oft gar nicht das ganze Jahr genutzt, sondern nur zu besonderen Gelegenheiten aufgesucht. Bekannt ist dies von vielen an den Küsten gelegenen Handelsplätzen im Norden Europas, z. B. von Haithabu bei Schleswig an der Schlei. Allmählich entwickelten sich manche solcher temporären Treffpunkte zu ständig von Handwerkern und Kaufleuten bewohnten Städten. Noch bis in die jüngste Zeit gab es solche zeitlich begrenzt besuchten Märkte, auf denen Händler beispielsweise im Sommer in Wallfahrts- oder Kurorten Waren verkauf-

ten. Selbst heute ist diese Tradition nicht ausgestorben, werden doch bei traditionsreichen Volks- und Kirchweihfesten noch immer auch „Krammärkte“ mit sogenannten fliegenden Händlern abgehalten. Angeboten werden dort vor allem Dinge, die es während des übrigen Jahres in örtlichen Geschäften nicht gibt. Trotz des weltweiten Handels über das Internet halten sich solche Marktereignisse bis heute, kann man hier doch besondere Gewürze, Haushaltsgeräte oder Kurzwaren sehen, ausprobieren und kaufen. Die früher auch als (Waren-)Messen bezeichneten Märkte finden nicht selten auch noch an den seit Jahrhunderten tradierten Plätzen außerhalb der Städte statt, wie es beim Walbasenmarkt bei Blomberg/Lippe im Weserbergland, beim Pollhansmarkt bei Schloss Holte am östlichen Rand des Münsterlandes oder dem Düstermühlenmarkt bei Legden im westlichen Münsterland bei der Fall ist.

Es ist bemerkenswert, dass sowohl der Handel als auch die Herstellung von Handelsgut bei all den angesprochenen Arten des Warentauschs, an all den beschriebenen möglichen Orten und seit vielen Jahrhunderten in weiten Bereichen Mitteleuropas mit weitgehend vergleichbaren Bauten verbunden waren. Hierbei geht es weniger um den einfachen Verkaufstand, wozu bis heute ein schnell aufstellbarer Tisch, möglichst mit einem Wetterschutz ausreicht. Dort, wo die Händler sich aber über eine gewisse Zeit aufhielten, dort



Darstellung der Nikolaikirche in Leipzig auf einem Holzschnitt von 1592: Zwischen dem Chor der Kirche und der Ritterstraße steht eine (wohl schon im 17. Jahrhundert abgebrochene) schmale Reihe kleiner Häuser, die sicherlich aus dort zunächst stehenden Verkaufsständen und Kirchenbuden hervorgegangen war.

Kleine Kirchenhäuschen an den hohen Wänden der Pfarrkirchen garantierten Händlern mit den Kirchgängern einen steten Kundenstrom: Chor der Lebuinuskirche in Deventer (2020).

wo Handwerker auch etwas zum Verkauf herstellten oder die Ware für den Kunden anpassten, wo also ein Werkplatz vorhanden sein musste, wurde ein kleines Gebäude notwendig. Dort konnte man auch wertvolle Waren lagern und über Nacht verschließen. Bei solchen Bauten befand sich in der Regel im Erdgeschoss ein Raum zum Arbeiten und Verkaufen und im Obergeschoss darüber Schlafplatz und Warenlager. Im Grundriss nur wenige Quadratmeter groß, sind diese Bauten uns unter vielen verschiedenen Begriffen bekannt, wobei zu den in Nordwestdeutschland traditionell gebräuchlichen Begriffen „Bude“ und „Gadem“ seit dem 17. Jahrhundert auch die Bezeichnungen „Boutique“, „Comptoir“, „Kiosk“ und „Bazar“ hinzugekommen sind. Die Entlehnungen aus Fremdsprachen deuten darauf hin, dass vergleichbare Phänomene auch in anderen Ländern üblich waren.

Im Folgenden sollen diese an sich bescheidenen Bauten in der ganzen Breite ihrer Erscheinungen vorgestellt werden, ein Unterfangen, das bislang in der kulturgeschichtlichen Forschung nicht erfolgt ist. Solche Bauten gehörten trotz ihrer geringen Größen mehr oder weniger zu jeder Siedlungsform, prägten in der Regel durch ihre große Zahl – trotz ihrer bescheidenen Erscheinung – die Zentren und bestimmen mehr oder weniger stark bis heute deren Struktur. Nach und nach anderen Aufgaben zugeführt und hierbei stetig größer geworden, sind die Bauten allerdings nicht selten nur noch für den Kundigen erkennbar.

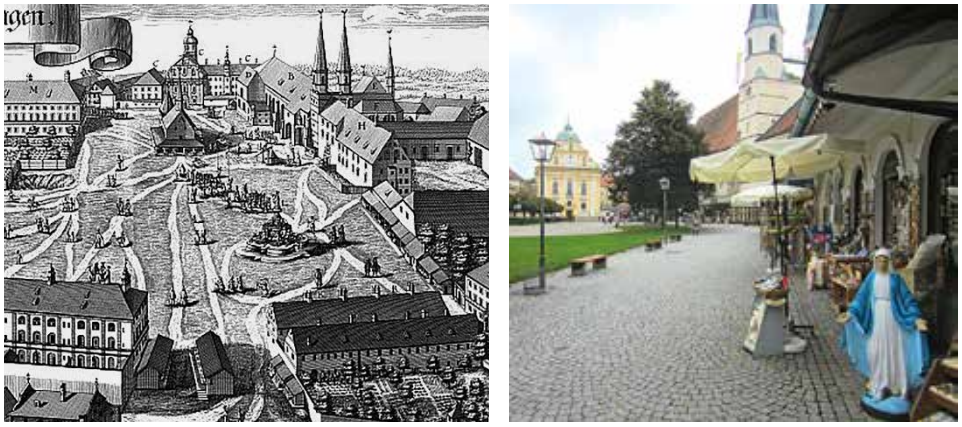
Begriffe und Bezeichnungen

Mannigfach sind die für das skizzierte Phänomen gebräuchlichen Bezeichnungen. Sie unterscheiden sich nicht nur regional, sondern wechselten im Laufe der Jahrhunderte teilweise auch ihre Bedeutung oder wurden von anderen Begriffen abgelöst. Den im Folgenden gezeigten baulichen Phänomenen steht daher eine ebensolche Begriffsgeschichte zur Seite, was nicht selten auch in der historischen Forschung zu widersprüchlichen Aussagen

führen musste. Aus Gründen der Übersichtlichkeit wird die Terminologie hier nicht vollständig aufgearbeitet; vielmehr werden die jeweiligen Begriffe in ihrem bau-, zeit- und regionalgeschichtlichen Zusammenhang erläutert.

Speziell für Verkaufsstände von Lebensmitteln (Brot und Fleisch) waren mit „Schrangen", „Scharn", „Scharne", „Scharren" oder „Schirn" weitere Bezeichnungen verbreitet, die sich offensichtlich aus dem noch im Süddeutschland gebräuchlichen Wort „Schranne" ableiten.[1] Ihre gemeinsame Wurzel wird noch in Begriffen wie „Schrage" für Klappbank oder -stuhl deutlich, die auf das lateinische „scamnum" zurückgehen, was Bank oder Schemel bedeutet. In seinem ursprünglichen Sinn bezeichnete man damit einen temporär oder provisorisch aufstellbaren, da klappbaren Verkaufstisch; erst später nannte man auch die hierzu dienenden Plätze und Straßen sowie Bauwerke so, wo derartige Stände geschützter aufgebaut werden konnten. Parallel dazu verweist daher der Begriff „Halle" auf ein Gebäude mit Verkaufsplätzen. Noch heute zeugen in den Zentren vieler Städte Straßennamen wie „Scharn" oder „Halle" von der ehemaligen Existenz dieser öffentlichen Einrichtungen, z. B. die Scharne in Paderborn, Hagenscharrn und Scharrenstraße in Braunschweig, Scharrenstraße in Riga, Große Scharnstraße in Frankfurt an der Oder, Scharnstraße in Achim, Minden und Xanten oder Schirn und Schirngasse in Frankfurt am Main bzw. Hallenplan in Einbeck, Haldenplatz in Hattingen oder auch An den Brotbänken in Lüneburg. In Flensburg steht bis heute ein 1595 errichtetes, als Schrangen bezeichnetes Gebäude, in dessen Durchgang zwischen Nordermarkt und Kirchplatz sich ehemals die Fleisch- und Brotbank befanden.

Die einfachen und aufklappbaren Stände wurden in der Regel vom Rat an Marktbeschicker vermietet, wobei ihre Größe wohl genormt war. 1627 lagerte man in Lemgo die „28 Schragen, so die Wandschneider an den Marckt Tagen gebrauchen", auf dem Boden des städtischen Ballhauses ein.[2] Auch aus Minden gibt es vergleichbare Nachrichten aus diesem Jahrhundert.[3]



Kerzen- und Souvenirstände gehören seit Jahrhunderten und noch heute zum weitläufigen Kapellplatz von Altötting (Oberbayern) und der dort seit über 1000 Jahren besuchten Wallfahrtskapelle. Links Ausschnitt aus einem 1721 veröffentlichten Kupferstich von Michael Wenig, rechts der vergleichbare Blick heute (2012).

Blick in eine der Frankfurter Metzgerschirnen unter dem um 1350 errichteten Roten Haus, eine offene Verkaufshalle mit Platz für mehrere Verkaufsbänke von Fleischern. Aquarell von Carl Theodor Reiffenstein, 1864.

Seit dem 14. Jahrhundert wurden die mit der Zeit oft stabiler werdenden Verkaufsstände und kleinen Werkstattgebäude allgemein als Buden bezeichnet. Wie dieser auch heute noch genutzte Begriff schon erkennen lässt, handelte es sich dabei noch immer um sehr kleine, einfache Bauten, die mitunter verschiedene Aufgaben übernahmen.[4] Mit der Zeit hat man vielerorts wesentliche Teile der Marktplätze mit solchen Verkaufsständen und den sich daraus ergebenden Buden regelrecht überbaut. Allzu oft zu Häusern verfestigt, haben sich durch die anfänglich aufgestellten Schragen und Buden die Marktplätze vieler Städte nicht unwesentlich verkleinert.

Als Grundbegriff für alle in dieser Weise entwickelten Stände und Bauten wird im Folgenden das Wort „Bude" verwendet. Mit dem mittelhochdeutschen Wort „buode" bezeichnete man zunächst allgemein kleine, wohl in der Regel einräumige Bauwerke. Nicht nur die hier im Folgenden interessierenden Verkaufsbuden wurden so genannt, sondern auch kleine Mietshäuser und andere Wohn- und Lagergebäude in privatem Besitz. Der auf alle Kleinbauten passende, aber nicht auf bestimmte Funktionen beschränkte Begriff hat dazu geführt, dass die unterschiedlichen Bauformen in der baugeschichtlichen Forschung oft nicht differenzierter betrachtet wurden. Die Bezeichnung „Bude" kommt zudem in vielfältigen Zusammensetzungen vor und wurde hierbei auch zum Straßenamen: Krambuden (Wolfenbüttel) oder Enger Krambuden, Weiter Krambuden sowie Schüsselbuden für Gassen zwischen dem Rathaus und St. Marien in Lübeck.[5]

Die große Verkaufshalle nimmt das gesamte Erdgeschoss des 1509 bis 1513 aus Fachwerk errichteten Rathauses von Frankenberg (Hessen) ein. Noch heute werden hier Markstände aufgestellt (2020).

Markt und Handel

Der Marktplatz blieb bis in das 19. Jahrhundert in jeder Stadt wesentliches Zentrum des Handels. Erst danach wandelten sich die überlieferten Strukturen, indem man in der Regel seit der Stadtgründung bestehende strenge Vorschriften aufhob, wie und in welchem Umfang sowie mit welchen Gewichten der Warentausch im Groß- wie im Einzelhandel und für Lebensmittel zu geschehen habe.

Ökonomisches Zentrum der Marktplätze waren entgegen landläufiger Meinung weniger die großen Häuser der Kaufleute, die bis heute als **die** Bürgerhäuser und damit als die entscheidende Bebauung jeder Altstadt verstanden werden. Für den Handel mit Lebensmitteln und anderen Dingen des alltäglichen Gebrauchs (Schuhe, Stoffe etc.) gab es vielmehr spezielle Bauten. Auch der als Jahrmarkt oder Messe bezeichnete, auf bestimmte Termine beschränkte Handel mit besonderen Gütern, mit Luxuswaren, Importwaren und Neuigkeiten lief über solche besonderen Orte.

Der Warentausch in der Stadt war über lange Zeit reglementiert, wobei sich drei grundsätzliche Arten des städtischen Markthandels unterscheiden lassen:

- Täglicher Handel mit Waren, die örtliche Handwerker herstellten. Er durfte nicht überall dort stattfinden, wo die Handwerker lebten. Da diese aber an einem dichten Strom von Kunden interessiert waren, siedelte man die Handwerker vor allem am Rande der Märkte oder an anderen besonderen Stellen an, an denen sich der Verkehr konzentrierte. Charakteristisch sind die sich daraus ergebenden Budenreihen, in den Quellen in Westfalen oft als „Scharn“ und in Niedersachsen als „Hoken“ bezeichnet.
- Der Markt mit Lebensmitteln, aber auch vielen anderen Dingen des täglichen Bedarfs war aus verschiedenen Gründen stark reglementiert: Um Betrug durch den Gebrauch falscher Gewichte, aber auch den Verkauf von minderwertiger oder schlechter Ware zu verhindern, durfte er in der Regel nur auf dem Marktplatz und zu festgesetzten Zeiten stattfinden. Hier wurden für den Fleisch- und Brothandel, aber auch für den Einzel-

handel von (geschnittenem) Wolltuch und Leinen überwachte Verkaufshallen unterhalten. Auch die hierbei genutzten Maße und Gewichte wurden kontrolliert, wozu es in der Regel auch eine öffentliche und geeichte Waage auf dem Markt gab.

- Der Handel war auf die Wirtschaft der eigenen Stadt beschränkt. Auswärtige Kaufleute durften nur zu definierten Zeiten in die Stadt kommen und Waren anbieten. Fern- und Luxuswaren konnten daher nur an wenigen Tagen im Jahr, auf den daher sogenannten Jahrmärkten in den örtlichen Warenkreislauf eingebracht werden. Diese „freien Märkte" waren in der Regel (da hierzu die Bevölkerung sowieso zusammenströmte) mit jährlichen Kirchweihfesten verbunden. Mit dem Begriff „Messe" bezeichnete man daher schon im Hochmittelalter nicht nur allgemein die Eucharistiefeier in der Kirche, sondern auch den jährlichen Markt, war dieser doch mit dem Kirchweihfest, d. h. mit einer besonderen Messfeier verbunden. Als Messe galten in der Neuzeit aber nur noch die größeren Jahrmärkte mit einem überregionalen Einzugsbereich und besonderem Rechtschutz.[6]

Innerhalb dieses formalen Rahmens, der zum Schutz sowohl der Käufer wie der Händler eine Überwachung und Kontrolle des Handels gewährleiste, haben sich in den Städten eigene bauliche Strukturen für Marktzonen, für das Handwerkerhaus und für charakteristische Formen des Warenangebotes entwickelt. Dies waren zunächst leicht aufzustellende und noch heute in dieser Weise übliche temporäre Verkaufsplätze, die noch heute schlicht als „Stände", bzw. im Oberdeutschen als „Standl" bezeichnet werden. Zum anderen entwickelte man auch spezielle, für den geregelten Handel geeignete Gebäude, die man unter den Begriff „Kaufhaus" zusammenfassen kann.

Darüber hinaus gab es bald auch stabil und dauerhaft errichtete Stände. Diese wurden als kleine, einräumige Gebäude ausgeführt, in denen Handwerker nach den Wünschen der

Marktstände auf der Messe vor dem Frankfurter Römer. Titelkupfer eines 1696 vom Obrist Johan Albrecht Jormann publizierten Gedichts über die Frankfurter Messe. Bei den für einige Tage während der Messe aufgeschlagenen Ständen handelte es sich um geschlossene, hölzerne Buden, in denen man die Waren auch nachts einschließen konnte. Möglicherweise haben die Händler darin teilweise auch übernachtet.

Wochenmarkt mit Lebensmitteln in Hamburg um 1900 (historische Postkarte).

Kunden Dinge herstellten und anboten. Zunächst vielfach als Hallen oder Scharne/Schirne bezeichnet, nannte man sie später – nachdem sie zunehmend auch bewohnt wurden und dafür ein Obergeschoss erhielten – allgemein niederdeutsch als „Bude" und schließlich seit dem 17. Jahrhundert moderner auch als „Boutique". Noch heute vor allem als Bezeichnung für ein kleines Geschäft gebraucht, ist dies der französische Begriff für „Laden" oder „Geschäft".[7] Nach Deutschland kam „Boutique" wohl im späteren 17. Jahrhundert, zunächst durch die ab 1685 aus Frankreich vertriebenen Hugenotten, wobei er sich in seiner Bedeutung als Speicher oder Magazin zunächst besonders im preußischen Raum verbreitete, später auch in verballhornter Form als „Budike".[8] Der Begriff wurde bald in ganz Deutschland als Bezeichnung eines Verkaufsraums für besondere Dinge üblich, insbesondere in den vielen Kur- und Ferienorten, wo die Kunden bis heute Zeit und Muße zum Stöbern nach besonderen Dingen haben. Seit dem 19. Jahrhundert gelangte der Begriff im Zuge der französischen Sprachmode ein zweites Mal in den deutschen Sprachgebrauch, erneut in der originalen Schreibweise. In der Bedeutung eingeengt als „gepflegtes Kleidungs- oder Schmuckgeschäft" ist er bis heute gebräuchlich.

Als Wochenmarkt blieb der Lebensmittelmarkt bis heute weitgehend in seiner seit Jahrhunderten überlieferten Form erhalten, insbesondere, weil bei ihm die Stände noch immer auf- und abgebaut werden. Die Rahmenbedingungen des ein- oder mehrmals in der Woche stattfindenden Marktes waren zum Schutz der Käufer schon immer detailliert geregelt: Nach der 1714 erneuerten, im Kern aber wesentlich älteren Marktordnung von Warendorf durfte z. B. an den gewöhnlichen Markttagen aller Handel nur auf dem Marktplatz erfolgen. Explizit verboten war es daher den in die Stadt kommenden Landleuten, Lebensmittel oder Brennholz schon vor oder am Stadttor oder auf den zum Markt führenden Straßen

abzukaufen. Auch innerhalb des Marktes waren die Verkaufsplätze definiert: Die von den Bauern angebotenen Lebensmittel (wie Butter, Käse, Eier, Hühner, Gänse, Enten oder Fische) durften nur vor dem Rathaus (zwischen der Hauptwache und dem Kirchhof) und Getreide (Roggen, Weizen, Gerste, Buchweizen, Erbsen und dergleichen) nur vor dem Stadtkeller nördlich vom Rathaus angeboten werden. Heu, Stroh und dergleichen wurde nicht auf dem Marktplatz, sondern auf dem nahe gelegenen Heumarkt verkauft. Besondere Regelungen gab es, wenn die Bauern ihre Produkte nicht selbst auf dem Markt verkaufen konnten und dies Händlern überließen. Diese hatten die Waren dann wie die Bauern auf dem Markt anzubieten, durften darüber hinaus aber auch an jedem anderen Tag aus ihren Häusern heraus, jedoch nur bei geöffneten Falltüren verkaufen, sodass keine Heimlichkeiten entstanden. Denjenigen, die diese Regeln übertraten, wurden die Waren konfisziert, um sie dem Waisenhaus zu überlassen.[9]

Schragen und Buden

Die frühen Marktsiedlungen, die manchen älteren Städten vorausgegangenen waren, wie etwa die Radewik vor Herford und später die Altstadt Herford, aber auch die Ufermärkte von Minden oder Höxter wurden von den noch nicht sesshaften Kaufleuten zunächst wohl nur zeitweise besucht. Charakteristisch ist es bis in das 12. Jahrhundert, dass sich Kaufleute bei solchen Märkten massive Kirchen errichten ließen, um diese auch als feuer- und einbruchsicheres Lagerhaus während ihrer Abwesenheit zu nutzen. Diese oft dem Hl. Niko-

Wanderhändler um 1900. Er konnte sein Warenangebot überall schnell präsentieren, da er nur die Transportkiste auf zwei Schragen stellen und aufklappen musste (historische Postkarte aus England).

Handwerkerhäuser am Hoken, zwischen dem Markt und dem Kirchplatz St. Benedikt in Quedlinburg. Die Fachwerkhäuser über kleinstem Grundriss sind aus mittelalterlichen Verkaufsbuden hervorgegangen (2019).

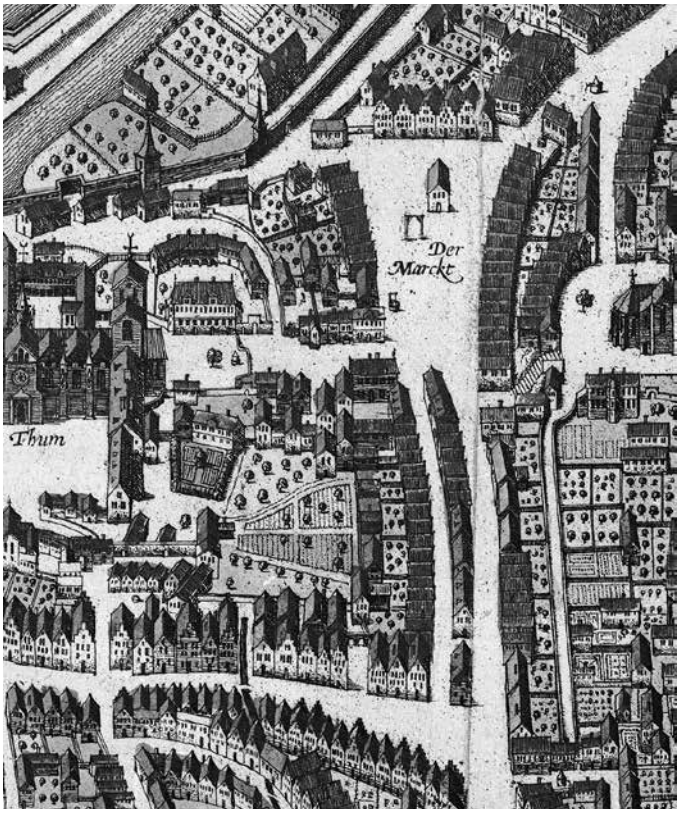
laus (dem Patron der Kaufleute) geweihten Kirchen gehörten keiner Kirchengemeinde, sondern einer Gemeinschaft von Kaufleuten.[10]

Markt und Scharn in Minden

Die Entwicklung vom Schragen, dem temporär aufgestellten Verkaufsstand, zur Bude lässt sich anhand der Stadtentwicklung von Minden an der Weser nachvollziehen:[11] Wie andernorts stellte man wohl im 13. Jahrhundert auch in dieser Stadt auf dem zunächst bestehenden, etwa 18 m breiten und 150 m langen Straßenmarkt eine mittlere Reihe von Verkaufsständen auf. Zunächst wohl nur temporär aufgestellt, wurden hieraus zunächst Hallen, später dann dauerhaft „Buden" genannte Verkaufsstände, neben denen nur zwei parallele schmale Straßenräume verblieben, von denen man den östlichen schon im 14. Jahrhundert als „im Scharn" und davon abgeleitet noch bis 1945 als Scharnstraße bezeichnete. Die westliche Parallelstraße erhielt die sich aus der Topografie ergebende Benennung Hohe Straße oder später Hohnstraße. Offenbar gehörten die Verkaufsstände zunächst zu den ihnen östlich gegenüber liegenden Hausstätten wohlhabender Kaufleute, waren also

vor deren Besitzungen auf dem Marktraum aufgestellt worden; die Standflächen sind später zu einem den Häusern zugehörigen Besitz geworden. Zu jedem der Häuser scheinen zwei bis drei solcher Verkaufsbuden gehört zu haben, die in späterer Zeit separat weiterverkauft worden sind. Analog bestand noch bis in das frühe 19. Jahrhundert bei den weiter südlich stehenden Häusern an der Westseite des Marktes das Recht, während der Jahrmärkte vor den Häusern auf dem Markt jeweils zwei bis drei Buden zu errichten.

1354 werden „twe halle, de belegen sindt in den Scheren" genannt, von denen die eine 1364 dann als Bude bezeichnet wird. Dieser Wandel der Bezeichnung von Halle zu Bude während des 14. Jahrhunderts dürfte mit dem Funktions- und dem damit zusammenhängenden Gestaltwandel zusammenhängen. 1387 lässt sich nach den schriftlichen Quellen zum ersten Mal eine solche Bude als Dauerwohnung nachweisen. Aus Verkaufsständen mit zunächst vielleicht noch offenen Hallen waren kleine, auch bewohnte Gebäude geworden. Sie galten nun auch als eine eigene Hausstätte, die verkauft oder beliehen werden konnte. Das Erdgeschoss diente als Werkstatt, Laden oder auch als Wirtschaftsraum, das höhere Obergeschoss als bewohntes Hauptgeschoss. Diese Buden hatten zumeist kräftige Fachwerkgerüste von vier Gefachen Länge, bei denen die Geschossbalken weit über Knaggen unterschiedlicher Gestalt vorkragten. Nach 1500 begann man, zur Erweiterung der beengten Räume weitere Geschosse aufzusetzen, sodass schließlich aus den kleinen Buden nicht selten turmartige, teilweise viergeschossige Etagenmietshäuser hervorgingen.



Markt und Scharn in Minden, Ausschnitt aus dem Vogelschaubild, um 1657 von Wenzel Hollar gestochen (Süden oben): Nördlich vom Marktplatz schließt sich der Straßenmarkt an, bestimmt von einer langen Reihe von Scharnhäusern.

Die aus Verkaufsbuden entstandene Häuserreihe „Scharn" in Minden, die bis 1945 zwischen der Scharnstraße und Hohnstraße nördlich vom Marktplatz stand. Sie wurde eingefasst vom Rathaus (rechts) und dem Kaufhaus (links). Links Fotografie um 1890 mit Wochenmarkt auf dem Marktplatz: Blick über die Marktstände, die schlichten von der Stadt aufgestellten Bänke und einzelne Karren und Fuhrwerke der Lebensmittel verkaufenden Bauern. Rechts der gleiche Blick in den Scharnbereich nach Zerstörung der mittleren Häuserreihe und der „Freilegung" des breiten Straßenmarktes; Zustand nach Abschluss des Wiederaufbaus um 1958.

Mit der stetig höher werdenden Reihe der mittleren Häuser gerieten die Häuser an den Außenseiten von Hohn- und Scharnstraße in den Schatten; es entstanden zwei enge und düstere Straßen. Schon vor 1844 wurde über den Abbruch der dazwischenstehenden schmalen Häuserzeile diskutiert, die man nun als „kleine, unansehliche Häuser" sah und das Stadtbild verunstalteten würden. Ab 1896 bemühte sich die Stadtverwaltung darum, die Scharnhäuser nach und nach für den Abbruch anzukaufen, wobei man nun damit argumentierte, dass dies für den Verkehr notwendig sei. Von einzelnen Abbrüchen abgesehen, wurde die Umsetzung dieser Planung erst durch Bombentreffer 1945 leicht durchsetzbar.

Diese für Minden nachvollziehbare Entwicklungslinie vom offenen Verkaufsstand zum kleinen, aber vielgeschossigen Haus lässt sich ebenso für die Zentren zahlreicher anderer Städte nachweisen. Auch das Ende der weit in die Stadtgeschichte zurückreichenden Entwicklungsgeschichte durch Abbruch der seit dem 19. Jahrhundert zumeist als unpassend empfundenen Bauten war vielgeübte Praxis. Wegen der unterschiedlichen Formen der ursprünglich oft wesentlich größeren Marktplätze und spezifischen Bedingungen des örtlichen Handwerks hat man allerdings immer wieder andere Lösungen entwickelt: In Warendorf wurde ein großer Teil der südlichen Marktplatzfläche mit zwei Reihen von Marktbuden bebaut. Sie entwickelte man in der Neuzeit zu größeren Häusern, wobei südlich davon nur noch eine schmale, heute als Krickmarkt (= der Markt für alte Pferde) bezeichnete Straße verblieb. Mit einer doppelten Budenreihe trennte man auch in Dortmund den Marktplatz vom Westenhellweg, in Wiedenbrück von der Langen Straße und in Lemgo von der Kramergasse.

Auch in Frankfurt am Main gab es zwischen dem Römerberg genannten Markt und dem parallelen Mainufer eine doppelte Reihe von Scharnhäusern mit Durchgängen von der Bendergasse zur Saalgasse. Ihre Erdgeschosse bestanden noch bis in das 20. Jahrhundert aus traditionellen Verkaufsständen (Zeichnung von Carl Theodor Reiffenstein 1875).

Marktzone von Lemgo

Auch in der Stadt Lemgo hatte der Marktplatz zunächst im 13. Jahrhundert wesentlich größere Ausmaße und ist in noch gut nachvollziehbarer Weise nach und nach durch dem Verkauf dienende Stände und Buden „zugestellt" worden.[12] Zunächst umfasste er offensichtlich die gesamte Fläche westlich der Nikolaikirche zwischen Mittelstraße, Kramerstraße und Papenstraße. Auf dieser Fläche sind zunächst Kaufhaus (später Ballhaus) und

Plan der Marktzone von Lemgo im Spätmittelalter (dunkler: Kirche und städtische Bauten; heller: Marktbuden). Eine weitere Reihe von Buden zwischen dem Kirchhof und der Mittelstraße (Grundlage Urkatasterplan von 1881).

ein weiterer Saalbau (aus dem das Rathaus hervorging) sowie ein herrschaftliches Gerichtshaus und ein weiterer öffentlicher Großbau (später Zeughaus) gestellt worden, dann aber auch wohl mehr als 50 Buden, aus denen schließlich mehrere Häuserreihen hervorgingen: Ende des 13. Jahrhunderts gestattete der Stadtherr Simon I. zur Lippe den Lemgoer Bürgern, auf ihrem Marktplatz „bodas" zu errichten.[13] Am westlichen Marktrand wurde aus einer doppelten Reihe von insgesamt etwa 26 bis 30 Buden eine Reihe größerer Häuser und auf der Westseite vom Rathaus machte man aus einer Reihe von Buden seit der frühen Neuzeit Rathaus-Erweiterungen.[14] Etwa 20 weitere Buden wurden zudem zwischen dem Kirchhof und der Mittelstraße errichtet, aus denen die bis heute in einzigartiger Geschlossenheit erhaltene Reihe kleiner Häusern zumeist des 16. Jahrhunderts hervorgegangen ist.[15] Ob diese allerdings wie die übrigen angesprochenen Häuser aus Verkaufsbuden hervorgegangen sind oder hier von Anfang an kleine Wohnungen für kirchliche Bedienstete standen, ist nicht bekannt.[16]

Ein Gebäude dieser Budenreihe am Kirchplatz, bislang als Wohnung einer Familienvikarie dienend, wurde im Zuge der Reformation 1537 zur zukünftigen Lehrerwohnung der städtischen Lateinschule bestimmt. Zunächst war hier auch die Schule untergebracht.[17] Diese Schule konnte ab 1559 mit dem ihr zugewiesenen Vermögen des ehemaligen Priesterkalands weiter ausgebaut werden:[18] An der Stelle von zwei Buden errichtete man ein neues Schulhaus von Fachwerk.[19] Das Doppelhaus Mittelstraße 43/45 weist ein durchgängig verzimmertes Fachwerkgerüst auf,[20] ist damit doppelt so lang wie die anschließenden Haustätten und wurde erst nachträglich in zwei eigenständige Besitzungen unterteilt.[21] Die Nachrichten, dass der Rat der Stadt Lemgo 1544 und dann 1559 „mit grossen unkosten de schole erbouwet" hätte und die neue „schole up den kerckhoff" stände, dürften sich auf

Budenreihe zwischen dem Kirchhof St. Nicolai und der Mittelstraße in Lemgo. Im Vordergrund das 1559 für das Gymnasium neu auf der Fläche mehrerer kleiner Häuser errichtete Schulhaus (2017).

Blick von Nordwesten in die Marktzone von Münster um 1900: Vor der St.-Lambertikirche stand an zentraler Stelle zwischen den großen Kaufmannshäusern bis 1906 eine dichtgedrängte Gruppe kleinster, als „Drubbel" bezeichneter Häuser.

dieses Gebäude beziehen.[22] Das bis heute erhaltene Schulhaus wurde mit einer Länge von acht Gefachen errichtet, wobei man beide Längsfronten in zeittypischer Weise gestaltet hat: Die Balkenköpfe der jeweils zwei starken Vorkragungen werden von tief gekehlten Knaggen getragen. In den Ansichten ist zudem jeder zweite Ständer durch breite Fußbänder gesichert. In den beiden Stockwerken bestanden ehemals wohl jeweils nur ein oder zwei Klassenräume. Auch der vergrößerte Neubau bot jedoch nicht ausreichend Platz, denn 1562 wurde eine dem hl. Jakob geweihte (in ihrer Lage nicht weiter bekannte) Kapelle zu einem weiteren Klassenraum umgebaut.[23] 1583 gab man alle bisherigen Gebäude auf und verlegte die gesamte Lateinschule in das aufgelöste Kloster der Augustinerinnen am Rampendahl.[24] Das erste Schulhaus ist später privatisiert und in zwei Wohnhäuser geteilt worden, die damit wieder das kleine Format der mittelalterlichen Buden hatten.[25]

Münsters Straßenmarkt – Marktzone mit unterschiedlichsten Handelsplätzen

Das komplexe Gefüge einer Marktzone, wie sie im Mittelalter in vielen Städten entwickelt worden ist, zeigt exemplarisch die Stadt Münster: Hier kann allerdings weder die gesamte Stadtentwicklung noch die Baugeschichte einzelner Gebäude referiert werden. Der Fokus

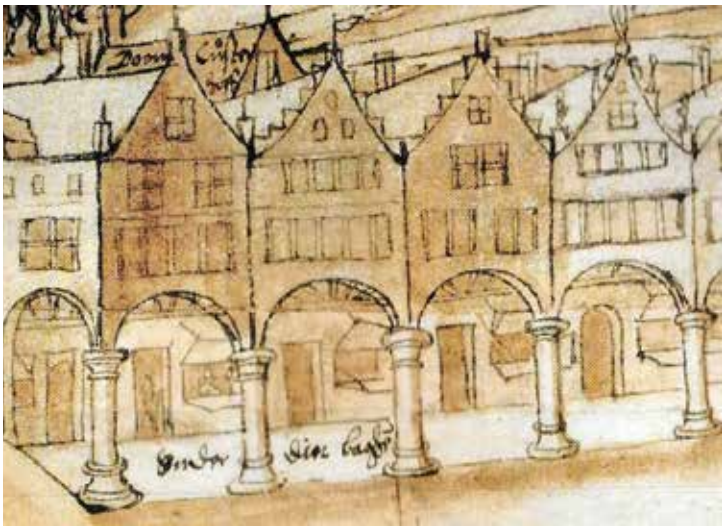
liegt vielmehr auf den speziellen Orten des Handels, wie sie nach einem großen Stadtbrand 1121 entwickelt worden sind. Hierbei offenbart sich ein erstaunlich breites Spektrum besonderer Einrichtungen im Bereich des langen, als Prinzipalmarkt und Roggenmarkt bezeichneten Straßenmarktes: Neben einer größeren Zahl von Verkaufshallen spezieller Berufsgruppen gehörten hierzu an der Wende zur Neuzeit auch mehr als 50 Verkaufsbuden. Diese sind heute ausnahmslos verschwunden und auch weitgehend vergessen, haben aber bis in das 18. Jahrhundert Stadtraum und Wirtschaftsstruktur sicherlich weitaus stärker geprägt als die heute noch erhaltenen und für die Altstadt von Münster als Synonym geltenden, den Straßenmarkt säumenden Bogenhäuser der Kaufmannsfamilien.

Sowohl feststehende Verkaufsbuden wie auch ein Handel aus den Häusern heraus gab es am Prinzipalmarkt nachweislich schon im 12. Jahrhundert. Die Aufsicht über den Markt ist in dem wohl schon seit dem 10. Jahrhundert existierenden Marktrecht fixiert und gehörte bis zu Stadtwerdung um 1173 zu den einträglichen Rechten des Marktvogtes. Dieser erhob von allen Händlern Marktgeld, sowohl von denen, deren Marktbuden auf den öffentlichen Flächen standen, als auch von den Inhabern der Verkaufsläden in den anliegenden Häusern, die daraufhin die Erlaubnis erhielten, die „veldoer", das Fallbrett bzw. die Klappen an den Hausfronten als Verkaufstisch herabzulassen.[26]

Falltür oder Feiltür?

Ob sich der für die Verkaufstische vor den Häusern in Münster übliche Begriff „Falltür" auf ihre Konstruktion (mit dem Niederklappen oder -fallen des Holzladens) oder auf das Feilhalten als alter Begriff der Warenpräsentation bezieht,[27] ist nicht entschieden. Auch die

Das 1540/42 gemalte Bild für den Monat November auf der astronomischen Uhr im Dom von Münster thematisiert das ehemals für diesen Monat typische Schlachten von Schweinen, gezeigt vor Häusern des Prinzipalmarktes von Münster. Im Zentrum ist ein Verkaufsstand mit geöffneter Falltür dargestellt.



Schematische Ansicht des Prinzipalmarktes aus dem Jahr 1609. Unter den Bögen aller Kaufmannshäuser sind Verkaufsstände mit geöffneten „Falltüren" dargestellt.

in Deutschland verbreitete Bezeichnung „(Kauf-)Laden" ist auf den niederzuklappenden Holzladen zurückzuführen. Solche an den Fronten von Kaufständen angebrachten, der Warenauslage dienende Klappen oder Klappläden sind für Münster seit dem 16. Jahrhundert vielfach bildlich belegt. Schon auf drei der 1540/42 von Ludger tom Ring gemalten Monatsbildern an der astronomischen Uhr im Dom werden sie dokumentiert.[28] Hier sehen wir jeweils einen „geöffneten" Verkaufsplatz, bei dem ein Laden nach unten, ein zweiter nach oben geklappt und beide durch einen Holzstab auseinandergehalten werden. Eine vergleichbare technische Lösung zeigen alle Verkaufsbuden und fast alle Stände unter den Bogenhäusern am Prinzipalmarkt auf der 1609 geschaffenen Ansicht der Innenstadt von Münster.[29]

Kramgaden am Michaelertor

Einer der besten Standorte für den Verkauf war über Jahrhunderte das wohl im 12. Jahrhundert errichtete Michaelertor, das gegenüber vom Rathaus den Prinzipalmarkt mit dem Domplatz verband.[30] Neben dem bischöflichen Hof gelegen, befand sich im Obergeschoss des Tores eine hierzu gehörende Kapelle. In der Durchfahrt darunter waren entlang beider Seitenwände jeweils zwei Krambuden eingebaut. In der Mitte des 13. Jahrhunderts befanden sich hier wohl für kürzere Zeit Verkaufsstände der Metzger.[31] Sie wurden bald verlegt und machten anderen Händlern Platz. Deren Stände wurden im 15. Jahrhundert als „mansio sive camera" (= Quartier oder Kammer) bezeichnet, im 17. Jahrhundert auch als „Bohne" (= Bühne) oder „Gadem".[32] Der letzte, seit dieser Zeit weitverbreitete Begriff stammte ursprünglich aus dem Oberdeutschen[33] und bezeichnete zunächst einen kleinen Raum, einen Verkaufstand, aber auch andere schlichte Bauten verschiedener Funktion, etwa ein kleines Gebäude zum Wohnen.[34] Gerade für einen Verkaufsstand, ein „Kramgadem", blieb diese Bezeichnung in ganz Deutschland noch bis um 1800 üblich. In Norddeutschland, aber auch schon östlich vom Teutoburger Wald und im Weserbergland gebrauchte man stattdessen den ebenfalls schon seit dem Mittelalter bekannten Begriff „Bude". Beide Begriffe verweisen darauf, dass eine wohl nur aus einem einzigen Raum bestehende „Ar-

chitektur“ gemeint ist, die als Werkstatt und Warenlager genutzt werden konnte. Auf einer Ansicht von 1609 sind Kramgaden mit ihren geöffneten Verkaufsläden am Michaelertor deutlich zu erkennen.[35]

Die wegen der günstigen Lage vom Michaelertor stets hohe Pacht war eine feste Einnahme des Domküsters und betrug schon im 17. Jahrhundert zehn Taler jährlich.[36] Auch weil der Küster nicht auf die Einkünfte verzichten wollte, ersetzte man diese Gademe nach Abbruch des baufälligen Tores 1778 durch eine zu dieser Zeit als „Boutiquen“ bezeichnete Reihe von Verkaufsbuden auf der nördlichen Seite der Durchfahrt.[37] Noch mehrmals erneuert und verändert, haben sich diese Boutiquen bis zu Bombentreffern im Jahr 1943 erhalten. Ungewöhnlich ist, dass sich für diese Stände Nachrichten über deren Pächter schon seit dem 14. Jahrhundert erhalten haben. Genannt werden Handwerker, die auf kleinem Raum so hochwertige Produkte herstellten, dass sie sich hohe Mieten für diesen besonderen Standort leisten konnten:[38] Schon im 14. Jahrhundert werden eine „apothecaria“ (Gewürzhandlung), 1436 ein Schuhmacher, 1515 ein Buchhändler, später dann ein Goldschmied, eine Strickerin und eine Anisbrennerei genannt.[39] Um 1800 wurden die Räume jeweils für vier Jahre verpachtet, wobei wegen der unterschiedlichen Größen zwischen sechs und zehn Rthl. jährlich zu zahlen waren. Nachdem man die Boutiquen gründlich repariert hatte, erfolgte 1810 ihre öffentliche Neuverpachtung auf nun zwölf Jahre: Die drei größeren übernahmen für zehn bis 15 Taler Josef Dankelmann, Gottfried Wecke und Anton Henrich Specht, während die beiden kleineren für nur vier Taler an die Krämer Johann Georg Geiß und Johann Gehling gingen.[40] 1842 hat man vier der Boutiquen an den Bäcker Arnold Bühren verkauft,[41] dessen Nachfahren die Ladengeschäfte (zuletzt Michaelerplatz 5–8) bis zur Zerstörung insbesondere an Kurzwaren- und Zigarrenhändler, Uhrmacher sowie Frisöre vermieteten.[42]

Prinzipalmarkt

Die Verkaufsbuden im Michaelertor waren zu beengt, um sie auch zu bewohnen und damit nicht geeignet, daraus kleine Häuser werden zu lassen. Der in Münster zunächst schlicht

Am Prinzipalmarkt von Münster: Verkaufsbuden im Michaelertor mit geöffneten Falltüren. Blick von Osten über den sich links und rechts anschließenden Prinzipalmarkt mit weiteren Verkaufsläden. Ausschnitt aus einer Ansicht von 1609.

als „forum", dann bis in das spätere 16. Jahrhundert als „der Markt" und erst seitdem vornehmer als „Prinzipalmarkt", d. h. als Hauptmarkt, [43] bezeichnete Platz zog sich als recht schmaler Straßenmarkt im Halbkreis um die ältere und zunächst befestigte Domburg. Seit Beginn des 14. Jahrhunderts war er beidseitig durch Vorbau von Bögen an den Häusern in seiner Breite reduziert; erst zu diesem Zeitpunkt entstanden also die bis heute charakteristischen Bogenhäuser.[44]

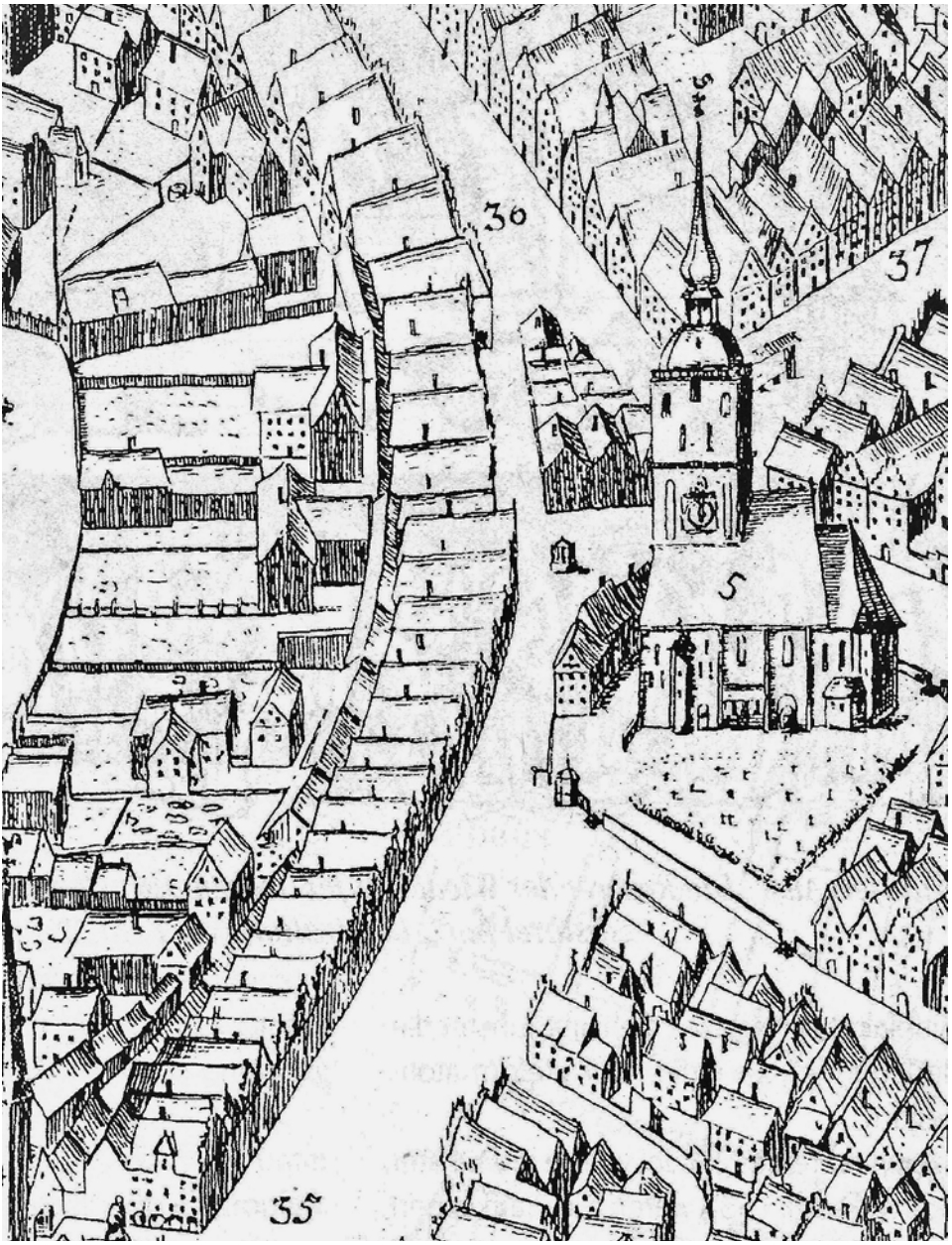
Nur an zwei Stellen reichte die Breite des Platzes aus, um dort Verkaufsstände zu errichten. Diese wurden von den Inhabern mit der Zeit ausgebaut und zu kleinen Wohnhäusern erweitert. Beide Gruppen waren in der Neuzeit mit charakteristischen Spitznamen belegt: Zum handelte es sich um das sogenannte Hölzerne Wams – eine schmale Reihe einfacher Bauten, die sich wie ein eng anliegendes Kleidungsstück um die Marktkirche (St.-Lambertikirche) herumzog. Zum anderen gab es eine Gruppe, hervorgegangen aus zwei Reihen von Buden, die man später „Drubbel" nannte.

Das Hölzerne Wams

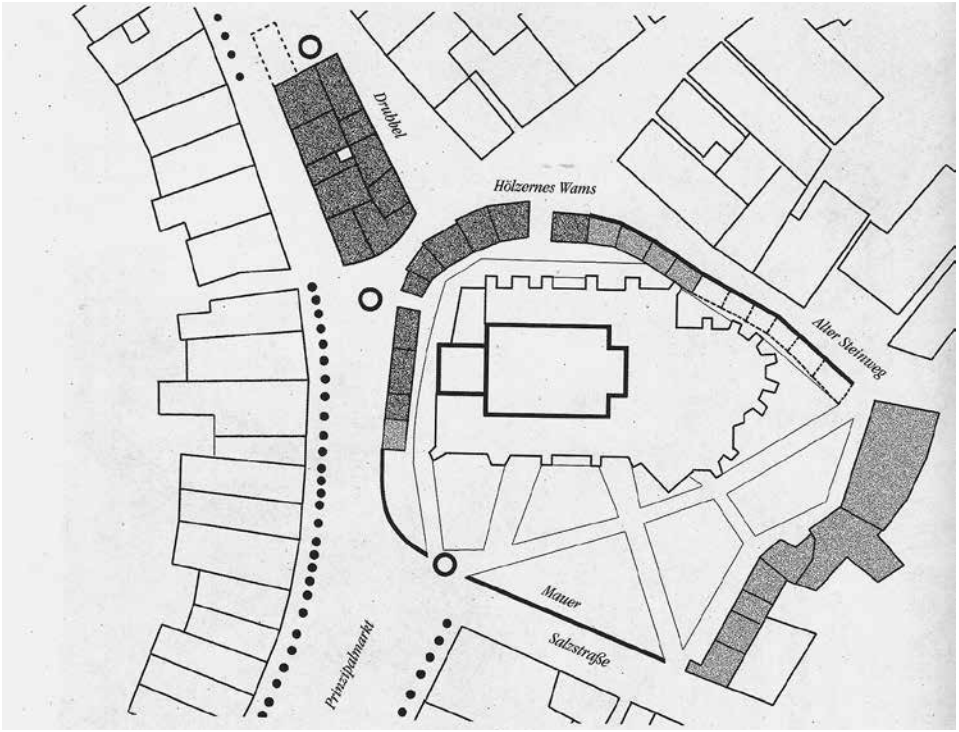
Die St.-Lambertikirche stand an einem zentralen Ort in der Marktzone, dort, wo ehemals verschiedene Fernstraßen einmündeten. Wohl schon seit dem 11. Jahrhundert war sie auf drei Seiten von einer Reihe schmaler und einfachster kleiner Bauten umgeben.[45] Da diese am Rand des Friedhofes und damit auf dem Grund der Kirche standen, mussten die Besitzer ihr Wortgeld (= Grundpacht) nicht dem Rat der Stadt, sondern der Kirche zahlen.[46] Möglich ist, dass diese Bautenreihe zu einer Zeit, als die sich erst langsam bildende Siedlung Münster noch keine Befestigung hatte, aus sogenannten Kirchhofspeichern hervorgegangen ist. Diese sollten der ländlichen Bevölkerung insbesondere in nicht befestigten Siedlungen Schutz an ihrer Pfarrkirche bieten.[47]

Die Bezeichnung dieser Verkaufsbuden wechselte verschiedentlich: Zunächst nannte man sie wegen der hier zahlreich ansässigen Schuster „Schomakerriege" (= Schuhmacherreihe), später aus nicht bekannten Gründen „an der Bassen".[48] 1184 werden einzelne dort stehende Bauten als „lobium" bezeichnet, womit – ebenso wie mit „Bude" – eine einfache Hütte gemeint ist.[49] In den romanischen Sprachen entwickelten sich aus „lobium" die Begriffe „loge" und „loggia". Später wechselten sich noch verschiedene weitere Bezeichnungen ab, die aber alle lediglich auf kleine einfache Bauten hinweisen, auch wenn diese schon im 13. Jahrhundert auch bewohnt worden sind: 1233 wird daher von einer „proprietas piralis" (eine beheizbare Wohnung) bzw. 1320 von einer „pirale sive camera" (einem beheizbarem Raum oder Kammer) gesprochen, 1354 von „cubiculorum" (einer kleinen [Schlaf-] Kammer), 1357 von „domuncula apud cimeterium s. Lamberti" (einem kleinen Häuschen am Friedhof von St. Lamberti), 1365 von „parva domus, que vulgariter dictur eyn gadem" (einem kleinen Haus, auch als Gadem bezeichnet), 1411 von einem „luttike hues" (einem kleinen Haus), 1502 von einer „officina" (einer Werkstatt). Seit dem 16. Jahrhundert setzte sich dann der niederdeutsche Begriff „Gadem" durch.[50]

Im Spätmittelalter lassen sich in der Reihe 18 kleine Buden nachweisen. Nachdem im Laufe der Zeit einige abgebrochen, andere zu größeren Einheiten zusammengefasst waren, hatten sie sich zu 14 dreigeschossigen Häusern mit oft gewölbten Kellern entwickelt. 1774 wurde der Friedhof geschlossen und 1775 brach man die noch vorhandenen Bauten ab.



Das Zentrum der münsterischen Marktzone mit den langen Reihen von Bogenhäusern entlang dem Prinzipalmarkt und der darauf stehenden St.-Lambertikirche mit umgebenden Friedhof: Vor dem Kirchturm sind ein Teil der 1775 abgebrochenen Schomakerriege (oder „Hölzernes Wams"), dahinter auf dem Roggenmarkt die „Drubbel" genannten Verkaufsbuden (daneben die Häuser ohne Bögen) und die anschließende Münze sichtbar. Hinter dem Turm rechts ist auch das Schutzdach der Fischbänke an der Einmündung des Fischmarktes erkennbar. Ausschnitt aus der 1636 veröffentlichten Vogelschau von Everhard Alerdinck (Umzeichnung von Heinrich Guttermann 1930).



Plan der Marktzone von Münster im Umkreis der St.-Lambertikirche, Zustand 18. Jahrhundert: Um die Kirche herum stand bis 1775 eine Reihe von Buden, das „Hölzerne Wams". Nördlich davon Am Beginn des Roggenmarktes stand eine weitere, „Drubbel" genannte Gruppe von Buden.

Ausschlaggebend waren städtebauliche Gründe: Man wollte nicht nur eine Verbreiterung der Straßen, sondern auch eine Verbesserung des Stadtbildes erreichen.[51] Um aber weiter die Pachtgelder zu erhalten, ließ die Kirchengemeinde am Südrand des Kirchhofes entlang der Salzstraße als Ersatz zehn neue hölzerne „Boutiquen" errichten, die schon 1816 wieder beseitigt wurden.[52]

Der Drubbel

Die zweite Gruppe von Verkaufsbuden war anders konzipiert. Sie stand nördlich der St.-Lambertikirche auf dem ab hier (wegen des dort konzentrierten Handels mit Lebensmitteln) als Roggenmarkt bezeichneten Platz. Mitten darauf stand eine eng stehende Gruppe von Bauten, deren Besitzer für diese Standflächen keine Grundpacht entrichten mussten.[53] Wegen ihrer exponierten Lage wurde diese Gruppe im 17. Jahrhundert als „Eiland", seit dem 18. Jahrhundert dann mit dem westfälischen Begriff „Drubbel" bezeichnet, ein westfälischer Ausdruck für einen Haufen, d. h. für eine dichte Ansammlung kleiner Bauten.[54] Der Drubbel dürfte spätestens im 12. Jahrhundert entstanden sein, noch bevor die den Markt säumenden Kaufmannshäuser ihre Vorbauten über Bögen erhalten hatten, denn wegen der Enge der Verkehrsfläche fehlen diese Bögen bei den vier direkt gegenüberstehenden Häusern.[55] Nördlich an den Drubbel schloss sich freistehend die zunächst seit

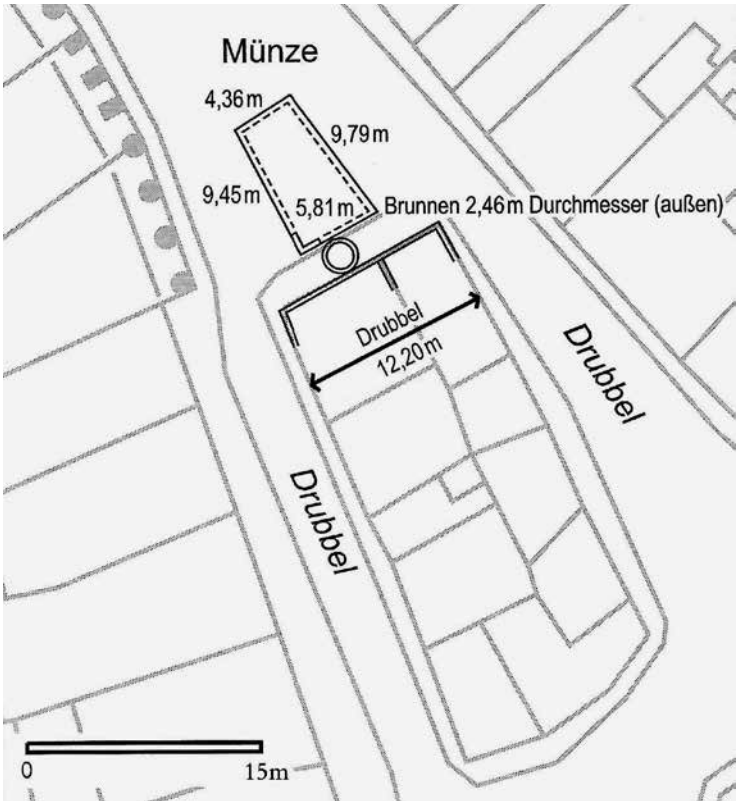
Der Drubbel in Münster (um 1900).

dem 12. Jahrhundert landesherrliche, später städtische Münze an. Sie wurde 1364/79 mit massiven Wänden erneuert und nach langem Verfall schließlich 1712 abgebrochen.[56]

Archäologisch konnte nachgewiesen werden, dass man die Baugruppe im späteren 13. Jahrhundert offensichtlich in einer gemeinsam durchgeführten, daher wohl öffentlichen Maßnahme erneuerte, wobei das durchgehende Kellermauerwerk auf zunächst sechs Gebäude hinweist, die später teilweise weiter unterteilt worden sind.[57] Zuletzt handelte es sich um zehn Häuser auf winzigen Grundstücken, fast alle ohne jede Freifläche, daher aber hoch aufragend, die in zwei parallelen Reihen standen.

Die zuletzt als malerisch geltende Baugruppe des Drubbels ist vor und auch während des Abbruchs 1906/07 vielfach fotografiert worden, sodass sich noch manches zu den einzelnen Bauten und ihrem Alter ermitteln lässt. Die meisten reichten offensichtlich in ihrem Bestand noch bis in spätmittelalterliche Zeit zurück, wobei es sich wohl um mindestens zwölf einräumige Buden mit nahezu quadratischen Grundflächen von 25 bis 50 qm Grundfläche und massiven Umfassungswänden gehandelt hat, über denen sich jeweils ein oder zwei Fachwerkgeschosse erhoben. Diese kragten wegen der beengten Verhältnisse weit über Kopfbänder vor, von denen viele noch spätgotische Gestaltung zeigten. Einer der Fachwerkaufsätze scheint erst 1636 verzimmert worden zu sein.[58] Später sind die Bauten teilweise modernisiert und hierbei mit neuen massiven Fassaden versehen worden.[59] Nur das Haus Drubbel 7 hatte man noch 1796 ganz neu errichtet.[60]

Inhaber/bzw. Bewohner dieser kleinen Häuser sind seit dem 15. Jahrhundert überliefert.[61] Zumeist handelte es sich um Handwerker, die auf einer geringen Fläche ihre Ar-



Lageplan vom 1906 abgebrochenen Drubbel und der westlich anschließenden, 1712 abgebrochenen Münze auf dem Roggenmarkt von Münster.

beiten ausüben und von der Werkstatt aus verkaufen konnten, wie z. B. Wandschneider, Schuhmacher, Krämer, Buchbinder, Goldschmied, Uhrmacher, Pelzhändler, Hutmacher, Blechschläger oder Putzmacherin und Näherin.

Fischstände

Zwischen dem Hölzernen Wams, den Buden um die Lambertikirche und dem Drubbel mündete eine weitere, nach Norden führende Hauptstraße in die Marktzone, noch heute als (Alter) Fischmarkt bezeichnet. Der auf einen zusätzlichen speziellen Handelsort hinweisende Name ist schon seit 1302 belegt.[62] Auf dem oberen, etwas breiteren Ende des Fischmarktes gab es bis 1744 neben der Lambertikirche Verkaufstische der Fischhändler, die 1487 als „Vyssbencken" genannt werden. Nur aus zwei Ansichten des 17. Jahrhunderts kann deren Gestalt erschlossen werden: Sie wurden mit einem fest aufgebauten, schlichten Holzdach geschützt.[63]

Scharne und Kornhaus auf dem Roggenmarkt

Es gab auch zwei Verkaufshallen für das Fleisch, die sogenannten Scharnen. Beide gehörten dem Rat und waren jeweils einer Fleischhauergilde zur Nutzung verpachtet. Nachdem im 13. Jahrhundert wechselnde Standorte des „marcellum" belegt sind, befand sich die vor 1265 erstmals genannte Scharne (schon vor 1387 als „Alte Scharne" bezeichnet) spätestens 1343 städtebaulich exponiert vor dem nördlichen Kopf des Roggenmarktes (Bogenstaße 18–19),

Die Häuser auf der Südseite des Drubbels in Münster um 1900. Es waren bis zum Abbruch 1906 sehr schmale, drei- und viergeschossige Fachwerkbauten, ohne Freiflächen unmittelbar aneinandergebaut.

d. h. am nordwestlichen Ende der Marktzone.[64] Das 1774 auf landesherrlichen Befehl zum Komödienhaus umgebaute und 1894 abgebrochene Gebäude war ein großformatiger Massivbau über einer Grundfläche von 24,20 x 13,05 m mit hohem Satteldach. Der Bau scheint in dieser Form aus dem frühen 16. Jahrhundert zu stammen (1693 modernisiert) und diente zugleich als städtisches Kornhaus: In Obergeschoss und Dach lagerte der Rat auf mehreren Böden große Vorräte von Roggen (200–400 Malter) als Vorrat für Notzeiten ein.[65] Das Erdgeschoss diente als Verkaufshalle, wobei es dort um 1600 wohl 13, später zehn verschließbare Fleischstände gab.[66] 1679 wurden die Falltüren vor den Verkaufsständen der zur Gilde gehörenden Fleischerfamilien von einem Kleinschnitzer erneuert.[67]

Scharne am Prinzipalmarkt

Eine zweite, erst seit 1343 bestehende sogenannte Neue Scharne befand sich am anderen Ende der Marktzone; sie stand auf der Westseite des Prinzipalmarktes (Nr. 24), schräg gegenüber dem Rathaus innerhalb der geschlossenen Reihe der Bürgerhäuser. Nach einer Anfang des 16. Jahrhunderts verfassten Amtsrolle der Fleischhauer gehörte „der nien scharen, belegen an dem markede“ dem Rat, der dafür jährlich 16 ½ Mark zugunsten des Leprosenhauses erhielt und war seit langem für 16 Bänke zugelassen.[68] Nach einer Erneue-

Der Prinzipalmarkt in Münster, ein langer Straßenmarkt, der seit dem 13. Jahrhundert durch die den Häusern vorgebauten Verkaufslauben deutlich eingeengt worden ist. Wiederaufgebauter Zustand nach Zerstörung 1945 (2020).

rung 1569/71 gab es über der mit Bögen geöffneten Halle (die Decke mit einem mittleren Pfeiler) ein hohes Obergeschoss nicht bekannter Nutzung (wohl Zunftstube oder Gastwirtschaft?). Zudem waren zwei Keller vorhanden, die die Kämmerei gesondert unter anderem als „Stadtbierkeller" vermietete.[69] Die „Wirtschaft in der Scharne" wurde noch bis 1793 von der Kämmerei vermietet.[70] Seit 1774 die alleinige Scharne der Stadt, wurde das Gebäude 1793 völlig erneuert, erhielt aber wiederum nur ein sehr hohes Obergeschoss. Die untere Verkaufshalle wurde 1844 geschlossen und das Gebäude als in seiner Gestalt unpassend für den Markt zugunsten eines Neubaus abgebrochen. Die Fleischbänke wurden danach zunächst verlegt und 1853 ersatzlos geschlossen.[71]

Kaufhaus oder Rathaus?

Das münsterische Rathaus dürfte – ebenso wie es für viele andere Städte zu erschließen ist, z. B. Warendorf,[72] Dortmund und Soest – zunächst vor allem Lager- und Versammlungs-

gebäude der Fernkaufleute gewesen sein. Die Gilde der Gewandschneider war offensichtlich Rechtsnachfolger der mit der Entstehung der Stadt verbundenen Kaufmannsgilde. Daher hatten nur sie das Recht, das Rathaus als Warenlager und für ihre Feste zu nutzen.[73] Dieses wurde in einer bis heute nicht im Detail geklärten Entwicklungsgeschichte bis etwa 1350 errichtet, wobei es aus einer vielleicht noch vor 1200 errichteten speicherartigen Ratskammer (mit Rüstkammer darüber) und einer davorstehenden etwa 300 qm großen Halle hervorging. Letztere diente den Bürgerversammlungen, aber auch dem Handel.[74] Die darüber liegende Halle im Obergeschoss nutzte man nachweislich als Tuchhalle. Noch 1622 wurde für die Messezeit bestimmt, dass die einheimischen Wandschneider ihre Stände in der unteren Rathaushalle, die auswärtigen Wandschneider und die nicht zur Gilde gehörenden Bürger in der oberen Halle des Rathauses aufzustellen hätten.[75] Die weiten (erst 1563 und 1576 eingewölbten) Keller unter dem Rathaus hatten über Treppen vom Marktplatz her zwei weite Zugänge. Denkbar ist, dass sie zunächst nicht – wie seit dem Spätmittelalter belegt – als städtischer Weinkeller (und als Gefängnis) dienten,[76] sondern als Kaufkeller genutzt worden sind.

Stadtwaage

Unmittelbar nördlich neben dem Rathaus unterhielt der Rat auch ein Gebäude mit einer dort seit 1384 erwähnten öffentlichen Waage.[77] Nachdem man ein nebenstehendes Haus erworben hatte, wurde der bislang kleine Bau abgebrochen und stattdessen 1615 ein prächtiger Neubau errichtet, der im Erdgeschoss in der nördlichen Hälfte eine große Halle für

Spätmittelalterliche Bogenhäuser an der Münstergasse von Bern (Schweiz). Vergleichbar der Situation am Prinzipalmarkt von Münster sind auch hier geschützt unter den Häusern noch heute Verkaufsläden mit Fallläden erhalten (2019).

die Waage, daneben auch Räume des Weinkellers sowie im Obergeschoss mehrere Schreibstuben und eine große Trinkstube aufnahm. Der Bau wurde seitdem nicht mehr als Waage, sondern als Stadtweinhaus bezeichnet.[78]

Stadtkeller und Legge

Auch der Bierhandel unterlag der Kontrolle des Rates, wozu ein Bierschenk und ein Stadtküfer bestellt wurden, denen noch Bierherren zur Seite standen. Sie überwachten sowohl den Handel mit importiertem Bier und den Export von Bier als auch das Brauen von Bier. Auch dieses war lange auf den Markt konzentriert: Während man für das Brauen des altertümlichen, als Grutbier oder Grüsing bezeichneten Bieres bis 1589 ein eigenes Gruthaus hinter dem Rathaus unterhalten hatte, wurden die gebräuchlicher werdenden Hopfenbiere zunächst in verschiedenen Bauten gebraut, mussten aber ab 1500 im Keller gegenüber vom Rathaus unter der schon erwähnten Neuen Scharne gelagert und gehandelt werden.[79] Da man hierzu immer mehr Raum benötigte, errichtete man 1569/71 am südlichen Ende des Prinzipalmarktes 18 einen repräsentativen Neubau, der nicht nur Lagerkeller, sondern nun auch ein öffentliches Brauhaus und einen Gastraum erhielt.[80] In einem nördlichen Anbau (Prinzipalmarkt 17) war zudem die Leinenlegge untergebracht.[81] Der Verkauf des in der Stadt hergestellten Leinens durfte nur hier erfolgen, nachdem die Leinenrollen auf Maße und Qualität durch den städtischen Leggemeister geprüft waren.[82]

Schohaus und Zunfthäuser

Nördlich des vom Prinzipalmarkt/Roggenmarkt abzweigenden Fischmarktes standen mehrere repräsentative Häuser der Handwerkergilden.[83] Sie dienten den Handwerkermeistern zur Versammlung und boten zudem den Mitgliedern Platz zum Einlagern von Waren; auch unterhielt man hier Herbergen für wandernde Gesellen. Erhalten ist davon heute nur noch das 1589 neu errichtete Krameramtshaus, das nicht nur einen weitläufigen Lagerkeller, sondern auch eine große Verkaufshalle und weitläufige Lagerböden aufnahm.[84] Daneben und gegenüber dem Kirchplatz von St. Lamberti stand ehemals das Gildehaus der Kaufleute, das zunächst wohl auch als erster Versammlungsort des Rates gedient hatte.[85] Diejenigen Gilden, die über kein eigenes Haus verfügten, konnten spätestens seit dem frühen 15. Jahrhundert das von der Gesamtgilde und dem Rat unterhaltene sogenannte Schohaus am Alten Fischmarkt 27 nutzen. Dessen Bezeichnung verweist allerdings nicht auf die Schuhmacher, sondern geht auf „Schau"/bzw. „Beschau" zurück, d. h. auf das Prüfen von Meisterstücken und Ähnlichem, das in dem Gebäude durchgeführt wurde. Es wurde 1525 in aufwendiger Architektur erneuert, hatte im Erdgeschoss ebenfalls eine große Halle für Versammlungen und sicherlich auch zum Verkauf und diente seit dem 17. Jahrhundert auch als Zeughaus, dann als Fleischhalle und zuletzt als Lagerhaus.[86]

Auf dem Eckgrundstück gegenüber von Lambertikirche und Drubbel, dort wo der Alte Steinweg in den Alten Fischmarkt mündet, unterhielt spätestens seit 1320 die Gilde der Bäcker, später zusammen mit den Pelzern und Böttchern bis 1534 ihr Amtshaus. Es wurde schon um 1320 als „domus pistorum" und 1385 als „Brothaus" genannt. Im vorderen Teil des Erdgeschosses gab es eine Brothalle, in der die Bäcker auf zwei „Bänken" (Auslagetischen) täglich verkauften – der einzige Ort, an dem unter Aufsicht des Rates Backwaren

Gedränge der Besucher zwischen den Verkaufsbuden auf dem Marktplatz von Leipzig während der Messe 1819.

verhandelt werden durften. Im Hinterhaus verkauften die Böttcher ihre Gefäße, im Obergeschoss stellten die Pelzer Stände auf und boten zudem bei Marktzeiten Pelze an.[87]

Jahrmärkte und fliegenden Stände

Bei den jährlich drei freien, jeweils fünf Tage dauernden Jahrmärkten in Münster (zwei davon verbunden mit den bischöflichen Gerichtstagen und bis heute als „Send" bezeichnet) reichten die zahlreichen festen Verkaufsstände im Bereich der Marktzone nicht aus. Für die teilweise von weither angereisten Händler stellte man weitere Verkaufsstände auf, was den Grundeigentümern lukrative Einnahmen brachte. Selbst im Kreuzgang des Doms wurden Standplätze vermietet (erstmals 1617 belegt, aber sicherlich schon länger im Gebrauch). 1823 standen allein hier 42 Verkaufsbuden.[88] Zum Herbstsend 1822 kamen insgesamt 119 Händler nach Münster, von denen 26 ihre Stände im Domkreuzgang, 26 unter den Bögen auf dem Prinzipalmarkt und 58 auf dem Domplatz aufschlugen.[89]

Die Vermietung von Standplätzen erbrachte für das Domkapitel zuletzt jährlich immerhin rund 75 Taler, mit denen notwendige Reparationen finanziert wurden. Dennoch verbot der Bischof 1852 die Weiterführung dieses Brauchs mit Hinweis, dass es unpassend sei und schon Christus die Kaufleute und Wechsler aus dem Tempel vertrieben hätte.[90] Aber auch die Standplätze auf dem Domplatz vermietete das Domkapitel. Hier standen die Buden und Tische 1800 so dicht, dass festgelegt wurde, dass die gepflasterten Wege nicht mehr damit zugestellt werden dürften; fortan sollten sie nur noch unter den Bäumen aufgestellt werden.[91]

Wandschneider und Wüllner nutzten im 16. Jahrhundert das Rathaus als Lager und Verkaufshalle und 1622 stellten Tuchhändler ihre Tische sogar dort im großen Ratssaal auf.[92] 1782 wurden Standplätze ebenfalls „auf dem Stadtkeller" an Kaufleute vermietet. Andere boten Waren in den Gasthäusern an, in denen sie untergekommen waren.[93] Geschützte Plätze in Gebäuden wurden bevorzugt, wenngleich die Großzahl der Händler günstige Plätze auf Freiflächen nutzte.

Verkaufsbuden und Handel allerorten

Wie gezeigt werden konnte, hatte man in Münster schon früh (vor 1200) den zunächst weitläufigeren Markt nahezu überall, d. h. von allen Seiten her, zur Verbesserung der Handelsbedingungen beschnitten: Zunächst stellte man dort, wo es der 21 bis 30 m breite, aber mit dem anschließenden Roggenmarkt zusammen etwa 250 m lange Platz zuließ, inmitten der Freifläche an verschiedenen Stellen Verkaufsstände auf, die in zwei Fällen bald zu festen Gebäuden wurden; zudem reduzierte man nahezu die gesamte verbliebene Fläche an ihren Längsseiten um etwa 3,50 m.[94] Die den Platz säumenden, zu Beginn noch kleinen Häuser wurden hierbei zunächst durch vorgestellte Verkaufsstände und im 13. Jahrhundert dann noch einmal durch Bogenstellungen in den öffentlichen Raum hinein erweitert (bis heute ist daher die darunter befindliche Fläche öffentliches Eigentum).[95] Erst durch letztere Maßnahme entstanden die bis heute das Stadtbild prägenden „Bogenhäuser". Eine weitere

Das um 1470 errichtete Fachwerkhaus in Fritzlar bei Kassel steht am Zugang vom Marktplatz zum Stiftsbezirk. Entsprechend der verkehrsgünstigen Lage siedelten sich hier Krämer mit Krambuden an, sodass der Durchgang als „Zwischen den Krämen" bezeichnet wurde. Auch das an der Ecke stehende Haus erhielt neben dem Torbogen zur hohen Diele an der Straßenecke einen kleinen Ladeneinbau, bis heute erkennbar an dem niedrigen Bogen, der ehemals mit einem Fallladen verschlossen war. Zudem bot sich auch der Keller zum Handel an, da er einen Zugang von der Straße hat (2020).

Die „Helle Halle" in Lippstadt (Kr. Soest) verläuft südlich vom Marktplatz durch zwei Baublöcke zwischen der Post- und der Fleischhauerstraße. Seit dem Mittelalter wurde die Gasse von Handwerkerständen flankiert und daher als Halle bezeichnet. An ihr standen ehemals auch die Häuser des Knochenhauer-, des Schmiede- und des Bäckeramtes. Nach einem Stadtbrand 1656 wurde das Knochenhaueramtshaus so erneuert, dass die Gasse unter dem Gebäude hindurchführt. Aus den Handwerkerbuden haben sich ebenfalls nach 1656 erneuerte, kleine Wohnhäuser entwickelt, die bis heute den Charakter der engen Gasse prägen (2019).

Reihe von Verkaufsbuden stand vor den Häusern an der Ecke von Roggenmarkt und Alter Fischmarkt. Sie sind dann in der Neuzeit mit diesen Häusern vereint worden, was den zunächst breiten Fischmarkt zu einer Straße einengte.[96] Wegen der zahlreichen Passanten wurde auch der durch ein Tor gesicherte Zugang zum Domplatz bald Standort weiterer Verkaufsstände. Darüber hinaus entwickelten sich nicht wenige der an die Marktzone angrenzenden öffentlichen Bauten zu besonderen Einrichtungen des Handels, seien sie nun städtisch (Alte und Neue Scharne, Kornhaus, Weinhaus, Waage, Münze, Tuchhalle im Rathaus, Fischhalle, Stadtkeller und Leinenlegge) oder wurden von den in Münster als Ämter bezeichneten Zünften unterhalten (Schohaus, Brothaus, Krameramtshaus). Im Laufe von mehreren Jahrhunderten entstand ein erstaunlich differenziertes Nebeneinander solcher Bauten. Nach einem Höhepunkt im 16. Jahrhundert nahm deren Zahl wieder ab, wurden sie anderen Zwecken zugeführt, sodass – nicht zuletzt nach den großen Schäden des Zweiten Weltkrieges – heute hiervon so gut wie nichts mehr zeugt. Die Vorstellung des Marktes

wird daher heute nur noch von der Existenz des Rathauses, des anschließenden Stadtweinhauses und der großen Zahl der als Bogenhäuser gestalteten Bürgerhäuser bestimmt.
Die für Münster beschriebenen Entwicklungen und Phänomene lassen sich mehr oder weniger vergleichbar in zahlreichen Städten Nordwestdeutschlands und weit darüber hinaus finden. Abweichungen, andere räumliche oder städtebauliche Lösungen und Modifikationen ergeben sich insbesondere aus den jeweils vorhandenen Formen und Dimensionen des Marktplatzes, den rechtlichen Grundlagen aus Stadt- und Marktrecht sowie dem Umfang und der zentralörtlichen Bedeutung des Handels.

Vom Verkaufsstand zum Kleinen Haus – Halle, Scharn und Bude

Viele, aber nicht alle Verkaufsstände wurden mit der Zeit zu einem kleinen Haus entwickelt. Zumeist als Buden bezeichnete Gebäude prägten daher seit dem Spätmittelalter neben den großen Kaufmannshäusern Märkte und Handelszentren der Städte. Nur in wenigen Städten sind allerdings solche, an ihren zentralen Stellen stehenden, aus Verkaufsständen hervorgegangenen Bauten über kleinen oder kleinsten Grundrissen noch bis heute erhalten. Zumeist hat man diese über Jahrhunderte gewachsenen Strukturen später wieder beseitigt und damit die ursprünglich weiteren Plätze bzw. Märkte wieder „freigeräumt". So hat man es auch in Münster gemacht, zunächst 1773/75 vor allem aus städtebaulichen Gründen, zur Verbesserung des Stadtbildes (Beseitigung von Friedhof, hölzernem Wams, Fischbänken und Scharne)[97] und zuletzt 1906/08 vor allem zur Verbesserung der Verkehrsverhältnisse (Abbruch Drubbel).[98]

Nur in Kleinstädten und Dörfern lassen sich in der Regel keine speziellen, dauerhaft errichteten Verkaufsbuden nachweisen; hier reichten die Speicherhäuser am Kirchplatz und oder die Kaufmannshäuser an den zentralen Plätzen zur Befriedigung der begrenzten Kundenbedürfnisse aus. So wird z. B. für die Zeit um 1500 aus dem Kirchdorf Ascheberg (Kr. Coesfeld) im Münsterland berichtet, dass auch dort am Kirchweihfest eine Messe abgehalten wurde, aber hierfür das Aufstellen von leichten Ständen ausreichte. Dazu mussten „nach der Hilligendracht von den Kramern, die um das Chor herum mit ihren Buden standen" dem Grundherren Abgaben geleistet werden.[99]

In den Zentren der Städte aber bildeten die oft langen Reihen von Verkaufsbuden seit ihrem Ausbau im 12. und 13. Jahrhundert ein wesentliches Element des Markt- und Handelswesens. Die daraus entwickelten Häuserreihen zwischen Markt und Pfarrkirche und entlang den Kirchöfen gehören daher zu zentralen Zeugnissen städtischer Baugeschichte. Da ihre Geschichte kaum bekannt ist, werden diese Bauten allerdings dort, wo sie bis heute noch vorhanden sind, nicht als ein solches Zeugnis erkannt. Vielmehr werden sie wegen ihrer geringen Größe und oft verwinkelten Bauweise vor allem als malerische Kulisse vor den städtischen Monumenten Kirche und Rathaus gesehen. Oft wird zudem fälschlicherweise die Auffassung vertreten, man habe diese Bauten erst „später" auf Restgrundstücken errichtet, weil es sonst keinen Baugrund mehr in den engen Städten gegeben habe.[100]

Immer wieder wurden für die Reihen schmaler und kleiner Häuser Begriffe genutzt, die ihre Entstehungsgeschichte deutlich werden lassen: In Quedlinburg werden die hinter dem Rathaus um die Kirche stehenden Häuserreihen als „Hoken" bezeichnet, was erkennbar auf den Begriff „Höker" zurückgeht – im Unterschied zum Kaufmann der Händler, der im

In Rothenburg ob der Tauber hat sich eine heute einzigartige Baugruppe erhalten. Sie besteht aus dem im Laufe von Jahrhunderten gewachsenen, aus zwei parallelen Steinbauten gebildeten Rathaus und dem anschließenden Brothaus. In den Erdgeschossen dieser drei ehemals auf einem weitaus größeren Marktplatz stehenden Bauten bestand zunächst eine große Zahl von Verkaufsgewölben. Die „Feuerkessel" genannte Verbindung zwischen der Herrengasse und dem Grünen Markt dokumentiert noch heute mit einer Vielzahl von vermauerten Türen die äußeren Zugänge zu den Gewölben (2020).

Detailhandel, insbesondere von Lebensmitteln, tätig ist. Einen entsprechenden Ort gab es auch am Rand des Hildesheimer Marktes, direkt hinter dem Knochenhaueramtshaus. Er wurde 1283 zunächst als „hallae penesticae" (= Verkaufsstände für Kleinhändler und Lebensmittel) bezeichnet, später auch als „Hoken". Auch in Goslar verbindet die schon 1186 genannte und bis heute mit kleinen, traufenständigen Häusern dicht bebaute Hokenstraße die Bäckerstraße mit dem Fleischscharren.

Auch wenn in den Landschaften Deutschlands immer wieder vergleichbare Phänomene anzutreffen sind, kam es in fast jeder Stadt auch zu eigenständigen baulichen Lösungen:[101] In Braunschweig erhielt das im 13. Jahrhundert in mehreren Etappen errichtete,[102] als Gewandhaus bezeichnete Altstädter Kaufhaus entlang beider Längswände seit dem frühen 14. Jahrhundert nachweisbare sogenannte Krambuden und Hokenbuden. Die vier langen und wohl zunächst in städtischem Besitz befindlichen Reihen galten der Erweiterung des

Kaufhauses, in dem auch der Scharren (das Fleischhaus) integriert war.[103] Die Budenreihen wurden im späteren 15. Jahrhundert erneuert und blieben bis 1905 bzw. 1944 als aufwendig dekorierte, dreistöckig verzimmerte Fachwerkbauten erhalten. 1470 standen auf der nördlichen Seite 25 Buden in einer Reihe (zuletzt zu sieben Häusern zusammengefasst). Auch südlich war eine weitere Reihe direkt an das Gewandhaus angebaut und wurde, davon durch eine Gasse getrennt, von einer doppelten Reihe weiterer Buden begleitet. Die also möglicherweise zunächst an die hundert Buden waren alle unterkellert und wurden von Handwerkern und Händlern angemietet, die im Erdgeschoss Werkstätten unterhielten.[104]

In Greifswald entstand spätestens im Laufe des frühen 14. Jahrhunderts eine vergleichbare Struktur aus zentralem Kaufhaus und mehreren Reihen paralleler Verkaufsbuden. Auch hier waren zwei der Reihen direkt an den Seitenwänden des Kaufhauses angebaut und unterkellert, und hatten zudem jeweils auch einen Zugang zum Keller unter dem Kaufhaus. Die neun Buden auf der Südseite wurden insbesondere von lederverarbeitenden Handwerkern, die acht auf der Nordseite hingegen von Tuchscherern angemietet und hatten Grundflächen von etwa 15 qm.[105] Auch in Duderstadt gab es im 15. Jahrhundert durch den Rat vermietete Stände am Rathaus. Sie wurden hier neben „Bode" auch noch lateinisch als „casa" oder „domus vel casa" bezeichnet,[106] was darauf hindeuten dürfte, dass es sich auch hier um abgeschlossene Einheiten an der Außenseite des Rathauses handelte.

In Ravensburg (Oberschwaben) steht zwischen Marktstraße und Gespinstmarkt die sogenannte Brotlaube. An dieser Stelle stand zunächst ab 1386 die reichsstädtische Stadtwaage, die 1497 zum Verkaufshaus der Bäcker, Metzger und Kürschner eingerichtet und 1625 durch den heute erhaltenen repräsentativen Bau ersetzt worden ist. In den beiden parallelen Hallen stellten die Bäcker ihre Stände auf, während das Obergeschoss Verkaufshalle der Kürschner war (2020).

Lauingen an der Donau: Links die Brotbank am Marktplatz, rechts das Fleischhaus am Donautor (2020).

In der altbayerischen Stadt Lauingen an der Donau haben sich bis heute noch mehrere der ehemals öffentlichen Verkaufsplätze erhalten; sie dokumentieren deren große ehemalige Präsenz im Stadtbild: Am Marktplatz, Ecke Imhofstraße platzierte man die Brotbank. Ende des 18. Jahrhunderts gehörten zur Zunft der Bäcker und Müller 23 „Süßbäcker", die sowohl ihn ihren Häusern wie im Brothaus verkaufen durften.[107] Dieses ist ein langer schmaler Massivbau mit einer Reihe von zehn kleinen, jeweils gewölbten Verkaufsständen unter einer vorgelagerten Bogenhalle. Der Bau wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts modernisiert und ist in dieser Form bis heute erhalten.[108] Für den Fleischverkauf steht am anderen Ende der Imhofstraße, direkt neben dem Tor zur Donaubrücke und damit nahe dem Wasser das Fleischhaus, die sogenannte Metzig (heute Donaustraße 16). 1794 gehörten zur Zunft der Metzger 32 Meister, die das großformatige Gebäude nutzen mussten und dort auch ihre Zunftstube unterhielten. Das Obergeschoss diente zudem der Weberzunft als Tuchhalle und Stückschau; auch hatten sie dort ihre Zunftstube.[109] 1836 wurde das Gebäude von der Stadt verkauft und in drei Bürgerhäuser umgewandelt.[110] Neben diesen beiden beschriebenen Verkaufshallen bestanden in der Stadt noch eine Waage im Rathaus, eine Kornschranne und eine Leinenschranne.

Eine Unterkellerung der Kram- und Hökerbuden scheint auch andernorts regelmäßig erfolgt zu sein, wohl um dort Waren zu lagern. Damit unterscheidet sich diese Art der Buden wesentlich von den Budenreihen, die bei ähnlicher Gestalt als Mietshaus armer Bevölkerungskreise dienten, aber nicht unterkellert waren. So unterhielt z. B. auch das Petrihospital in Soest eine durchgängig unterkellerte Reihe hier Gademe genannter Buden an der Petristraße, die man an Krämer vermietete. 1585 war ein „gaem" an Jürgen Boickholtz vermietet, „seyn kramerey und waer darinne zu haben, zu verkaufen und also sein narung zu treiben". Er wohnte nicht nur hier, sondern handelte mit Lebensmitteln und Gewürzen, denn er hatte auch das Hospital „mit muscatenblomen, negelpeffer, gengever, spiesekrut, zucker und dergleichen" zu versorgen.[111]

Die Anlage einer doppelten Reihe von Verkaufsbuden scheint üblich gewesen zu sein. Dann konnten jeweils zwei der Stände mit ihren Rückfronten voreinander gestellt und die Baugruppe auf allen Seiten für den Handelsverkehr genutzt werden. Seit der frühen Neuzeit wurden oft mehrere dieser Kaufbuden zusammen gekauft und mit einem größeren Haus überbaut. Gerade die doppelten Budenreihen sind also im Laufe der Zeit durch größere Handwerkerhäuser ersetzt worden. Diese trennten die Marktplätze nachhaltig von einer zunächst darüber hinweg geführten Straße und ließen sie zu geschlossenen Marktplätzen fern der Durchgangsstraße werden. Eine solche Entwicklung lässt sich z. B. in Dortmund (zwischen Markt und Westenhellweg), in Wiedenbrück (zwischen Markt und Langer Straße), in Lemgo (zwischen Markt und Kramerstraße) und in Warendorf (zwischen Markt und Krickmarkt) erkennen. Wie in Münster hat man auch in Warendorf diesen eng bebauten und aus sicherlich mehr als zehn Kaufbuden hervorgegangenen Baublock im 18. Jahrhundert als „Drübbelken" (=kleiner Haufen von Häusern) bezeichnet. In Quedlinburg schuf man sogar auf allen Seiten des im 13. Jahrhundert angelegten Neustädter Kirchhofs eine doppelte Budenreihe. Diese Bebauung mit traufenständigen Gebäuden wurde zwar immer wieder modernisiert und auch hier später manchmal zu größeren Bauten zusammengefasst, doch ist die Gesamtanlage, selbst mit Bauten seit dem 15. Jahrhundert, bis heute in ihrer Struktur im Wesentlichen erhalten geblieben.

Markt, Kaufhaus bzw. Rathaus, Waage und der Fleischscharren wurden also regelmäßig durch eine mehr oder weniger große Gruppe auf dem Platz stehender Verkaufsbuden ergänzt: Auch zu dem um 1250 in Osnabrück errichteten Rathaus gehörten Marktbuden: Nachweisbar sind Verkaufsstände für 27 Gewandschneider sowie Stände der Bäcker und Fleischer im Kaufhaus. Ferner ist eine Reihe von Schusterbuden auf dem Markt und eine Reihe von Hökerbuden belegt. Um 1380 wurde zudem ein Gewandhaus errichtet.[112]

Das Rathaus im brandenburgischen Jüterbog ist ein spätmittelalterlicher Backsteinbau. Unter den beiden Hallengeschossen gibt es einen Sockel, in dem auf der einen Seite Verkaufsstände der Fleischer, auf der anderen Seite der Töpfer integriert sind, jeweils an einer schmalen Eingangstür mit Luke daneben (2013).

Nähere Kenntnisse zu solchen „Hökerbuden“ im Spätmittelalter bieten überlieferte Archivquellen auch für Greifswald. Dort gab es am Markt drei Reihen mit insgesamt 30 Buden: 13 „Alte Krämerbuden“, parallel dazu als Anbau an das Kauf- und Rathaus neun „Neue Krämerbuden“ und acht Tuchschererbuden. Dazu kamen 36 Fleischerbuden im Scharn, Hökerbuden in der Hökerstraße und Verkaufsbuden an der Innenseite der Stadtmauer zum Hafen. Insgesamt dürfte es daher auch in dieser Stadt im Mittelalter über hundert Verkaufsbuden gegeben haben.[113]

Besonders umfangreich war die Marktzone von Lübeck. Am Rand von Markt- und anschließendem Kirchplatz von St. Marien standen um 1300 insgesamt 332 solcher Verkaufsbuden; zählt man auch die Standplätze hinzu, die für bewegliche Tische und Stände vermietet wurden, boten sich dort sogar insgesamt 1072 Verkaufsmöglichkeiten. Annähernd die Hälfte der Lübecker Handwerker arbeitete auch am Verkaufsort, womit dort schon seit dem 13. Jahrhundert die Weiterentwicklung der Bude zu Wohn- und Werkstattgebäuden begann.[114] Die in der Regel jährlich vom Rat vermieteten Stände lassen schon im späten 13. Jahrhundert eine deutliche Hierarchie erkennen: Es gab Plätze für einfache Tische außerhalb einer Überdachung und für den doppelten Preis Plätze unter einer Überdachung. Um Streit um besonders gute Standorte zu vermeiden, wurde die konkrete Lage innerhalb dieser Gruppen für jeden Stand jährlich ausgelost. Die Stände bestimmter Handwerker konzentrierten sich jeweils in einem Bereich, so z. B. die der Gerber im Lohhaus, während sich die Pelzer über Jahrhunderte in einer etwa 40 Verkaufsstellen umfassenden Budenreihe nordöstlich der Kirche fanden. Fast alle Schuhmacher verkauften, arbeiteten und lebten

Die Traufwände vom 1521 bis 1541 durch Umbau eines älteren Gebäudes entstandenen Rathauses Wittenberg (Sachsen-Anhalt) zeigen bis heute die aus Ladenfenster und Türen bestehenden Fronten der langen Reihen von Verkaufsbuden (2012).

Verkaufsstände zwischen den Strebepfeilern der Marienkapelle auf dem Unteren Markt in Würzburg (2019).

um 1400 in 24 Buden, die der Rat ebenfalls südöstlich vom Chor der Marienkirche errichtet hatte und die daher die Bezeichnung „Lange Schuhbuden" erhielten.[115]

Verkaufsbuden wurden nicht nur in langen Reihen errichtet. Früh hat man auch in den Kaufhäusern bzw. Rathäusern (z. B. Stralsund) solche festen Verkaufsstände integriert. Hierbei scheint es sich insbesondere um „Brotbänke" gehandelt zu haben, also Stände eines Handwerkszweiges, das wegen hygienischer Gefahren ebenso wie das der Fleischhauer unter besonderer Beobachtung der Obrigkeit stand. So ist das Nürnberger Rathaus aus einem Brothaus hervorgegangen und die dort im Keller heute Touristen gezeigten sogenannten Lochgefängnisse sind die schon vor 1332 als gewölbt nachweisbaren Verkaufsstände der Bäcker.[116] In der Laube des Mindener Rathauses standen noch bis 1897 mehrere Verkaufsbuden der Bäcker.[117]

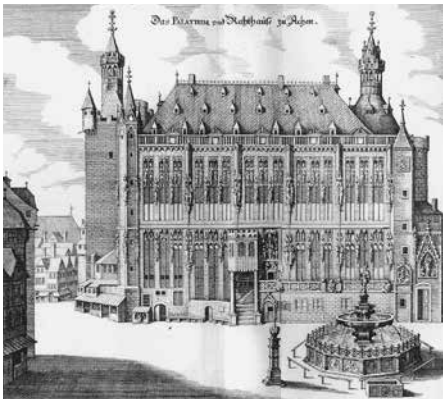
Verkaufsbuden konnte man gut auch zwischen den Strebepfeilern von Großbauten und unter den Fenstern der Kirchen errichten. Hier war ausreichend Platz, und die Lage stellte den Besuch von Laufkundschaft sicher. Eine Umbauung von Kirchen war überall üblich, hat aber gerade in den Niederlanden dazu geführt, dass viele der städtischen Pfarrkirchen seit Jahrhunderten vollständig von immer größer gewordenen Händlerhäusern umbaut worden sind (hier als „kerkhuisjes" = Kirchenhäuschen bezeichnet). Dies dürfte auch darauf

„Kerkhuisjes" an der Langhausmauer der Marienkirche in Deventer (2020).

zurückzuführen sein, dass in diesen Städten die Kirchplätze zumeist schon seit Jahrhunderten nicht mehr als Bestattungsplatz genutzt wurden, sondern durch Friedhöfe vor der Stadt ersetzt worden waren. Ein Zugang zu diesen Kirchen ist daher nicht selten nur noch mit einer schmalen Passage durch geschlossene Häuserzeilen möglich.

Die baulichen Lösungen bei der Anlage von Verkaufsständen oder ihre Integration in andere Gebäude waren vielfältig. Die Fronten der Stände hingegen wurden zwischen dem 12. und 19. Jahrhundert weitgehend nach einem in ganz Europa gleichartigen und daher wohl universell anwendbaren Prinzip gestaltet: Der Geschäftsraum konnte massiv, gewölbt oder in anderer Form abgeschlossen sein, doch bestand seine Front immer aus einem Fenster mit Klappladen und einer Tür daneben. Diese Erscheinung konnte in Stein verwirklicht sein, aber auch in unterschiedlichen Holzkonstruktionen.

Über die innere Struktur der Stände, der daraus entwickelten festen Buden und schließlich daraus entstandenen Häuser ist bislang wenig Konkreteres bekannt. Diese Bauten sind kaum Gegenstand baugeschichtlicher Untersuchungen geworden, zum einen, da nur noch vereinzelte Beispiele erhalten geblieben sind, zum anderen, weil diese wegen ihrer zumeist bescheidenen Gestalt nicht in den Fokus kamen. Eine Ausnahme bildet eine um 1300 erstmals errichtete und um 1450 erneuerte Reihe von 13 Buden, die „Alten Krämerbuden" zwischen Rathaus und Lange Straße von Greifswald. Ein Teil davon ist – zu Wohnhäusern ausgebaut – noch erhalten und baugeschichtlich untersucht. In diesem Fall handelt es sich allerdings um eine recht qualitätvoll ausgeführte Reihe, bei der die einzelnen Buden über einer Grundfläche von etwa 4 x 7 m unterkellert und mit massiven Wänden ausgeführt



An der Seitenfront des Aachener Rathauses bestanden in einem Bauwinkel schon vor dem Stadtbrand 1657 mehrere hölzerne Verkaufsstände, teilweise mit kleinen Wohnkammern darüber. Sie sind auf der 1647 veröffentlichen Ansicht des Gebäudes von Matthias Merian dokumentiert. Im Vorder- und Hintergrund sind im Erdgeschoss der Bürgerhäuser weitere Kaufstände mit Läden zu erkennen. Diese Anbauten wurden nach 1657 erneuert, wobei einer, heute als Gasthaus „Postwagen" bezeichnet, noch erhalten ist (hier Ansicht auf einer Postkarte von etwa 1920). Wegen der malerischen Wirkung des kleinen Fachwerkbaus vor dem monumentalen Rathaus wurde es nach der Kriegszerstörung 1945 schon bald wiedererrichtet.

Die „Schirnen" am Marktplatz von Homberg/Efze (Hessen) zeigen eine individuelle Lösung bei der Anlage von Verkaufsgewölben: Hier hat man schon im Spätmittelalter acht als Schirnen bezeichnete gewölbte Läden (wohl für Bäcker und Fleischer) in die Stützmauer unter dem Kirchplatz der 1340 bis 1372 errichteten Marienkirche eingebaut (2018).

Auf dem Hof hinter dem (1553 erneuerten) Zunfthaus der Schuhmacher am Marktplatz von Quedlinburg (Sachsen-Anhalt) gibt es die schon im 13. Jahrhundert als Schuhhof bezeichnete Gasse. Sie ist beidseitig mit kleinen Buden bebaut, in der sich Schuhmacher niederlassen konnten. Von den einst bis zu 14 kleinen Häusern stehen heute noch acht, einige sogar noch mit herunterschiebbaren Läden vor den Auslagen (2019).

worden sind.[118] Auf den weitläufigen Marktplätzen stehende, einräumige und einfache, aus Holz gezimmerte Marktbuden konnten Stadtarchäologen inzwischen für die Märkte mehrerer Städte in Mecklenburg-Vorpommern, aber auch in Lübeck, Wismar, Rostock, Greifswald sowie Osnabrück nachweisen und damit zumindest Erkenntnisse über ihre Größen und die dort ausgeübten Handwerke ermitteln.[119]

In Fritzlar bei Kassel steht zwischen Marktplatz und Zufahrt zur Stiftsimmunität ein eng bebauter Block mit etwa zehn Fachwerkbauten. Schon deren Adressen „Zwischen den Krämen“ und „Spitzengasse“ deuten darauf hin, dass sie aus einer Gruppe mittelalterlicher Marktstände von Händlern hervorgegangen sind. Das Fachwerkgebäude (Spitzengasse 2) wurde in seinem Kern 1368 errichtet und dürfte damit zu den ältesten noch erhaltenen Markthäusern Deutschlands gehören.[120] Das Erdgeschoss bestand zunächst aus einer Halle, von der nur an der Straßenecke ein kleiner Einbau abgetrennt war. Auf der anderen, dem Markt zugewandten Seite der Gruppe wurde im 17. Jahrhundert aus einer Reihe von Buden eine Gruppe von schmalen, dreigeschossigen Fachwerkbauten.

Die Gründe, warum aus den Verkaufsbuden im Laufe der Zeit vielfach bescheidene Wohnhäuser geworden sind, dürften vielfältig sein. Hier ist insbesondere an steigende Ansprüche der Bewohner zu denken, doch gab es auch formale Gründe: Der zunächst in den

Städten weitgehend reglementierte Handel hatte zur Entwicklung der Zonen von Marktbuden in den Stadtzentren geführt. Aber schon seit dem Spätmittelalter lockerte man nach und nach die Vorschriften, sodass Produktion und Handel bestimmter Waren zunehmend auch außerhalb der Marktzonen möglich wurden. Damit reduzierte sich die Zahl der Händler, die einfache Buden oder Verkaufsstände im Stadtzentrum pachten wollten. Daher hörten zumeist schon seit dem 16. Jahrhunderts Handel und Verkauf in den Kauf- und Rathäusern auf bzw. beschränkte er sich höchstens noch auf das Aufstellen provisorischer Stände während der Messezeiten. Ein solcher Umschwung konnte für Osnabrück klar ermittelt werden: Im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts leitete man die Neugestaltung der gesamten Marktzone ein, wobei es zum Bau eines neuen, repräsentativen Rathauses, aber auch zum Abbruch der meisten dort bislang bestehenden Verkaufsbuden kam. Hier wie auch andernorts wurde der Platz bis in das frühe 16. Jahrhundert von einem vor allem gewerblich gestimmten Raum zu einem stark von Repräsentation und städtebaulich-architektonischen Vorstellungen geprägten Bereich umgestaltet.[121]

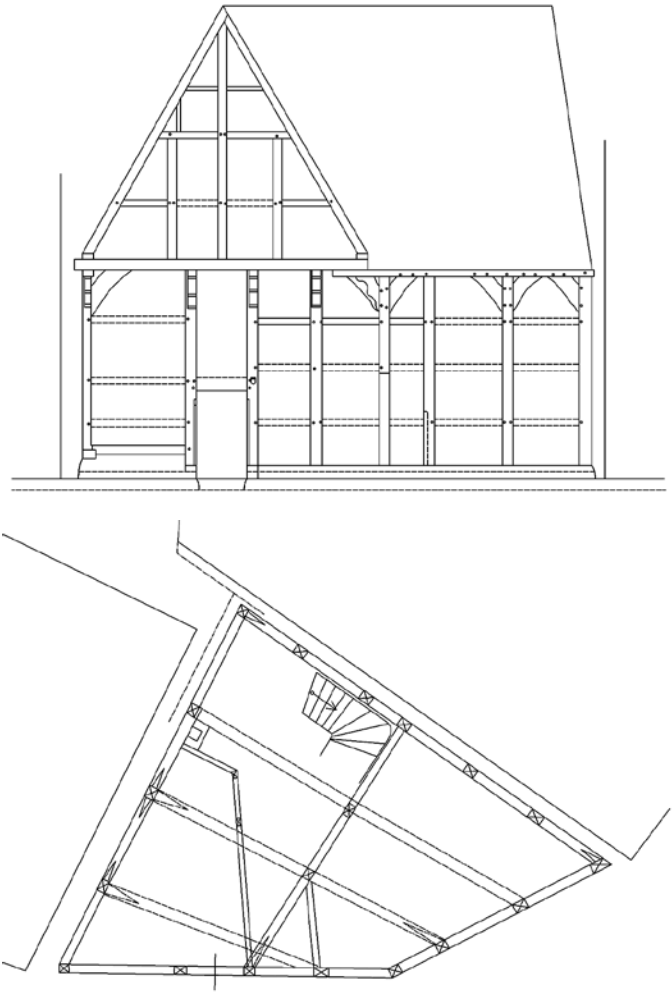
Eines der wenigen, bis heute anschaulich erhaltenen Beispiele einer Verkaufsbude am Markt ist das 1620 (d) errichtete Gebäude Im Ort 4 in Warendorf.[122] Die sehr kleine und völlig bebaute Hausstätte gehört zu dem ehemals als „Drübbelken" bezeichneten Baublock zwischen Marktplatz und Krickmarkt, der wohl aus zwei Reihen von Verkaufsbuden hervorgegangen ist. Obwohl der Bauplatz wegen der gekrümmten Straße fast dreieckig war, schuf der Zimmermeister ein giebelständiges Haus, musste allerdings die fünf Gebinde sehr verziehen und damit mit individuellen Maßen verzimmern. Da die linksseitige, bis unter die Balkenlage reichende, etwa 3,50 m breite und etwa 5 m hohe Diele in der ganzen Tiefe des Hauses nahezu die gleiche Breite behielt, ist der rechtsseitige und zweigeschossige, zudem unterkellerte Hausteil entlang der Straßenfront dreieckig. Die Diele ist im Vorder-

In Fritzlar sind aus dem Baublock zwischen Marktplatz, Zwischen den Krämen und Spitzengasse mit einer Gruppe von Verkaufsbuden größere Häuser hervorgegangen (2020).

Verkaufsbude von 1620 am Warendorfer Markt, Im Ort 4 (2018).

giebel nur über eine größere Tür erschlossen, umgeben von größeren Fenstern, da der Raum lediglich von hier Licht erhalten konnte.

Befunde zur ursprünglichen Nutzung und Aufgabe des Gebäudes sind spärlich: Der zweigeschossig aufgeteilte westliche Bereich eignete sich allerdings kaum als Wohnbereich, denn die Riegel in den Außenwänden sind so gesetzt, dass in dem Erdgeschoss kein Platz für eine sinnvolle Durchfensterung besteht. Zudem konnte kein Befund für eine ursprüngliche Feuerstelle im Haus festgestellt werden. Das Gebäude hat auch keine zugehörige Freifläche. Diese Befundlage dürfte so gedeutet werden, dass das Gebäude als Marktbude oder Handwerksbude errichtet worden ist, wobei das Handwerk auf der hohen Diele und in einer Werkstatt im westlichen, abgetrennten Bereich ausgeübt worden ist (wobei hier dann vielleicht nur hochklappbare Läden bestanden haben). Möglicherweise wurde das Zwischengeschoss als Wohn- oder Schlafkammer genutzt. Erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ist das Gebäude als Wohnhaus belegt und nun über lange Zeit Heimat von Handwerkerfamilien mit häuslicher Werkstatt. Sie übten Gewerbe aus, das nur wenig Platz benötigte: Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts waren es Knopfmacher, dann folgten über weitere fast hundert Jahre Frisöre.



Warendorf, Verkaufsbude Im Ort 4 am Markt: Rekonstruierende Zeichnungen zum bauzeitlichen Bestand (2020).

Kontrollierter Verkauf – Fleischbank oder Scharne

Der „Scharn“ oder die „Scharne“ war in weiten Teilen Deutschlands der traditionelle Begriff für einen öffentlichen Verkaufsstand, insbesondere für sogenannte Fleischbänke, wurde aber auch für Brotbänke genutzt. Die baulichen Ausprägungen dieser öffentlichen Verkaufsplätze waren vielfältig. Sie blieben aber fast immer mit dem öffentlichen Marktplatz verbunden, zumal es in aller Regel um den Verkauf von Lebensmitteln ging, der zur Wahrung der Gesundheit der Bevölkerung und ihrer guten Versorgung unter öffentlicher Aufsicht stand. Eine solche Kontrolle war besonders dort gegeben, wo die Verkaufsstände in einem geschlossenen Gebäude aufgestellt werden konnten, sodass Anzahl und Sauberkeit der Stände und der Zeitraum ihres Gebrauchs zu überwachen waren. Solche Verkaufshallen gehören daher zu den frühesten städtischen öffentlichen Bauwerken, wobei sie in größere Bauten (z. B. in das „Kaufhaus“, Rathaus oder die Waage) integriert, aber auch als spezieller Bau (dann Scharne genannt) errichtet worden sein konnten.

Zwischen der Brunnenstraße und dem Kirchplatz von Bad Wildungen (Hessen) steht bis heute eine Gruppe schmaler, dreigeschossiger Fachwerkhäuser aus dem 17. Jahrhundert, erkennbar aus einer mittelalterlichen Reihe von Verkaufsbuden des daneben befindlichen Marktplatzes hervorgegangen (2020).

Wie in vielen Städten gab es auch in Greifswald schon vor 1300 einen „Scharren", wobei es sich hier um eine Gasse mit zunächst privaten Buden handelte. Diese waren unterschiedlich groß und galten als verkauf- und beleihbarer Besitz. Erst seit der Mitte des 14. Jahrhunderts scheint man diese Buden durch eine – wie allgemein üblich – einheitliche städtische Anlage mit 36 Ständen ersetzt zu haben, die der Rat fortan den Fleischern vermietete. Jeder dieser Stände oder Buden hatte nun wohl eine einheitliche Breite von etwa 2 m.[123]

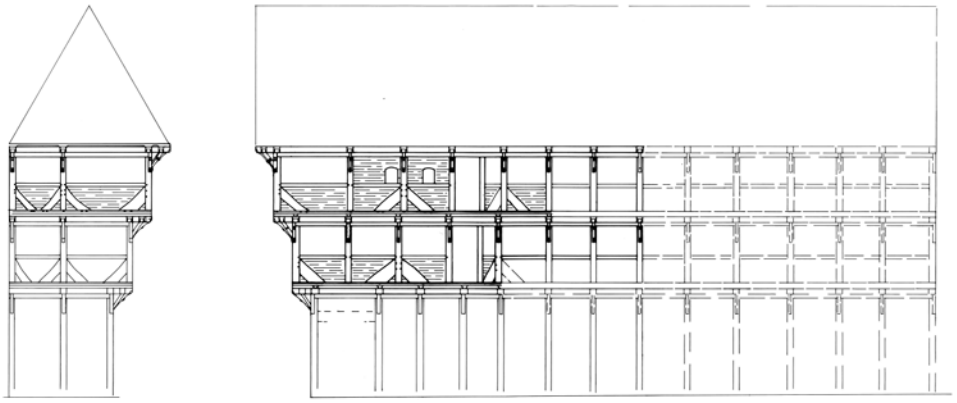
Die Kontrolle des Fleischhandels blieb seit der Zeit der Stadtentstehungen im öffentlichen Interesse. Während sie zunächst durch die Stadtherren wahrgenommen wurde, lag sie später bei den Räten. 1554 erneuerte z. B. Wilhelm V., Herzog von Jülich-Kleve-Berg, die für alle Städte seiner Länder und damit auch in den westfälischen Territorien Mark und Ravensberg geltende „jülisch-klevische Polizeiordnung", die auch genaue Angaben zum Fleischverkauf enthielt. Danach durfte Fleisch nur von Tieren verkauft werden, die nach vorheriger Kontrolle innerhalb der Stadt geschlachtet worden war. Der Verkauf hatte in einer Fleischhalle nach festgesetzten Preisen zu erfolgen.[124] Diese Bestimmungen entsprechen dem allgemein üblichen Standard; vergleichbare Regelungen galten in allen Territorien.

Neben die Interessen des Rates traten die der Fleischhauer. Wie die meisten städtischen Gewerbetreibenden organisierten sie sich in einer als Zunft oder Amt bezeichneten Bruderschaft. Solche Zwangsvereinigungen, denen alle Gewerbetreibenden angehören mussten, versuchten, bestimmte Qualitätsnormen für ihr Gewerbe durchzusetzen. Hierzu gehörten strenge Regeln der Ausbildung, der Preisgestaltung und der Arbeitszeiten. Um den Mitgliedern ein Auskommen zu garantieren, war zudem die Zahl der Meister beschränkt und damit Konkurrenz weitgehend ausgeschaltet.

Der Scharren war immer ein von den anderen Händlern abgesonderter Bereich, wo nur die Fleischhauer auf angemieteten Ständen ihr Fleisch anbieten konnten. Im Osten Deutschlands, in Franken und Sachsen, setzte sich hierfür der Begriff „Fleischbank" durch. Während öffentliche Verkaufsplätze für Fleisch in weiten Teilen Deutschlands nach 1800 aufgegeben worden sind, wurden die Fleischbänke in einigen sächsischen Städten noch im 19. Jahrhundert modernisiert und blieben teilweise bis weit in das 20. Jahrhundert in Gebrauch.[125]

Wurden die Fleischbänke überdacht und damit geschützt waren, nannte man sie „Scharren", später auch Fleischhalle. In Minden ist eine entsprechende Einrichtung seit 1264 durch Verleihung einer als „macellum" bezeichneten Fleischbank bezeugt, soll nach chronikalischen Berichten aber schon 1039 begründet worden sein. Sie befand sich auf einem Gelände am nördlichen Ende der langen Marktzone und gegenüber dem ebenfalls belegten Fischscharren. Rückwärtig wurde der Scharren von einem fließenden Grenzbach begrenzt, sodass eine Reinigung und Beseitigung der Abwässer gut möglich war. Das Mindener Fleischhaueramt musste auch zwei Köche stellen, um in einer an den Scharren ange-

Seit dem Mittelalter sind auch in Zittau (Sachsen) Fleischbänke nachweisbar (1361 werden dort 28 „Bänke" genannt). Seit 1776 befanden sich die Fleischbänke in Nachbarschaft zu Markt und Rathaus. Sie wurden 1838 neu auf einem schmalen Gelände zwischen zwei Straßen errichtet, dort 1986 restauriert und in der überlieferten Form noch bis nach 1989 genutzt (2011).



Ansichten des ehemaligen Scharren in Minden, im frühen 16. Jahrhundert an der Ecke von Scharnstraße und Bäckerstraße errichtet. Rekonstruktion des ursprünglichen Zustandes.

schlossenen Garküche Fleisch zuzubereiten und Gäste zu bewirten. Vergleichbares ist aus Hannover, Hildesheim und Münster überliefert.[126] Zudem hatten die Schuster das Recht, vor der Fleischbank die frischen Häute zu erwerben, ein Hinweis darauf, dass in dem Gebäude geschlachtet wurde. Das Gebäude wurde um 1520 erneuert und bis 1666 durch jeweils etwa sechs bis acht Schlachter genutzt (später verlegte man die Fleischbänke in die Laube des Rathauses). Der erst 1897 abgebrochene Bau ist in seinen wesentlichen Strukturen überliefert und kann in seiner Gestalt rekonstruiert werden:[127] Es war ein sehr schmaler und langer, dreistöckig verzimmerter Fachwerkbau. Er hatte ein hohes Erdgeschoss und darüber zwei nicht ausgebaute Lagergeschosse unbekannter Nutzung. Das Erdgeschoss hatte am nördlichen Ende einen breiten Zugang, scheint in diesem Bereich weitgehend ungeteilt gewesen zu sein und daher als Fleischhalle gedient zu haben, während der südliche Teil als Garbraterei eingerichtet gewesen sein dürfte. Am nördlichen Ende des ersten Obergeschosses scheint sich eine Zunftstube befunden zu haben. Ein vergleichbarer, schmaler und sehr langer, zweigeschossiger, vielleicht 1573 errichteter Bau, das „Amtshaus der Knochenhauer an den Steinen“ stand in Hildesheim an der Burgstraße 1, Ecke Steinstraße.[128]

Auch in Höxter an der Weser sind Knochenhauer schon 1115 als „carnifex“ belegt. Ihr Scharren[129] war seit spätestens 1348 ebenfalls ein langer schmaler Fachwerkbau in dem für die Stadt zentralen Winkel zwischen den beiden Straßenmärkten.[130] Das Gebäude war städtischer Besitz und diente ebenfalls als Schlachtort, zumal vor dem Gebäude der die Stadt durchfließende Kanal der Weserbache verlief. In dem Gebäude brachte man zudem die Brotbänke unter. 1515 gab es in der Stadt 16 Knochenhauer und acht Bäcker,[131] so dass es in dem Gebäude möglicherweise 24 Verkaufsstände gegeben hat. Zudem befand sich nach neuzeitlichen Belegen hier auch das niedere Gericht und im Obergeschoss die städtische Schreiberei. 1713 privatisiert und danach neugebaut, nahm das Gebäude noch bis 1832 die Fleischbänke auf.

Fast das einzige, noch heute erhaltene Scharnengebäude in Nordwestdeutschland steht am Marktplatz von Warendorf.[132] Es ist ebenfalls ein langer, schmaler 1654 erneuerter Fachwerkbau, der verschiedene Aufgaben vereinte: Im hohen Erdgeschoss gab es eine vom Markt aus zugängliche Fleischhalle und dahinter eine Herberge für Handwerker. Im Obergeschoss lagen über der Halle zwei Zunftstuben der Knochenhauer und rückwärtig Kammern der Herberge. In der Halle wurden seitlich eines Mittelgangs wohl zwölf Schlachterbänke vermietet. Das Gebäude hatte noch weitere Aufgaben: Während der Warendorfer Messe wurden sowohl in der Fleischhalle als auch im Obergeschoss Standplätze für Händler vermietet, das Gebäude also, ebenso wie das auf der anderen Seite des Marktes gelegene Rathaus, als Kaufhaus genutzt.[133]

Die 1654 errichtete Scharne auf dem Marktplatz von Warendorf (2018).

Scharne und Rathaus

In vielen Städten war die Fleischhalle kein eigenständiges Gebäude, sondern Bestandteil des Rathauses, wobei man in diesen Fällen das Rathaus wohl erst später über der zuerst bestehenden Fleischhalle errichtet hatte. So wurde z. B. 1384 in Wesel am Niederrhein nach Brand des Vorgängers eine Fleischhalle von 19 x 9,50 m Grundfläche am Großen Markt errichtet, über der man wenige Jahre später ein Rathaus aufbaute. Dieses wurde schon 1455/56 durch den Neubau eines Rat- und Fleischhauses an anderer Stelle ersetzt. Auch dieser nahm im Erdgeschoss eine noch Ende des 18. Jahrhunderts genutzte Fleischhalle auf, zugleich Durchgang vom Kirchplatz zum Fischmarkt.[134]

In Hattingen an der Ruhr ließ Graf Adolf IV. von der Mark zu Beginn des 15. Jahrhunderts eine Fleischhalle zwischen Kirchplatz und Untermarkt errichten, die gegen Mitte des Jahrhunderts nach einem Brand erneuert werden musste. 1420 übertrug der Landesherr diese Halle gegen eine jährliche Rente der Bürgerschaft und gestattete deren Aufstockung (als Rathaus?). Nachdem 1424 das Gebäude nach einem Brand wiederum erneuert worden ist, versammelte sich der Rat „op der Halle", d. h. im Obergeschoss der Fleischhalle. 1576 wurde das Gebäude noch einmal vergrößert und durch das bis heute erhaltene Rathaus von Fachwerk überbaut, das in seinem massiven Erdgeschoss weiterhin eine offene Halle

Das Rathaus in Hattingen von 1576 mit der zugleich als Durchgang zum Kirchhof genutzten Fleischhalle im Erdgeschoss (2018).

Das Rathaus in Burgsteinfurt steht zwischen der langen Reihe von Bürgerhäusern und wurde 1561 mit einer offenen Fleischhalle im Erdgeschoss erneuert (2012).

mit den Fleischbänken aufnahm. Zudem gab es dort eine Bank für auswärtige Fleischhauer sowie daneben auch „Vischbenke", denn die nahe gelegene Ruhr war fischreich. Die Halle blieb auch der Durchgang zum Kirchplatz und wurde erst im späten 18. Jahrhundert zu einer schmalen Passage verbaut.[135]

In Burgsteinfurt im Westen des Münsterlandes unterhielten die Grafen von Steinfurt wohl schon im 13. Jahrhundert eine Fleischhalle am Marktplatz. Sie ist 1347 als Fachwerkgebäude nachweisbar und nahm auch die öffentliche Waage auf.[136] Beide Einrichtungen gehörten also zunächst noch zu den Rechten des Stadtherren. Schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts stand die Scharne dann aber unter der Aufsicht der Bürgerschaft. Zu dieser Zeit scheint das Gebäude auch ein Obergeschoss gehabt zu haben, in dem das Gericht tagte. 1421 schenkte Graf Everwin I. bei seinem Regierungsantritt Scharne und Waage

mitsamt deren Einkünften der Bürgerschaft, womit der Bau zum Vorgängergebäude des Rathauses wurde. Das Gebäude soll bei einem großen Stadtbrand 1488 beschädigt worden sein. Nachdem die Bürgerschaft zwischen 1462 und 1536 alle übrigen Steuerrechte und die freie Ratswahl erhalten hatten, ließ sie 1561 den Altbau durch das bis heute erhaltene Rathaus ersetzen. Dieses ist ein zweigeschossiger Bau mit massiven Umfassungsmauern, der giebelständig an der Westseite des Marktplatzes steht. Während sich im Obergeschoss Ratssaal und Kanzlei befanden, blieb das Erdgeschoss eine mit Bögen zum Marktplatz offene Halle, die allerdings nicht dem Gericht, sondern als Fleisch- und Markthalle diente. Für deren Nutzung zahlte z. B. 1599 die Fleischergilde und 1602 ein Kaufmann für „eine Kramstede" jeweils eine Gebühr von zwei Mark jährlich. Zudem war hier die Stadtwaage untergebracht, und es wurden auch die von der Stadt verwalteten Braugerätschaften aufbewahrt.[137]

Bebaute Brücken

Nadelöhre in den Verkehrswegen konnten exponierte Standorte für Verkaufsstände darstellen, wie es z. B. in Münster am Tor zur Domimmunität gezeigt werden konnte. Gleichermaßen boten sich Brücken als günstige Orte für den Handel an. Erstaunlich viele Legenden bestehen über mit Häusern bebaute Brücken. Fast jedes der bekannten, noch in Europa erhaltenen Beispiele wird heute als einzigartig oder zumindest als letztes noch erhaltenes Bauwerk dieser Art bezeichnet. Jedem wird mit diesen Vorzeichen der 1335 bis 1345 errichtete Ponte Vecchio in Florenz oder die 1588 bis 1591 errichtete Rialtobrücke in Venedig[138] bekannt sein. Stets werden in diesem Zusammenhang auch die ehemalige London Bridge oder die alten Seinebrücken in Paris genannt. Bis 1788 trug der dortige Pont au Change 140 Häuser und 112 Läden, ferner Mühlen und von 1512 bis 1786 der Pont Notre Dame 68 Häuser mit Läden.[139] Diese Bogenbrücken waren wirtschaftliche Zentren der Städte, denn auf ihnen stehende Häuser waren so begehrt, dass ihre Errichtung zur Finanzierung der Stadt beitragen sollte.

Die heute als einzigartig geltende Krämerbrücke in Erfurt wird in der touristischen Werbung als „längste durchgehend mit Häusern bebaute Brücke Europas" bezeichnet. Eine solche Hervorhebung ist aber vor allem Ausdruck davon, dass die ehemalige Bedeutung einer solchen Brücke heute kaum noch erkannt und daher ihre Existenz stets als besonderer Einzelfall gesehen wird. Vor dem Hintergrund, dass jede Brücke den Verkehr im wahrsten Sinne bündelt, waren bebaute Brücken ehemals allerdings nichts Besonderes. Ebenso wie sich in den letzten Jahrzehnten auf Flughäfen zwischen der Zugangskontrolle und dem Flugzeug Malls für den Verkauf von Luxuswaren und Geschenken entwickelten, ist dies seit etwa 20 Jahren auch Ziel von Umbaumaßnahmen größerer Bahnhöfe.

Auch in Deutschland kann man noch bebaute Brücken erleben. Allerdings steht bei ihnen inzwischen weniger der gute Verkaufsort im Fokus, sondern ihr als malerisch empfundenes Bild, geprägt von einer mehr oder weniger großen Zahl darauf errichteter kleiner, zusammengedrängter Bauten. Diese sind ausnahmslos aus meist einfachen Verkaufsständen zu Häusern entwickelt worden, da die Händler am Arbeitsort wohnen wollten und Lager, Verkaufsplatz und Wohnung immer weiter ausbauten. Wie weit verbreitet und allgemein bekannt das Phänomen der Brückenhäuser in den deutschen Städten ehemals war, zeigen die noch etwa zehn erhaltenen Beispiele.

Vogelschau vom Zentrum der Stadt Paris 1657 mit den bebauten Brücken über die Seine.

Ansicht des Pont Notre Dame in Paris, eng bebaut mit vielgeschossigen Brückenhäusern. Das 1756 von Nicolas Raguenet (1715–1793) geschaffene Gemälde im Musée Carnavalet dokumentiert anschaulich den großen Umfang, den ehemals die Überbauung von Brücken haben konnten und damit nicht nur Zentrum von Verkehr sondern auch vom Handel waren (im Vordergrund ein Stechturnier der Flussschiffer).

Ansicht der Krämerbrücke in Erfurt mit ihrer Bebauung (2015).

Krämerbrücke in Erfurt

Die Krämerbrücke in Erfurt führt den Verkehr über das versumpfte Bett der Gera in den Marktbereich der Stadt. Erstmals wird sie 1156 als „pons rerum venalium" erwähnt. Schon auf dieser aus Holz errichteten Brücke hatten Händler Krambuden aufgestellt. Seit dem 13. Jahrhundert wird sie daher als „pons mercatorum", seit dem 14. Jahrhundert dann deutsch als „Krämerbrücke" bezeichnet. Beide Brückenköpfe wurden mit massiven Tordurchfahrten und Kapellen gesichert; westlich lag die 1810 abgebrochene Benediktikirche und östlich die Ägidienkirche. Nach mehreren Bränden erwarb der Stadtrat 1293 alle Rechte an der Brücke und ließ sie bis 1325 auf einer Länge von 79 m mit sechs massiven Bögen erneuern und von Anfang an seitlich mit zunächst noch nicht bewohnten Krämerbuden besetzen. Um das zu ermöglichen, wurde die Brücke mit etwa 20 m recht breit ausgeführt. Nach einem Stadtbrand 1472 wurden seitlich der nur 5,50 m breiten Fahrbahn zwei Reihen aneinandergebauter, dreigeschossiger Fachwerkgebäude errichtet. Um diese bewohnbar zu machen, wurde die Gebäudetiefe durch neben den Brückengewölben angeordnete hölzerne Sprengwerke vergrößert, sodass die Gesamtbreite seitdem ungefähr 26 m beträgt. Zunächst standen auf der Brücke 62 Häuser, deren Zahl sich allerdings bis in das 18. Jahrhundert durch Zusammenlegungen auf 38 reduziert hatte. Heute sind es noch 32 Wohnhäuser, in denen meist Läden für Kunsthandwerk und Antiquitäten untergebracht sind. Bis auf vier sind alle Bauten im Besitz der Stadt, die die gesamte Anlage in die Stiftung Krämerbrücke zur Erhaltung dieses einmaligen Baudenkmals eingebracht hat.

Steinbrücke in Quedlinburg

Die Steinbrücke in Quedlinburg hatte man schon vor 1229 über den Sumpf des Mühlgrabens als 123 m lange Brücke mit 23 Bögen errichtet, um den Verkehr zur Marktzone der Stadt zu leiten. Nachdem der Wasserlauf weitgehend verlandet ist, reichen heute zwei der Bögen, während die übrigen vermauert zu Kellerräumen geworden sind. Die Brücke

ist inzwischen so weit durch die darauf und daneben errichteten Häuser überbaut, dass sie im Stadtbild der auch als Steinbrücke bezeichneten Straße nicht mehr wahrgenommen werden kann.[140]

Innere Brücke in Esslingen

Die Innere Brücke in Esslingen wurde im 13. Jahrhundert (vor 1297, vielleicht 1259) als Zufahrt zum Marktbereich von Esslingen mit ursprünglich elf steinernen Bögen über zwei Flusskanäle und einer heute als „Maille" bezeichneten Insel durch das ehemals weite und versumpfte Tal errichtet. Unmittelbar auf der Stadtseite schließt sich mit dem Fischbrunnenplatz ein erster Stadtmarkt an. Zusammen mit der Äußeren Brücke oder Pliensaubrücke über den Neckar blieb sie über Jahrhunderte im weiten Umkreis die einzige feste Querung durch das Flusstal. Wie üblich wurde auch diese Brücke durch Tortürme gesichert und erhielt in ihrer Mitte eine dem hl. Nikolaus geweihte Kapelle. Häuser auf der Brücke sind seit dem 16. Jahrhundert belegt. Während die südöstliche Seite bis heute mit kleinen eingeschossigen Brückenpfeilerhäuschen und der ehemaligen Nikolauskapelle offen bebaut ist, hat sich auf der nordwestlichen Brückenseite eine fast geschlossene Bauzeile entwickelt.[141]

Blick von Osten über die Bebauung beidseitig der Krämerbrücke in Erfurt (2014).

Weserbrücke in Minden

Von der Weserbrücke in Minden haben sich inmitten der heutigen Bäckerstraße die überbauten Reste der 1232 erstmals erwähnten steinernen Brücke erhalten. Sie wurde 1340/42 nach einem Hochwasser erneuert und erhielt hierbei Tortürme an beiden Enden und eine Brückenkapelle in der Mitte. Auf ihrer Stadtseite erfolgte jetzt die Bebauung mit Häusern. Nachdem man diesen über einen Bach und eine Flutwiese führenden Abschnitt später in die befestigte Stadt einbezogen hatte, wurden die dort stehenden mindestens neun Häuser mit der Zeit so groß erneuert, dass die dazwischen noch heute stehende Brücke nicht mehr sichtbar ist.[142]

Alte Nahebrücke in Bad Kreuznach

Die 132 m lange Alte Nahebrücke in Bad Kreuznach ließ der Stadtherr Graf Simon II. von Sponheim-Kreuznach um 1300 als Ersatz einer Holzbrücke zur Verbindung der beiderseits der Nahe entstandenen Siedlungen Altstadt und Neustadt errichten. Eine erste Erwähnung erfolgte 1332 bei der Weihe der Pauluskirche auf der Wörthinsel.[143] Auf der Brücke stehende Häuser werden erstmals 1495 erwähnt. Sie befinden sich auf den ersten vier oberstromseitigen Brückenpfeilern, während sich auf dem fünften Pfeiler ehemals ein Brückentorturm erhob. In den Häusern lebten der Kaplan der Kapelle sowie Handwerker und Kaufleute.[144]

In Bad Kreuznach gibt es zudem noch weitere Brücke mit Brückenhäusern. Diese stehen an der Mannheimer Straße auf der steinernen Brücke mit drei Bögen, die seit dem 14. Jahrhundert über den Ellerbach führt.

Die Nahebrücke in Bad Kreuznach mit Brückenhäusern über den Pfeilern. Ansicht von der Oberstromseite (historische Postkarte aus der Zeit um 1900).

Die Häuser an Krambuden in Wolfenbüttel (2020).

Brücke „Krambuden“ in Wolfenbüttel

Die als Krambuden bezeichnete überbaute Brücke in Wolfenbüttel ist zusammen mit der gleich bezeichneten Straße erst in der Neuzeit geschaffen worden. Direkt an der Rückseite des Rathauses am Markt führt die steinerne Brücke über den ab 1588 angelegten Schleusengraben, einem Nebenarm der Oker. Seitlich der mittleren Fahrbahn hat man wohl von Anfang zunächst kleinere und seit dem 17. Jahrhundert dann vergrößerte Händlerhäuser errichtet. Dreistöckig dokumentieren die Fachwerkbauten ihre besondere Aufgabe damit, dass die Geschäfte im Erdgeschoss bis heute hinter Pfeilern und Bogenstellungen liegen.[145] Auch wenn die Brücke selbst von den Besuchern nicht wahrgenommen werden kann, liegt die Straße noch immer Zentrum des Handels und daher Teil der Fußgängerzone.

Seit dem 18. Jahrhundert – Kampf gegen Verkaufsbuden in den Stadtzentren

1788 mokierte sich Wilhelm Christhelf Siegmund Mylins über den schlechten Zustand der Straßen und Plätze von Berlin.[146] Er „bedauerte unter anderem, dass einige schöne Plätze aus einer leidigen Finanzspekulation durch ringsum laufende hölzerne Buden jämmerlich veranstaltet seien“. Damit entsprach er der allgemeinen Ansicht seiner Zeitgenossen und Landsleute, „die sich eifrig um die Beseitigung der hölzernen Krambuden bemühten, welche auf dem Paradeplatz [dem heutigen Alexanderplatz] dem Dönhofsplatz, an der Petrikirche, an der Hundebrücke (Schlossbrücke) und bei der Hauptwache der Artillerie [der heutigen Königswache] aufgestellt waren“.[147]

Abbruch des Drubbels in Münster 1906. Die Fotografie verdeutlicht, in welchem Umfang die Beseitigung der im Laufe der Jahrhunderte aus einer Budengruppe gewachsenen Häuser den Platzraum wieder erweiterte. Im Hintergrund ragt noch ein viergeschossiger Fachwerkbau über sehr kleiner Grundfläche auf, der wohl noch aus dem 15. Jahrhundert stammte und deutlich die Charakteristika mittelalterlicher Marktbuden zeigt.

Mit dieser Ansicht war Mylins nicht allein. Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zog man allgemein gegen diese, in den Augen der Zeitgenossen, herrschende „Unsitte" zu Felde, dass in der schnell wachsenden Stadt Berlin immer mehr hölzerne Krambuden aufgestellt wurden. Auch der königlich preußische Kriegs- und Domänenrat Gustav Heinrich von Lamotte (1752–1798) hat sich hierzu mehrmals geäußert. Er unterschied 1775 die „kleinen Buden, die täglich aufgeschlagen und wieder abgebrochen werden" von den großen Buden. Diese seien „unbeweglich und verunzieren die schönsten Plätze und Straßen" und müssten nicht nur deswegen beseitigt werden, denn sie würden auch verhindern, dass die Läden und Gewölbe im Erdgeschoss von Neubauten gut zu vermieten seien.[148] Schon 1660 hatte man in Berlin verordnet, dass „Kramladen oder Schragen, welche ganz feste gemacht würden" nicht mehr auf dem Markt und vor dem Rathaus aufgestellt werden dürfen, während das tägliche Aufstellen von leichten Buden überall erlaubt blieb. 1787 hoffte von Lamotte erneut, es „sei dem jetzt regierenden Königes Majestät vorbehalten, die herrlichen Plätze und Gegenden seiner Residenz, die jetzt durch die Buden verunziert werden, davon zu säubern … da es mit dem Budenbau bereits aufs äußerste gekommen ist, und da er einem krebsartigen Übel gleichet, welches immer weiter um sich frißt". Ihre Zahl müsse beschränkt werden und sie dürften nicht länger auf allen Plätzen aufgestellt werden,

insbesondere, da sie den Anblick der prächtigen Gebäude behindern würden. Das würde besonders für den Paradeplatz und dem Dönhoffplatz gelten. Auf den Brücken und vielen Straßen würden sie zudem die Durchfahrt behindern.

Als Alternative schlug von Lamotte vor, an den Plätzen zukünftig Häuser mit Bogenlauben zu errichten, um die Buden dahinter unterzubringen. Auch sollten die Erdgeschosse der Häuser als Kramläden ausgebaut werden. Zudem wäre es besser, die Buden aller Trödler auf einem Platz zusammenstellen. Den Krämern sollte auch untersagt werden, in den Krambuden zu wohnen.[149] Durchsetzen konnte man die Beseitigung der Verkaufsstände aus dem Stadtraum allerdings kaum. Noch bis weit in das 19. Jahrhundert standen daher Krambuden auf Plätzen und selbst auf vielen der Berliner Brücken.[150] Während die Zahl der Krambuden abnahm, wurden ab 1859 neue Trinkhallen von der „Gesellschaft der Berliner Trinkhallen" aufgestellt, Stände, in denen man Mineralwasser anbot, bald ergänzt durch Zeitungsverkauf.[151] Die letzten der traditionellen Krämerbuden sollen um 1870 beseitigt worden sein, wobei die der Lebensmittelhändler durch Stände in den – wie in allen europäischen Großstädten – neu eingerichteten Markthallen ersetzen konnte.[152] Zwischen 1865 und 1892 wurden in Berlin insgesamt 14 solcher Hallen mit Platz für mehrere tausend Verkaufsstände errichtet.[153]

Wie weiter oben ausgeführt, hatte man auch in Münster schon um 1780 begonnen, nach und nach Verkaufsbuden bzw. die daraus im Laufe der Zeit entstandenen schmalen Häuserreihen im Zentrum zu beseitigen. Dies geschah zunächst vor allen mit dem Argument, das Stadtbild zu verbessern, später dann auch mit der Begründung, Verkehrs-

Der Spittelmarkt und die Gertraudenkirche in Berlin mit Fischhändlerinnen und Marktbuden 1783. Kolorierte Radierung von Johann Georg Rosenberg (1739–1808).

hindernisse beseitigen und die Straßen verbreitern zu müssen. Diese Argumente wurden auch andernorts fortan immer wieder angebracht; 1817 wird über Mitau, Hauptstadt von Kurland (heute Jelgava in Lettland) berichtet: „der Marktplatz wird durch 65 ihm zur Seite liegende Krambuden, Fleisch- und Brotscharren verunstaltet". Bei den im Weiteren genannten 690 Hausstätten in der Stadt machen die angesprochenen Buden also fast zehn Prozent des Baubestandes aus.[154] Sie standen in mehreren parallelen Reihen auf einer Seite des weitläufigen, quadratischen Platzes.

Die Beseitigung „unpassender Bauten" war – wenn auch mit wechselnden Begründungen – während des gesamten 19. Jahrhunderts überall ein wesentliches städtebauliches Ziel, dem sich auch die Denkmalpflege anschloss. Besonders verfolgte man eine „Freiräumung" angeblich verbauter Kirchen, damit diese „Monumente" wieder ihre vermeintlich ursprüngliche Wirkung entfalten konnten. Eines der prominentesten Beispiele hierfür dürfte der Kölner Dom sein, der bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts mit einem gewachsenen Stadtviertel eng umbaut war, dann eine „würdige Umgebung" erhalten sollte und heute isoliert auf der freigeräumten und zugigen „Domplatte" steht.[155]

Die Beseitigung der Scharnhäuserreihe in Minden zwischen 1890 und 1950 wurde schon weiter oben dargestellt. In Braunschweig brach man die südliche der aus dem 15. Jahrhundert stammenden Budenreihe am Gewandhaus 1905 ab.[156] Erst seit etwa 1910 galten, vor dem Hintergrund von neuen Vorstellungen des Städtebaus, die Reihen historischer Buden zunehmend nicht mehr als störend im Stadtbild, sondern als besonderes, nun als malerisch empfundenes Element einer Altstadt.

Der Dönhoffplatz in Berlin 1880 mit dem Palais Hardenberg. Die über den Platz führenden Fußgängerverbindungen sind nahezu vollständig mit Verkaufsbuden des Wochenmarktes besetzt.

Die Budenreihen auf dem Marktplatz von Mitau (Kurland) wurden während des 19. Jahrhunderts als störend angesehen. Erst seit dem späteren 19. Jahrhundert nahm man sie als örtliche Besonderheit wahr, die seitdem vielfach abgebildet und auch einer Postkarte würdig empfunden wurde. Diese etwa 1910 verschickte Karte zeigt eine der Reihen in ihrem im Laufe der Zeit immer wieder umgebauten und erweiterten Zustand.

Nicht zuletzt die allgemeine Vorstellung, dass diese schmalen und zumeist ohne Hofgrundstücke in der Stadt stehenden Häuser unpassend für ein Stadtzentrum seien, hat dazu geführt, dass nur wenige Beispiele erhalten blieben. Sie galten als wenig repräsentativ und sollten daher durch größere und „anspruchsvolle" Gebäude ersetzt werden, um im Zentrum eine würdevolle Bebauung zu erhalten. Zudem sind gerade die Zentren der größeren Altstädte Ziel der Bombenabwürfe gewesen, und davon Verschontes wurde nicht selten im Zuge von Straßendurchbrüchen, Umgestaltungen im Zuge des Wiederaufbaus und der folgenden Stadtsanierungen beseitigt. Ergebnis ist, dass von dieser Bauform, die ehemals einen wesentlichen Teil der städtischen Bebauung ausmachte, heute kaum noch Beispiele erhalten geblieben sind.

Bude und Boutique im Brunnen- und Kurort

Länger als in den Städten blieben Verkaufsbuden in den Kurorten und anderen Zentren des Tourismus gebräuchlich und werden dort vereinzelt noch heute in der inzwischen seit über 800 Jahren überlieferten Weise genutzt. Insbesondere Kurboutiquen boten und bieten noch heute ein breites Spektrum von Waren an. Dieses reicht von Nahrungsmitteln bis zum Luxusartikel, von der Tageszeitung bis zum Sachbuch und Reiseführer und umfasst selbstverständlich auch alle Formen des Souvenirs.

Verkaufsbuden im Garten vom württembergischen Bad Boll im Jahre 1602. Dargestellt werden auf dem Holzschnitt zwei einfache hölzerne und offene Verkaufsstände, die keinen Platz zur Warenlagerung und Übernachtung der Händler boten.

Kurboutiquen stehen in Orten, wo Herstellung, Handel und Verkauf ein saisonales Geschäft blieben. Gerade dort gab es daher solche Bauten seit vielen Jahrhunderten. In den Kurorten werden Verkaufsbuden schon um 1500 in schriftlichen Quellen als Selbstverständlichkeit genannt. So schuf man z. B. in Bad Liebenzell im Schwarzwald um 1500 in ein Gebäude, in dem sich solche vor dem Wetter geschützte Verkaufsbuden befanden[157] und 1593 berichtete ein Gast aus dem gleichen Ort von den Waren der Krämer: „kam ich beim oberen Zeller Bad an und bald bei den Buden der Krämer, welche Schächtelchen und andere bemalte Geräte auf der Wiese verfertigten".[158]

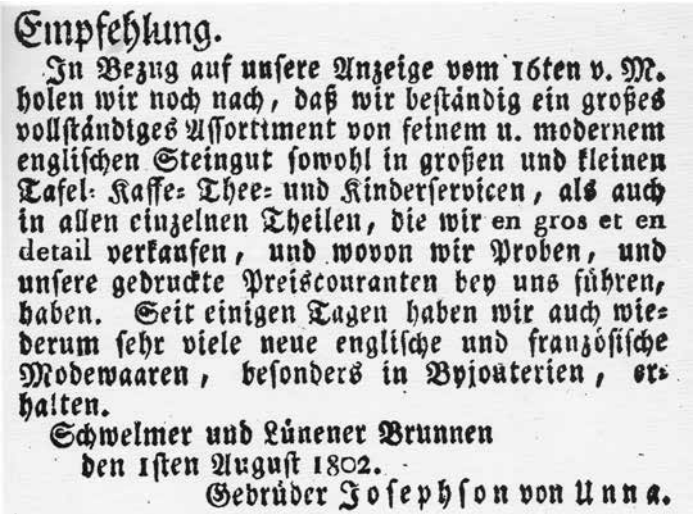
Die Saison der Kurorte beschränkte sich bis nach 1900 in der Regel auf die vier Monate von Juni bis September. Viele Händler reisten für diese Geschäftszeit mit einer Kollektion an, mieteten eine Boutique und versuchten, in der Zeit ihres Aufenthalts möglichst alles zu verkaufen. In der Regel wohnten sie dann in mehr oder weniger einfachen Verhältnissen in oder über ihrem Geschäft. Die Buden oder Boutiquen in den Kurorten weisen daher fast immer ein niedriges Zwischengeschoss auf, das als Lager und einfache Übernachtungsmöglichkeit genutzt wurde. Auch die acht „Verkaufsboutiquen", die in die 1821 bis 1824 errichtete Wandelhalle von Bad Driburg eingebaut wurden, erhielten ein Zwischengeschoss. Als Schlafraum der Saisonpächter vorgesehen, war es lediglich mit einer Leiter vom Ladengeschäft aus erreichbar.[159] Noch um 1930 entstanden Wandelhallen mit Ladenzeilen, deren Geschäfte solche Zwischengeschosse erkennen lassen (z. B. 1925/26 Bad Oeynhausen).

Ähnlich wie in den Stadtzentren gab es auch in den zumeist einwohnerschwachen Kurorten Verkaufsbuden oft in großer Zahl. So standen etwa in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts an der Hauptallee des zu dieser Zeit international bekannten Bades Pyrmont 55 solcher Bauten.[160] Die Stände, Buden oder Boutiquen in den Kurorten wurden über Jahrhunderte gerne während der Sommermonate von Händlern angemietet und bezogen. Sie lebten dort nur temporär und nutzten diese Einrichtungen in der für Städte schon im 11. Jahrhundert belegten Weise. Dieser Tradition entsprach nicht nur die Art, wie sie die Bauten nutzten, sondern auch, dass sie insbesondere Luxuswaren verkauften und damit ein überörtliches Angebot garantierten. 1608 wird in Bad Schwalbach im Taunus auf die weit angereisten Krämer hingewiesen, darunter „allerley französische Crämer mit

ihren Wahren, und andere mehr, welche Nürnbergisch Silbergeschirr, Edelgestein und dergleichen feil haben, Kupferstücke und anderes: Summa ist fast wegen der vielerley des Volks einem kleinen Frankfurter Messlein zu vergleichen". Die aus fernen Orten angereisten Händler „boten ihre Waaren in Buden neben dem Brunnen und im Spiel-Saale feil".[161] Aus dem Jahr 1667 ist die Liste der Pachteinnahmen der „Krahm" genannten Buden in Bad Pyrmont überliefert. (Die Gelder wurden dem Armenhaus übergeben.) Genannt werden auch hier viele von weither angereiste Händler: Sie kamen aus Hannover (der „Frantzose Lapplan", Kaufmann Berckenkamp senior und junior), aus Kassel (Georg Dennert, der Schwertfeger [= Messerschmied] Hans Georg Lotz und ein weiterer Schwertfeger, ferner ein Eisenkrämer), aber auch von weiter her, wie ein Franzose, der Kristall und Edelsteine verkaufte. Im Jahr danach fanden sich wieder andere Händler ein: Drei kamen aus Kassel, je einer aus Hannover und Paderborn, je ein Sattler aus Bielefeld, Celle und aus Thüringen; ferner wurden ein Eisenkrämer sowie mehrere Franzosen genannt.[162]

1826 und 1838 errichtete man vor dem Kurhaus vom zu dieser Zeit als internationaler Treffpunkt aufblühenden Wiesbaden zwei große offene Wandelhallen, in denen insgesamt auch über hundert Boutiquen (jeweils mit Wohnraum darüber) Platz fanden. Dies hielt

Die 1786/87 aus Holz errichtete Wandelbahn in Bad Lauchstädt bei Halle an der Saale blieb bis heute erhalten. Eingebaut sind hier 29 Kaufläden, wie üblich jeweils mit einer Schlafkammer darüber im Dach (2013).



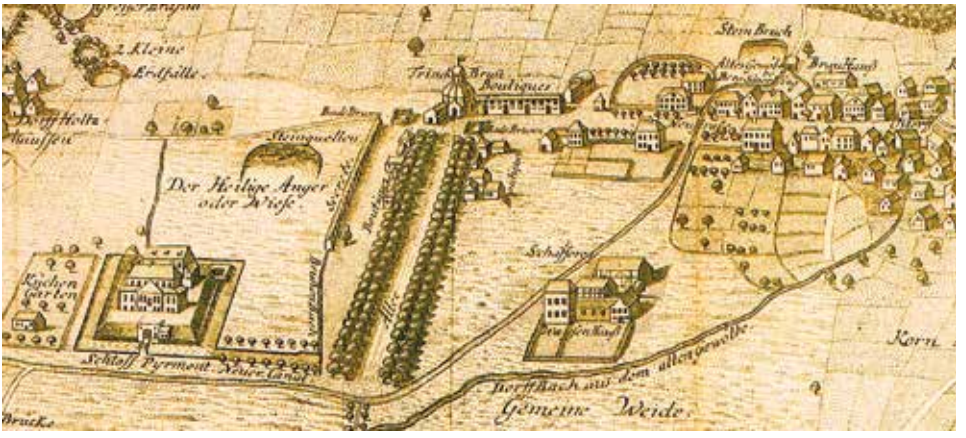
Empfehlung.

In Bezug auf unsere Anzeige vom 16ten v. M. holen wir noch nach, daß wir beständig ein großes vollständiges Assortiment von feinem u. modernem englischen Steingut sowohl in großen und kleinen Tafel- Kaffe- Thee- und Kinderservicen, als auch in allen einzelnen Theilen, die wir en gros et en detail verkaufen, und wovon wir Proben, und unsere gedruckte Preiscouranten bey uns führen, haben. Seit einigen Tagen haben wir auch wiederum sehr viele neue englische und französische Modewaaren, besonders in Bijouterien, erhalten.

Schwelmer und Lünener Brunnen
den 1sten August 1802.
Gebrüder Josephson von Unna.

Anzeige eines Händlers aus Unna für den Verkauf von Import-Luxuswaren, die er in seinen Verkaufsständen am Schwelmer und am Lüner Brunnen, zwei Gesundbrunnen der Region anbot.

man für notwendig, da die im 1809 fertig gestellten Konversationshaus befindlichen Verkaufsstände schon nach wenigen Jahren in Umfang und Zahl nicht mehr ausreichten, um den Wünschen der Kurgäste nach Luxus- und Verbrauchsgegenständen zu entsprechen. 1847 wurden diese „Kollonaden" beschrieben als ein „höchst geschmackvollen, geräumigen Bazar, welcher eine Masse von Kaufleuten in seinem Inneren" bietet. Unter den Mietern gab es während der Saison 1858 zahlreiche auswärtige Händler; z. B. bot ein „Hofoptiker" aus Köln optische und physikalische Instrumente an, die Gebrüder Matern aus Alsfeld handelten mit Glaskunstwaren sowie Galanterieartikeln, ein Händler aus Meisterdorf in Böhmen verkaufte (böhmische) Kristallwaren und die Firma Abdulla & Co. aus Algier orientalische Luxusartikel sowie afrikanische Zigarren. Auch 1860 mieteten sich in den dortigen Läden weit angereiste Händler ein, um besondere Dinge anzubieten: Eine Gesellschaft aus Turin bzw. Como verkaufte Kurzwaren, die Gebrüder Visser aus Norderney



Ansicht des Kurbezirks von Bad Pyrmont 1717. Der Ausschnitt aus einem Kupferstich zeigt an den Rändern beider zur Promenade der Gäste angelegter Alleen im Umkreis des Brunnenhauses viele Boutiquen, die als kleine Einzelbauten, aber auch in größerer Reihe errichtet sind.

Aus den seit dem 17. Jahrhundert auf den Randstreifen der Hauptallee in Pyrmont errichteten Boutiquen sind im Laufe der Zeit zumeist dreigeschossige, schmale Häuser geworden, die aber mit ihrer knappen Grundfläche noch immer ihre Entstehung erkennen lassen (2007).

boten Muschelartikel, ein Händler aus Tirol handelte mit Holz-, Bein- und Galanteriewaren und Carl Litschke aus Wien mit Gegenständen aus Meerschaum.[163]

Ein ähnlich exotisches Angebot beschrieb 1863 ein französischer Reiseführer auch bei den ebenfalls vor dem Kurhaus von Baden-Baden stehenden Läden: „Zahlreiche Boutiques bieten den Fremden eine große Anzahl von Luxus- und Bedarfsgegenständen, sie verleihen damit diesem Teil der Promenade den Aspekt einer ständigen Verkaufsmesse." So wurde dort schon 1829 ein Franz Anton Pelikan genannt, der die beliebten Kristallpokale mit eingeschliffenen Ansichten der Sehenswürdigkeiten verkaufte. Auch Kaiser Napoleon III. (reg. 1848–1870) besuchte die Baden-Badener Boutiquen, wobei er im Juni 1860 eine große Schwarzwälder Kuckucksuhr erwarb, und 1888 kaufte auch Kaiserin Elisabeth von Österreich (reg. 1854–1898) in dem dortigen Souvenirladen von Louis Katzau ein.[164]

Bude und Stand am Wallfahrtsort

Ebenso wie bei der Messe in den Städten oder während eines Kuraufenthalts benötigten auch die Besucher von Wallfahrtsstätten Händler, um den besonderen Bedarf eines Reisenden zu befriedigen, in diesem Fall insbesondere Lebensmittel, Devotionalien, Kerzen oder Erinnerungstücke. Noch heute finden sich Verkaufsstände auch an nahezu jeder Wallfahrtskirche. Zwar wurden und werden hier weniger Luxusartikel als in den Kurorten angeboten, doch galten für den Verkauf von Wallfahrtsandenken oder Opferkerzen vergleich-

In Heiligendamm an der Ostsee wurde 1857 eine massive, offene Wandelbahn mit einer Reihe von Kaufläden errichtet. Jeder dieser neun Läden erhielt in dem darüber angeordneten Obergeschoss eine kleine Wohnung (2013).

bare Bedingungen: Auch in Wallfahrtsorten wurden Waren in der Regel nicht das ganze Jahr über, sondern nur während des Sommers angeboten. Die Händler benötigten für diese Zeit nicht nur einen wetterfesten Verkaufstand mit guten Möglichkeiten zur Präsentation während des Tages und sicherer Lagerung nachts, sondern auch eine Aufenthaltsmöglichkeit. Da sie nicht dauerhaft hier lebten, wollten sie möglichst auch in ihrer Verkaufsbude schlafen und einfache Mahlzeiten zubereiten können.

Die Geschichte der zu fast jeder Wallfahrtsstätte gehörenden, als Verkaufsstand oder vornehmer als Devotionalienstand bezeichneten Einrichtungen ist weitgehend unbekannt und unerforscht. Zu sehr standen diese Bauten im Schatten der meist prächtigen Wall-

In Bad Pyrmont wurde 1926/28 am Rande des Kurparks eine neue, offene Wandelbahn errichtet. Die 24 integrierten Geschäfte erhielten alle ein Zwischengeschoss, das von den Mietern als Lager und Wohnung genutzt werden konnte (2013).

Bei Tirana (an der Grenze zwischen der Lombardei und Graubünden) errichtete man zwischen 1505 und 1528 die Wallfahrtskirche Madonna di Tirano. Ihr Vorplatz ist von zahlreichen massiven, heute allerdings nicht mehr genutzten Verkaufsständen umgeben. Von unbekanntem Alter, zeigen sie die in ganz Europa gebräuchliche Gestaltung mit einer Kombination von Fenster und Tür, beides sicher durch hölzerne Läden zu verschließen (2013).

fahrtskirchen, zu sehr waren und sind die dort verkauften, oft einfach gemachten Andenken auch dem Spott ausgesetzt und werden als nicht beachtenswerter „Kitsch" abgetan. Aus dem österreichischen Mariazell (wo sich seit 1157 eine Wallfahrt entwickelte), ist belegt, dass dort schon 1390 neben 71 Häusern im Ort auch 23 feste Verkaufsbuden an der Kirchhofmauer, sogenannte Standl standen.[165] Die Pächter dieser Stände mussten der Kirche als Ausgleich für den genutzten Grund Kerzen liefern. Die Stände dienten keineswegs nur dem Verkauf von Waren, sondern wurden auch von Handwerkern wie Schmied, Drechsler, Schuster, Gürtler, Hafner und Glaser als Werkstatt sowie zur Übernachtung genutzt.

Der Bogenberg über der Donau in Niederbayern ist seit dem 12. Jahrhundert ein bedeutendes Wallfahrtsziel. Beidseitig vom Zugang zur Kirche Mariä Himmelfahrt stehen insgesamt neun kleine, massiv gemauerte Verkaufsstände, in dieser Form wohl im 19. Jahrhundert erneuert (2007).

Seit der Gegenreformation baute die Habsburger Kaiserfamilie Mariazell zum zentralen Wallfahrtsort ihres Reiches aus und ließen die Kirche erneuern. 1827 brannten bei einem großen Ortsbrand die einfachen, mit großen Klappläden verschlossen Holzbauten an der Kirchhofmauer nieder. Sie wurden danach als Brandschutzmaßnahme massiv erneuert und mit einem Blechdach sowie zumeist auch eisernen Läden versehen. Neben einer langen Reihe von Standln um den Kirchhof entstand daneben zusätzlich ein Rundgebäude, die „Rondelle" mit weiteren 13 Ständen und einer darin zentral angeordneten Wache für zwei nächtliche Ladenwächter. Die gesamte Baugruppe ist erhalten, steht heute unter Denkmalschutz und wurde in den letzten Jahren nach und nach saniert. Noch immer werden etwa 30 Stände von Händlern, den sogenannten Standlern, betrieben.

Das Benediktinerkloster Einsiedeln ist das bedeutendste Wallfahrtsziel der Schweiz. Im Zusammenhang mit einem barocken Um- und Neubauprojekt wurden die dort ebenfalls schon seit dem Mittelalter nachweisbaren Verkaufsbuden nach einem Plan des Mailänder Architekten Paolo Federico Bianchi 1745 bis 1747 in den stark ansteigenden Platz unterhalb der Basilika einbezogen: In einem Halbrund links und rechts der Haupttreppe angeordnet, wurden die insgesamt 44 Krambuden[166] zu einem wesentlichen Gestaltungselement. Bis heute sind sie in den von Bögen getragenen Vorhallen in ungewöhnlicher Weise Teil der monumentalen Gesamtansicht des Klosters.[167]

Messe auf dem Marktplatz und im Kaufhaus

Jahrmarkt, Kirchweih und Messe haben die gleichen Wurzeln, bedienen aber verschiedene Segmente des Handels. Nur in wenigen Städten ist aus dem jährlichen Markt, der nicht

Die Wallfahrtskirche Maria Kirchental wurde ab 1694 in einem einsamen Hochtal des südlichen Salzburger Landes erbaut, deutlich entfernt von dem Kirchdorf Lofer. Für die Wallfahrer wurden daher nicht nur ein Gasthaus, sondern auch mehrere Verkaufsstände mit Übernachtungsmöglichkeit für die Händler gebaut, in diesem Fall in sehr traditioneller Weise als Blockbauten ausgeführt (2008).

Die 1828 neu errichteten „Standln" um den Kirchhof der Wallfahrtskirche Mariazell in der östlichen Steiermark (2019).

nur von den Einheimischen besucht, sondern auch Ziel fremder Kaufleute, Händler und Kaufinteressenten war, allerdings eine überregional attraktive Messe geworden. Messen hatten zwischen dem 12. Jahrhundert, als sie erstmals in Frankreich nachweisbar werden, und dem 19. Jahrhundert eine bedeutende Stellung im gesamten europäischen Handel. Ihre spezifische Bedeutung lag insbesondere darin, dass während einer solchen, zeitlich begrenzten Veranstaltung besonderes Recht bestand, das den freien Handel aller Anwesenden ohne Ausnahme erlaubte und reichsweiten Schutz während der An- und Abreise (das sogenannte Geleit) gewährleistete.[168]

Die Bedeutung von Messen für den Handel, aber auch für das örtliche Wirtschaftsleben darf nicht unterschätzt werden: So reisten z. B. zur Frankfurter Messe um 1600 etwa 4000 bis 5000 Besucher an,[169] eine Zahl die bis 1816 auf 8000 bis 10.000 anwuchs,[170] und zur Braunschweiger Messe besuchten im 18. Jahrhundert immerhin bis zu 3000 Personen die Stadt.[171] Erst zur Mitte des 19. Jahrhunderts schwand die Bedeutung der traditionellen Messe: Wegen der sich durch die Eisenbahn verändernden Handelswege und neuer Zollvereine entwickelten sich andere Formen des Warengeschäftes.

Neben den bis heute bekannten, schon seit dem Mittelalter zentralen Messestandorten wie Frankfurt und Leipzig sowie seit dem 17. Jahrhundert Braunschweig entwickelten sich immer wieder größere und kleinere regionale Messen, die oft nur für bestimmte Waren oder für kürzere Zeiträume von Bedeutung waren. Ob groß oder klein: Immer wieder waren sie mit den gleichen Phänomenen verbunden. Die Händler benötigten Flächen, wo sie ihre Waren anbieten konnten und wenn sie von außerhalb angereist waren, auch Platz, wo sie diese während des Aufenthalts möglichst sicher aufbewahren konnten. Zudem mussten sie während ihres Aufenthalts essen und schlafen können, was sie mit denjenigen gemeinsam hatten, die die Messe als Konsument aufsuchten.

Der insbesondere über die Messen abgewickelte Fernhandel bildete die Basis des kontinuierlich stattfindenden Detailhandels. Hier erwarben die Großhändler Rohstoffe und Luxusartikel (Gewürze, Edelmetall und Schmuck), also das, was später dann während des täglichen Handelsgeschehen im Detailhandel verfügbar wurde. Die hierin tätigen Krämer und Handwerker lebten in der Regel ständig vor Ort, benötigten daher alle neben Laden mit Lager oder Werkstatt auch Wohnraum.

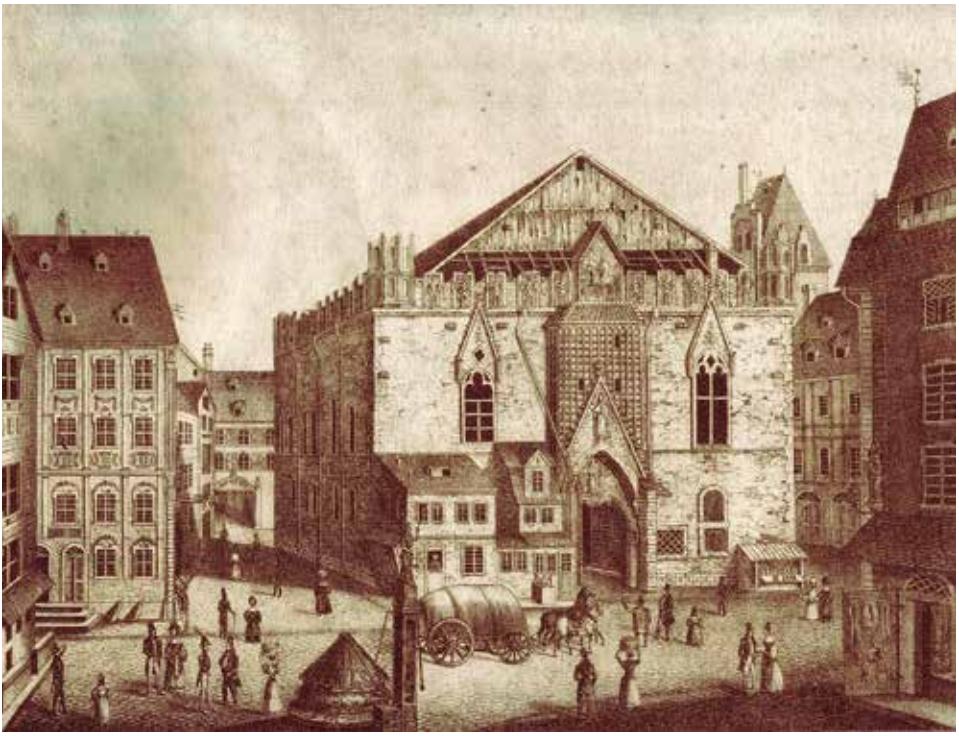
Während Fremde im Allgemeinen nur in dazu privilegierten Gasthäusern einkehren durften, war es während der Messezeiten allen Bürgern erlaubt, Fremde aufzunehmen. In

Die 1745/47 errichteten Krambuden auf dem Vorplatz von Kloster Einsiedeln (2013).

Messetreiben in dem von 1530 bis 1538 mit fast hundert Kaufgewölben, mehrgeschossigen Kellern und Lagerböden errichteten Auerbachs Hof von Leipzig. Kupferstich von Johann August Rossmäßler 1778.

Messestädten wie Frankfurt gab es schon im Spätmittelalter sogenannte Messehöfe, von Bürgern unterhaltene große Komplexe um einen geschützten Innenhof, die während der Messe an Gruppen von Kaufleuten vermietet wurden. Sie konnten hier mit ihren Fuhrwerken unterkommen, die Waren einlagern, fanden Schlafmöglichkeiten, wurden verpflegt, und es gab zudem auch sogenannte Gewölbe – an einer Zugangstür mit daneben befindlichem Klappladen erkennbare sichere Orte, in denen verkauft und gehandelt werden konnten. Allein der im Besitz einer Frankfurter Patrizierfamilie befindliche Nürnberger Hof bot im 16. Jahrhundert 57 solcher Gewölbe an.[172] Auch in Braunschweig wohnte im 18. Jahrhundert der größte Teil der Messebesucher in 300 bis 500 registrierten Privathäusern,[173] wo sich auch die Kunden einfanden. Außerhalb der Messezeiten standen solche Höfe aber nicht leer, sondern wurden für anderen Handel genutzt; so fand z. B. in Auerbachs Hof, dem größten Messehaus in Leipzig mit seinen fast hundert Messegewölben der Naschmarkt, ein Wochenmarkt für Lebensmittel statt.

Zentrum jeden Handels war der Marktplatz, und er blieb es in der Regel auch während eines Jahrmarktes oder einer Messe. Nur bei den großen, überregionalen Messen gab es



Das Mainzer „Kaufhaus am Brand", 1314 bis 1317 errichtet und 1812 abgebrochen.

weitere Stadtbereiche, in denen sich der durch das Marktrecht geschützte Handel abspielen durfte, eventuell auch einen Messeplatz. Besonderer Messeplatz blieb fast überall das schon im Mittelalter errichtete Kaufhaus oder Messehaus. In vielen Fällen ist daraus erst später das Rathaus geworden; auf diese Bauten gehen aber auch die heutigen Warenhäuser zurück, die daher noch immer landläufig als Kaufhaus bezeichnet werden. Handwerker, die ihre Ware erst vor Ort fertigstellten, die diesen Fertigungsprozess vielleicht auch noch mit dem Kunden absprechen wollten (z. B. wegen eines spezifischen Schmucks, einer Größenanpassung oder einem eingravierten Namen), bevorzugten einen Arbeitsplatz, an dem sie auch wohnen konnten. Sowohl reine Unterkünfte wie solche in Verbindung mit Verkaufsplätzen kam daher im Umkreis von jedem Marktplatz vor.

Das Kaufhaus

Zur Geschichte der Kaufhäuser und den daraus in vielen Städten entwickelten Rathäusern gibt es zahlreiche Untersuchungen.[174] Die gefundenen Lösungen sind hinsichtlich Bauweise, Ausstattung, Nutzung, Bezeichnung und Funktion äußerst vielfältig. Neben den zentralen, dem Handel mit allen Waren dienenden Gebäuden gab es bei Bedarf auch Kaufhäuser, die speziellen Handelszweigen dienten, insbesondere Brot- oder Tuchhallen. Gelegentlich hat man in Messezeiten aber auch für andere Zwecke errichtete Bauten – wie etwa herrschaftliche Zehntscheunen – als Kaufhaus genutzt. Das Kaufhaus oder dessen Dachboden konnte zusätzlich als Kornhaus dienen.

Das Kaufhaus wurde in der Regel zum Ort bestimmt, wo nicht nur die einheimischen, sondern bei den Messen auch auswärtige Händler Tuche (Wolle oder Leinen) anboten. Dies dürfte auch darauf zurückzuführen sein, dass man diese wertvolle Ware in dem Gebäude über Nacht sicher einlagern konnte. Entsprechende Handelsregeln sind aus vielen Städten überliefert: Von Münster wurde schon berichtet, doch ist dies auch für das Lemgoer Kaufhaus von 1365 belegt.[175] Die Entwicklungen können hier nicht im Einzelnen referiert werden, sondern die Darstellung beschränkt sich auf die Informationen, die zu Werkstätten und Unterkünften der Handwerker im Umfeld der Kauf- und Rathäuser vorliegen.[176] Mit der Mainzer Kaufhausordnung aus der Zeit nach 1437 ist eine auch für manch anderen Ort überlieferte Quelle erhalten, die tiefere Einblicke in das Geschehen in den Kaufhäusern zulässt.[177] Das Mainzer Kaufhaus diente ausschließlich dem Großhandel, doch waren an der Außenwand Krambuden angebaut, die den örtlichen Händlern für Detail- oder Kleinhandel verpachtet wurden.[178] Das Kaufhaus bestand in jeder der beiden Etagen aus einer Halle von nahezu 1000 qm,[179] wobei das Erdgeschoss zur Brandsicherheit

In der nordhessischen Stadt Fritzlar steht am Kopf des Marktplatzes bis heute das zwischen 1475 und 1480 als Kauf- und Kontorgebäude der Michaelsbruderschaft, einer Fern- und Großhändlergilde, errichtete Kaufhaus. Der schmale, den engen Platzverhältnissen entsprechend sehr tiefe Fachwerkbau ist viergeschossig und überragt mit seinem Giebelturm die Nachbarhäuser. Das zum Markt mit zwei Bögen geöffnete Erdgeschoss bestand aus einer durchgehenden Halle und konnte sogar von der Rückseite angefahren werden (2016).

eingewölbt war. Die von außerhalb kommenden Kaufleute mussten ihre Waren in dem Gebäude einlagern, wo diese vor Feuer und Nässe sicher und nachts bewacht und verschlossen waren. Der Rat erhob hierfür Gebühren, deren Höhe sich nach der Art der Ware und der Lagerzeit richtete. In Mainz ging man wie auch andernorts davon aus, dass die Verweildauer nicht länger als vier Wochen war.[180]

Die zentrale Rolle, die solche Kaufhäuser über Jahrhunderte für den Großhandel und den kontrollierten Einzelhandel in den Städten spielten und ihr Status als zentrale Symbole städtischer Autonomie spiegelt sich in ihrer architektonischen Gestaltung. Die zur Sicherheit oft massiv errichteten Bauten erhielten nicht nur einen im öffentlichen Raum exponierten Standort, in der Regel auf oder am Marktplatz, aber auch am Hafen oder einer Hauptstraße, sondern auch eine spezifische Gestaltung, die sie aus den umgebenden Bürgerhäusern hervorhob.[181]

Für die oberschwäbische Reichsstadt Biberach an der Riß konnte die ursprüngliche Nutzung des noch erhaltenen dreigeschossigen, heute als Untere Schranne bezeichneten Kaufhauses von 1578 und 1593 rekonstruiert werden. Im Erd- und ersten Obergeschoss bestand es wie üblich jeweils aus ungeteilten, großen Hallen, während das zweite Stockwerk seitlich eines mittleren Flures in verschiedene Wohnappartements (aus Stube, Kammer und Küche) aufgeteilt war. Diese dürften fremden Kaufleuten zur Unterkunft gedient haben, wenn sie in den Sälen des als Schuh- und Kaufhaus genutzten Gebäudes ausstellten. Zwischendurch wurde das Gebäude auch als Kornlagerhaus genutzt.[182]

Im westfälischen Warendorf errichtete man nach einem großen Brand im Zentrum zwischen dem Marktplatz und dem Kirchplatz 1411 (d) ein neues Kaufhaus mit zwei Hallen übereinander (von denen die obere als Wandhaus bezeichnet wurde) und einem zusätzlichen, noch darüberliegenden niedrigen Lagergeschoss. Dieses massive Gebäude wandelte sich erst mit vielen Umbauten zu dem bis heute erhaltenen Rathaus. Bis in das 19. Jahrhundert vermietete der Rat während der zwei jährlichen, die Rolle einer regionalen Messe einnehmenden und seit 1232 privilegierten Jahrmärkte die benötigten Marktstände. Diese wurden nicht nur auf dem Marktplatz, sondern auch im Kaufhaus aufgestellt. Ständegeld vom Wandhaus bzw. vom Rathaus war daher eine regelmäßige städtische Einnahme, so z. B. 1611: „Auf der Fastenkirmes […] vom Wandhaus gebracht 9 Rt., […]. Auf Lucien-Kirmes hat […] an Ständegeld vom Wandhaus und vom Rathaus gebracht 2 ½ M“. Da aber auch das Rathaus mit seinen zwei Hallen übereinander nicht ausreichend Platz bot, konnten weitere Plätze in der Scharne, dem Fleischhaus auf der anderen Seite des Platzes gemietet werden.[183] 1594 stellte der Rat die Mieten für Marktstände während der Messen fest: Auf dem Markt würden diese sechs Pfennig, im Rathaus neun Pfennig und in der Scharne sowohl unten wie oben pro Fach vier Schillinge kosten.[184]

Obwohl es in Frankfurt am Main mehrere große Saalbauten, öffentliche Gebäude und Hallen gab, reichte der dortige Platz während der Messezeiten für die benötigten Verkaufsstände nicht aus. Auch hier wurden daher Standplätze (für Tische, Karren oder kleine Buden) auf den Straßen sowie in Kirchen und anderen Gebäuden vermietet. Im 15. Jahrhundert reichten noch 60 bis 90 solcher Plätze, doch stieg ihre Gesamtzahl bis 1604 schon auf 448 und bis 1704 noch einmal auf 504 an. In Leipzig gab es zu dieser Zeit während der Messen sogar insgesamt schon mehr als 2000 Standplätze.[185]

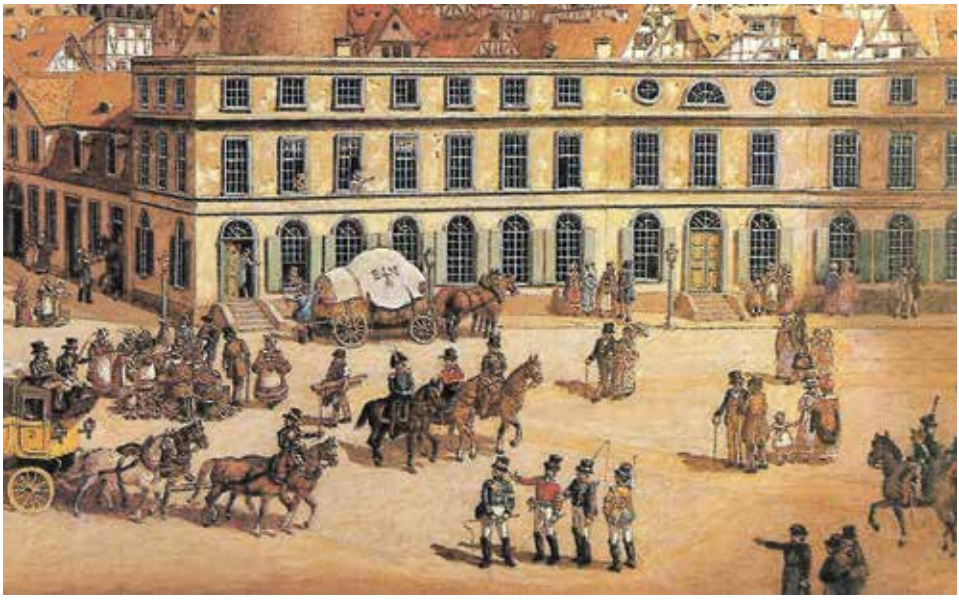
Messen in Kassel

In Kassel wurde eine überregional bedeutende Messe mit Erfolg erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begründet. Auch sie beruhte aber auf den gleichen Prinzipien und baulichen Strukturen, wie sie sich an den seit vielen Jahrhunderten gewachsenen Messeplätzen entwickelt hatten. Landgraf Friedrich II. von Hessen-Kassel (reg. 1760–1785) bemühte sich, Wirtschaft und Handel des Landes zu beleben. Hierzu gehörte 1762 der Entscheid, zweimal jährlich für jeweils 14 Tage eine Messe in Kassel einzurichten. Diese Frühjahrs- und Herbstmessen sollten immer 14 Tage vor der Frankfurter Oster- und Michaelismesse stattfinden, um keine Konkurrenz zu dem alten Standort aufzubauen, aber von dem dorthin gehenden Reiseströmen zu profitieren. Am 29. August 1763 wurde die erste Messe im „Berlepschen Haus" eröffnet.[186] Das Palais wurde zum „Meßhaus" erklärt und in den nächsten Jahrzehnten rückwärtig mehrmals nach Plänen des Architekten Simon Louis du Ry (1726–1799) mit drei Flügelbauten durch den Baublock bis zur Königsstraße erweitert. Auch das „Commerzien-Collegium" und die „Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste" brachte man dort unter. Ein größeres, 1775 konzipiertes Neubauprojekt scheiterte allerdings an den Kosten. Nachdem man 1786/87 davon zunächst nur einen Pavillon zur Aufnahme der Messwaage realisiert hatte, wurde das Messehaus erst 1809 während der Zeit des Königreichs Westfalen durch einen großen Hauptflügel an der Königstraße vollendet.[187] Der nach einem Plan des Architekten Heinrich Christoph Jussow (1754–1825) errichtete Neubau bestimmte fortan das Bild der Kasseler Messe.

Das 1809 fertiggestellte Kasseler Messhaus an der Königstraße 9. Es bot in drei Etagen weitläufige Hallen, in denen Händler auf einer angemieteten Fläche ihre Waren ausstellen und verkaufen konnten.

Die bis weit in das 19. Jahrhundert hinein florierende Kasseler Messe nutzte als Zentrum das Messhaus, eine Gruppe verputzter Fachwerkbauten um einen Innenhof. Im Erdgeschoss der drei rückwärtigen Bauten gab es jeweils einen Galerie genannten breiten Flur als Zugang zu langen Reihen von abgetrennten Läden und Werkstätten, während das Erd- und die beiden Obergeschosse des vorderen Baus sowie der rückwärtigen Bauten aus großen, ungeteilten Sälen bestand, durch Zwischenwände in kleinere Ausstellungsboxen unterteilt.[188] Während der Messen konnten in dem Komplex Händler eine der etwa 250 abgeschlossenen Boutiquen oder einen Standplatz in den Hallen anmieten, wobei der Raum für 500 bis 600 Händler ausreichte.[189] Hinzu kamen noch zwei weitere kleinere Messehallen am Königsplatz, das Messehaus am Martinsplatz sowie Standplätze auf den Marktplätzen,[190] wo jedem Gewerbezweig ein fester Platz zugewiesen war.[191] Während der beiden jährlichen Messewochen konnten daher mehr als 1000 Händler ihre Waren in der Stadt anbieten. Wo sie während des Aufenthalts essen und schliefen, ist nicht überliefert, doch sie dürften ihre Stände aus Sicherheitsgründen oftmals nicht verlassen haben. Später wurde im Messhaus auch der jährliche Wollmarkt abgehalten, außerdem betrieben Kasseler Schreiner im Erdgeschoss ein Lager moderner Möbel, das als Möbelmagazin bzw. -fabrik noch bis 1904 bestand. Ende des 19. Jahrhunderts befanden sich im Gebäude zudem die städtische Steuerinspektion, Dienstwohnungen und eine Glas- und Porzellanhandlung. 1904 wurde das nicht mehr benötigte Messehaus für den Neubau des Rathauses abgebrochen.

Der Carlsplatz in Kassel mit der Oberneustädter Kirche zur Zeit der Messe. Gemälde von Ernst Metz 1960 mit detaillierter Rekonstruktion des Zustandes 1834.



Die sogenannte Zweite Halle am Königsplatz von Kassel auf einem Gemälde von Ernst Metz 1970 mit detaillierter Rekonstruktion des Zustandes 1825.

Die Residenzstadt Kassel erhielt im Zuge ihres Ausbaus im 18. Jahrhundert an mehreren zentralen Plätzen ganzjährig genutzte Verkaufsstände. Diese waren daher oft so angelegt, dass deren Pächter auch in, hinter oder über dem Verkaufsraum wohnen konnte. 1750 wurden zwischen die Strebepfeiler der 1710 eingeweihten Oberneustädter Karlskirche neun sogenannte Gewölbe oder Verkaufsläden eingebaut, sodass der Kirchhof auch durch Jahrmärkte und später auch durch die Kasseler Messe genutzt wurde. (Sie wurden 1822 wieder abgebrochen.)

Der 1768 zwischen der Kasseler Altstadt und den neuen Bebauungsgebieten angelegte Königsplatz konnte anfangs nur auf der nördlichen Hälfte mit massiven Häusern bebaut werden, da sich die andere Hälfte über dem ehemaligen, inzwischen verfüllten Festungsgraben befand und der dortige Boden daher nur für leichte Holzgebäude tragfähig schien. Um den runden Platz zu vollenden, errichtete man um 1774 dort zwei leichte, mit dem traditionellen Begriff „Hallen" bezeichnete Gebäude aus verputztem Fachwerk mit jeweils zehn bzw. 13 Boutiquen. Jede war einen Bogen breit und wurde einzeln vermietet (z. T. bald auch zu größeren Läden zusammengefasst). Während der Kasseler Messe mussten allerdings fast alle der Mieter ihre Boutiquen für Messehändler räumen.[192]

Als erste Nutzer sind hier nachweisbar: Die „Mehlboutique" des aus England stammenden Müllers Caleb Wood sowie Seidenhändler, Putzmacherin, Glashändler, Perückenmacher, Bäcker, Juwelier, Tanzmeister und Töpfer. Aber auch für anderes wurde gesorgt: Im Obergeschoss der zweiten Halle gab es einen Saal, vermietet an einen „Billardeur" mit Pariser Café sowie im Erdgeschoss eine weitere Gastwirtschaft, vermietet an einen „Mundkoch" und Schankwirt, der hier also wohl fertige Speisen anbot.[193] Diese Lage der Hallen war so lukrativ, dass Jacob Bräutigam ab 1807 allein sechs der Boutiquen der ersten Halle

anpachtete und das Recht erhielt, dort Branntwein auszuschenken. Bräutigam verfügte im rückwärtigen Teil auch über eine kleine Küche nebst Keller, kleiner Stube und Kammer, sodass er dort bescheiden wohnen konnte. Für die Räume seines florierenden Betriebes musste er die hohe jährliche Pacht von 100 Rthl. zahlen. Die daran anschließenden sieben weiteren Boutiquen wurden hingegen für jeweils zwei Rthl. jährlich vergeben.[194] Das Obergeschoss der Zweiten Halle hatten schon vor 1807 Lehrer als private Schule angemietet,[195] so dass in den beiden Hallengebäuden eine gemischte, aber sehr lebendige Struktur bestand. Am Paradeplatz (heute Friedrichsplatz) gab es weitere neun Boutiquen, die man ab 1775 jüdischen Händlern für jährlich zehn Rthl. verpachtet hatte. Eine weitere „Halle" mit sogar 28 zu unterschiedlichen Preisen vermieteten Boutiquen stand am Marställer Platz. Selbst vor dem königlichen Palais befanden sich acht und „unter den Triaden" vier „Boutiquen". Mit den insgesamt 75 (teilweise zusammengefassten) an zentralen Stellen der Stadt errichteten Ladenlokalen erwirtschaftete man 1809 insgesamt die stattliche Mietsumme von 563 Rthl.[196]

Mittelalterliche Kaufhäuser und frühneuzeitliche Messehäuser dienten insbesondere dem Großhandel zu bestimmten Terminen. Ebenso hat aber auch der kontinuierliche tägliche Verkauf unter Dach eine lange Tradition, insbesondere in der Form der Scharne, der Fleisch- oder Brothalle. Vor diesem Hintergrund sind sowohl das neuzeitliche, in der Regel Kaufhaus genannte Warenhaus als auch die Passage keineswegs – wie allgemein zu lesen – neue Schöpfungen großstädtischen Handels.

Die 1899 eröffnete Odessapassage in Odessa (Ukraine) (2019).

Der Milchpilz von etwa 1955 auf dem Vorplatz vom Bahnhof Borgholzhausen (Kr. Gütersloh) sollte ursprünglich gesunde Getränke bieten, dient aber schon seit langem dem vorbeigeführten Fernverkehr als Imbissküche, als „Pommesbude". Im Volksglauben ist er die nächtliche Behausung von Zwergen (2020).

Während die älteren Kaufhäuser zumeist zu Rathäusern, Tanzhäusern oder anderen öffentlichen Einrichtungen umgebaut worden sind, wurden auch noch im 18. Jahrhundert neue Kaufhäuser errichtet. Diese hatten allerdings keine großen Hallen mehr, sondern wurden zunehmend mit einer Vielzahl abgetrennter Ladengeschäfte oder Werkstätten versehen, in der Regel verbunden mit einer zugehörigen Wohnung. Ein solches Kaufhaus ist das 1739 bis 1741 nach Plan von Balthasar Neumann (1687–1753) am Grünen Markt von Würzburg entstandene „Handlung hauß" oder „Kaufhaus". Es sei zur Verbesserung des Stadtbildes geschaffen worden, sollte also den Platz architektonisch aufwerten, aber wohl auch dort stehende Verkaufsstände verschwinden lassen. Es erhielt im Erdgeschoss eine Durchfahrt mit Waage und sechs Ladenlokalen, denen in den beiden Obergeschossen jeweils über eigene Treppenhäuser erschlossene Wohnungen zugeordnet waren. Es handelt sich daher um die architektonische Zusammenfassung von sechs einzelnen Handwerkerhäusern.[197] Solche Konzepte gleichen weitgehend denen der Bazare der osmanischen Kultur, wie man sie im 18. Jahrhundert auch in Osteuropa und Russland errichtet hat und z. B. heute noch in Petersburg nutzt. Letztendlich zeigen diese alle Elemente, die dann zum Charakteristikum der seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Mode gekommenen großstädtischen Passagen (in England „arcade", in Frankreich „galerie" genannt) werden sollten.[198] Solche Einrichtungen blieben bis heute beliebt und erlebten nach 1970 – nun als „mall" – eine neue Blüte.

Ergebnisse

Die Verkaufsbude ist seit der Entstehung von Städten ein stetiger Begleiter der dortigen Bewohner gewesen und gehört selbstverständlich zum Straßenbild; sie kam und kommt immer wieder, wenn auch in stets neuen Formen, Größen und Gestaltungen. Sie ist Zeugnis des arbeitsteiligen Lebens und des damit zusammenhängenden Warentauschs. Die Verkaufsbude erscheint insbesondere dort, wo viele Menschen zusammentreffen, wo sie vielleicht nur etwas zu essen oder trinken verlangen, aber auch dort, wo sie Kerzen für den Kirchenbesuch benötigen, frische Blumen als Geschenk benötigen, Flugblätter oder Zeitungen zur Information suchen, in Muße nach einem Souvenir forschen oder etwas Besonderes kaufen wollen, das man sonst nicht bekommt. Während ehemals in größeren Städten Handwerker und Händler neben dem Marktplatz und dem Kirchhof insbesondere Brücken als besonderen Standort für ihr Warenangebot favorisierten und damit mit dem dort kanalisierten Kundenstrom zu eindringlichen Beispielen des Verkaufs von Waren besonders an Fremde wurden, werden heute Flughäfen und Hauptbahnhöfe favorisiert. Nur scheinbar geht es dort um die Befriedigung des „täglichen Bedarf". Auf dem Kölner Hauptbahnhof kann man im Gedränge der Passanten zwischen den zahllosen Läden oft kaum noch die Zugänge zu den Gleisen erkennen.

In seiner Minimalform ist der Verkaufsstand nur ein aufklappbarer Tisch, in seiner Maximalform kann es sich auch um ein mehrgeschossiges Gebäude handeln, das dennoch in der Regel nicht über die Grundfläche eines kleinen Häuschens hinauskommt. Knapper Raum war und ist ein durchgängiges Charakteristikum. Nicht ohne weiteres ist ersichtlich, ob dort nur verkauft oder auch gearbeitet bzw. hergestellt wurde. Ebenso war häufig nicht erkennbar, ob dort zudem gewohnt und geschlafen wird. Da die kleinen Bauten in der Regel an exponierten Stellen standen, wandte man trotz ihrer bescheidenen Größe nicht selten besondere Sorgfalt bei ihrer Gestaltung auf, um Aufmerksamkeit für die Verkaufsbude zu erzielen. Solche Bauten sind daher stets Anregung für fantasievolle Assoziationen gewesen und beflügelten immer wieder zur Entwicklung neuer Formen. Mal handelte es sich um exotische, an ferne Länder erinnernde Kioske,[199] mal – etwa als Wurstbraterei oder Weinstand auf einem Volksfest – um notfalls auch fahrbare Fachwerkhäuser oder sogar um Fliegenpilze, in denen wegen ihrer geringen Größe vielleicht sogar fleißige Wichtel wohnen?[200] Der zwischen 1952 und 1959 in mindestens 50 Exemplaren errichtete „Pilzkiosk" sollte insbesondere der Förderung des Milchtrinkens dienen, erhielt daher auch den Spitznamen „Milchpilz". Später wurde hier anderes verkauft. Wohl vor allem wegen seiner exotischen Form ist er heute nicht nur im Freilichtmuseum präsent,[201] sondern gilt inzwischen auch als denkmalwert. Ab 1961 stand ein solcher Kiosk sogar in Miniaturform auf bundesdeutschen Modelleisenbahnen der Firma Faller.[202]

Seit Jahrhunderten fanden sich Händler, die es übernahmen, Menschen das anzubieten, was deren eigener Haushalt nicht bereitstellen konnte – seien es fliegende Händler, die von Messe zu Messe zogen, saisonal anwesende Händler (im Kurort, in der Sommerfrische oder am Wallfahrtsziel) oder vor Ort lebende Händler und Handwerker. Immer schlugen sie ihren Stand dort auf, eröffneten dort ihre Handlung, wo möglichst viele ihrer potenziellen Kunden zusammentrafen. Nicht zuletzt zum Schutz ihrer Waren war es stetes Bestreben, auch dort zu wohnen, wo sie handelten. Dies führte zu spezifischen Bau- und Wohn-

Eine Reihe bescheidener Fachwerkhäuser des 17. und 18. Jahrhunderts, hervorgegangen aus Verkaufsbuden am Nordrand des Kirchhofes von Quedlinburg (2012).

formen, die sich insbesondere mit Begriffen wie „Bude“ und „Boutique“ verbinden und kaum mehr als die einfachsten Ansprüche befriedigen konnten. Zwar lebte man im Stadtzentrum, doch war in den kleinen Häusern das Kochen und Wohnen in der Werkstatt und das Schlafen im Warenlager weit verbreitet.

Heute werden Verkaufsbuden, in Verkennung ihrer langen Geschichte, vor allem als Phänomen oder sogar als Errungenschaft der Großstadtwerdung des 20. Jahrhunderts verstanden und daher inzwischen in manchen Regionen zu einem wesentlichen Element des urbanen Lebens stilisiert. Hierzu zählen etwa die regional als „Trinkhallen“ bezeichneten Einrichtungen zur täglichen Grundversorgung von im Schichtdienst Arbeitenden in Großstädten oder dem gesamten Ruhrgebiet.[203] Tatsächlich erlebte und erlebt das aber seit der Stadtentstehung bestehende Phänomen nur immer wieder eine Auferstehung in neuer Form, unter neuem Namen und an neuen Standorten, nämlich dort, wo sich jeweils Menschen trafen, wo sie standen oder warteten und wo ein momentaner Bedarf auf zeittypische Weise zu befriedigen war. Seit dem 19. Jahrhunderts waren es mal die Perrons der entstehenden Bahnhöfe, mal die Trottoirs städtischer Straßen, besonders im Umfeld von Straßenbahn- und Bushaltestellen. Mal ging es um Getränke, dann immer mehr um Zeitungen.[204] In entstehenden Großstädten wie Berlin bot sich hierzu ein großes Entwicklungsfeld, das

Verkaufsbude von etwa 1870 am Höhenweg von Interlaken, einem touristischen „Hotspot": In dem „typischen" Schweizer Häuschen (Berner Oberland) werden bis heute Souvenirs angeboten, die zu Hause an die urige Welt der Schweiz erinnern (2007).

sich z. B. mehrere Gesellschaften, wie die 1904 gegründete „Deutsche Kioskgesellschaft" in Monopolverträgen mit den Verwaltungen von Eisenbahnen oder Kommunen sichern konnten.[205] Eine besondere Blüte trieb dieses Phänomen bald mit dem Verkauf durch aufgestellte Automaten.

Noch immer werden in den öffentlichen Straßenräumen Deutschlands etwa 80.000 dieser heute u. a. als Bude, Büdchen, Verkaufshalle, Kiosk oder Trinkhalle, dem Verkauf dienenden Buden betrieben. 2008 hat man ihre wieder einmal neu entdeckte Existenz sogar mit einem „Tag der Trinkhalle" beschworen.

---

1 Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilen, Leipzig 1854–1961, Bd. 14, Sp. 2212.

2 Fred Kaspar: Bauen und Wohnen in einer alten Hansestadt. Zur Nutzung von Wohnbauten zwischen dem 16. und dem 19. Jahrhundert, dargestellt am Beispiel der Stadt Lemgo, Bonn 1985, S. 186.

3 Fred Kaspar und Peter Barthold: Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Bd. 50, Teil IV: Die Profanbauten der Altstadt, Essen 2000, S. 1300f., 1366.

4 Der Stand der Forschung zusammengefasst bei Natascha Mehler: Thing-, Markt- und Kaufmannsbuden im westlichen Nordeuropa. Wurzeln, Gemeinsamkeiten und Unterschiede eines Gebäudetyps. In: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Mittelalterarchäologie 24, 2012, S. 71–82. Allerdings

werden hier kaum die unterschiedlichen Aufgaben und ihre Auswirkungen auf die Bauform berücksichtigt.

5 Zu dem möglichen Unterschied zwischen den im 14. Jahrhundert nachweisbaren Begriffen „Krambude“ (aus einem leichten Stand hervorgegangen) und „Kemmerbode“ (aus einem schweren und festen Kasten hervorgegangen) siehe Luise von Winterfeld: Gründung, Markt- und Ratsbildung deutscher Fernhandelsstädte. In: Westfalen – Hanse – Ostseeraum, Münster 1955, S. 7–89, hier S. 35–36.

6 Zu den rechtlichen Unterschieden der Marktereignisse siehe Franz Irsigler: Messen, Jahrmärkte und Stadtentwicklung in Europa. Mittelalter und frühe Neuzeit. In: Franz Irsigler und Michel Pauly (Hrsg.): Messen, Jahrmärkte und Stadtentwicklung in Europa, Trier 2007, S. 1–24.

7 Der Begriff geht vermutlich über provenzalisch-okzitanisch „botica“, der Laden, und lateinisch „apotheca“ auf das altgriechische „ἀποθήκη“ (*apothēkē*) für Aufbewahrungsort, Speicher oder Lager zurück.

8 Im übertragenen Sinn wird darunter im Berliner Raum seit dem 19. Jahrhundert und noch heute insbesondere eine kleine oder billige Gastwirtschaft verstanden (was in Spanien der „Bodega“, einem einfachen Weinausschank oder Weinkeller entspricht).

9 Siegfried Schmieder: Die Stadt- und Gilderechte der Stadt Warendorf, Warendorf 1993, S. 116–117.

10 Erich Sandow: Die Marktkirche St. Nikolai in Herford und ihre Funktion. In: Herforder Jahrbuch 2, 1961, S. 27–59; Karlheinz Blaschke und Uwe Ulrich Jäschke: Nikolaikirchen und Stadtentstehung in Europa. Von der Kaufmannssiedlung zur Stadt, Berlin 2013.

11 Leopold Kuhlke: Zur Geschichte des Mindener Marktwesens. In: Mindener Mitteilungen 47, 1975, S. 69–129; Kaspar/Barthold 2000 (wie Anm. 3), S. 2041–2050; Fred Kaspar: Das komplexe Funktionsgefüge eines mittelalterlichen Marktes. Das Beispiel Minden an der Weser. In: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 34, 2006, S. 191–202.

12 Zur Gesamtstruktur der Marktzone siehe Fred Kaspar: Ein Saalgeschoßbau des späten 13. Jahrhunderts in Lemgo und dessen Bedeutung für die Stadt- und Baugeschichte. In: Westfalen 63, 1985, S. 38–50, hier Abb. 36. Diese Karte überarbeitet bei Roland Linde: Lemgo in der Zeit der Hanse, Lemgo 2015, S. 81.

13 Otto Gaul/Ulf-Dietrich Korn: Die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Lemgo, Münster 1983, S. 756f.; Linde 2015 (wie Anm. 12), S. 81.

14 Die Keller auf der Nordseite des Rathauses lassen auf mindestens neun Buden schließen; Gaul/Korn 1983 (wie Anm. 13), S. 470 und Abb. 544.

15 Gaul/Korn 1983 (wie Anm. 13), S. 814; Kaspar 1985 (wie Anm. 2), S. 325; Hans Hoppe: Die alte Lemgoer Schule: Wandlung, Tradition. In: Peter Johanek und Herbert Stöwer (Hrsg.): 800 Jahre Lemgo. Aspekte einer Stadtgeschichte, Lemgo 1990, S. 263–294, hier S. 280.

16 Die dortigen Bauten standen jedenfalls nicht direkt auf oder an dem bis 1820 für Bestattungen genutzten Kirchhof, sondern waren durch eine heute zu Hofräumen aufgeteilte Gasse davon getrennt; Gisela Wilbertz: Der Kirchhof von St. Nicolai in Lemgo. Geschichte – Bedeutung – Umgestaltung. In: Lippische Mitteilungen 82, 2013, S. 191–213, hier S. 193.

17 Vielleicht ein Teil des Hauses Mittelstraße 41 (Hoppe 1990 [wie Anm. 15], S. 272–274, 280.

18 Unmittelbarer Anlass der Baumaßnahme scheint ein größerer Brand im Stadtzentrum gewesen zu sein. Dieser kann bislang allerdings nur aus Gebäuden erschlossen werden. Für das Rathaus wurde um 1545 vermutet; Gaul/Korn 1983 (wie Anm. 13), S. 487, für das Haus Mittelstraße 52 und 54 sowie die Budenreihe um 1510/20 (Kaspar 1985 [wie Anm. 2], S. 43–45.

19 Die Baurechnungen sind ausgewertet bei Hoppe 1990 (wie Anm.15), S. 279f.

20 Darauf hatten schon Gaul/Korn 1983 (wie Anm. 13), S. 820, hingewiesen.

21 Erst im 17. Jahrhundert hat man auch südlich anschließend mehrere Hausstätten mit dem größeren Gebäude Mittelstraße 41 überbaut.

22 Darauf wies erstmals hin: Hoppe 1990 (wie Anm. 15), S. 263–294, hier S. 280.

23 Hoppe 1990 (wie Anm. 15), S. 270f.; Lothar Weiß: Bernhard Copius (1525–1581). In: Friedrich Bartvogel (Hrsg.): Bernhard Copius und das Lemgoer Gymnasium, Göttingen 2011, S. 43–68, hier S. 44f.

24 Karl Meier-Lemgo: Geschichte der Stadt Lemgo, Lemgo 1952, S. 36, 61f.

25 Zur Baugeschichte siehe Kaspar 1985 (wie Anm. 2), S. 324–328.

26 Josef Prinz: Mimigernaford – Münster, Münster 1960, S. 183f.; Karl-Heinz Kirchhoff: Die legendären Bogenhäuser in Münster 1184. In: Zeitschrift Westfalen 57, 1979.
27 Dies wird vertreten bei Mechthild Siekmann: Topografie und Genese. Der Münster-Plan erzählt. In: Mechthild Siekmann (Hrsg.): Tatort Domplatz. Der Münster-Plan von 1609 und seine Geschichte(n), Bielefeld 2009, S. 40.
28 Die Bilder für März, Oktober und November. Weiteres auch bei Maria Schmidt: Das Wohnungswesen der Stadt Münster im 17. Jahrhundert, Münster 1965, S. 69.
29 Siehe hierzu Siekmann 2009 (wie Anm. 27).
30 Zeitweilig schlossen sich seitlich einige weitere Verkaufsbuden auf städtischer Seite an.
31 Karl-Heinz Kirchhoff: Die münsterländische Kramergilde und ihre Häuser (bis 1661). In: Franz-Josef Jakobi (Hrsg.): Das Krameramtshaus zu Münster 1589–1989. Zeugnis für 400 Jahre Stadtgeschichte, Münster 1989, S. 61–92, hier S. 66.
32 Karl-Heinz Kirchhoff: Der Prinzipalmarkt, Münster 2001 (= Häuserbuch der Stadt Münster, Bd. 1), S. 167.
33 Maria Schmidt: Der Münsterische Gadem des 16. bis 18. Jahrhunderts. In: Niederdeutsches Wort 1960, S. 75f.; Schmidt 1965 (wie Anm. 28), S. 66–68; Stefan Baumeier: Das Bürgerhaus in Warendorf, Münster 1974, S. 5; Fred Kaspar: „Daruf einen hauffen gedeme machet". Kleine Häuser in großen Reihen. Gadem und Bude, Speicher und Häuschen als Mietwohnung in Nordwestdeutschland. In: Fred Kaspar (Hrsg.): Kleine Häuser in großen Reihen, Petersberg 2014 (= Einblicke. Schriften der Stiftung Kleines Bürgerhaus, Bd. 3), S. 48–106.
34 Beispiele hierzu bei Baumeier 1974 (wie Anm. 5), S. 51; Andreas Eiynck: Wohnbauten des 15. bis 17. Jahrhunderts. In: Wilfried Ehbrecht (Hrsg.): Lippstadt – Beiträge zur Stadtgeschichte, Lippstadt 1985, Bd. I, S. 375–454, hier S. 440; Andreas Eiynck: Häuser, Speicher, Gaden. Städtische Bauweisen und Wohnformen in Steinfurt und im nordwestlichen Münsterland von 1650, Bonn 1991, S. 115; Hubertus Michels: Städtischer Hausbau am Mittleren Hellweg – Die Entwicklung der Wohnbauten in Soest zwischen 1150 und 1700, Münster 1998, S. 139. Weitere Literatur hierzu bei Thomas Spohn: Aspekte kleinstädtischen Lebens im 18. Jahrhundert – Vom Bauen und Wohnen in Unna, Münster 1995, S. 139; Leopold Schütte: Wörter und Sachen aus Westfalen 800–1800, Münster 2007, S. 267f.
35 Siekmann 2009 (wie Anm. 27), S. 33–104, hier S. 38, 43.
36 Kirchhoff 2001 (wie Anm. 32), S. 167.
37 Max Geisberg: Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Bd. 41, Teil 1: Die Stadt Münster. Die Ansichten und Pläne […], Münster 1932, S. 89–92; Kirchhoff 2001 (wie Anm. 32), S. 267–289.
38 Für das 17. und 18. Jahrhundert siehe LA NW, MS, Fürstbistum Münster, Domkapitel, Akten 1364.
39 Kirchhoff 2001 (wie Anm. 32), S. 267.
40 LA NW, MS, Großherzogtum Berg, D 1, Nr. 175.
41 LA NW, MS, Regierung Münster, Akten 24789.
42 Kirchhoff 2001 (wie Anm. 32), S. 278.
43 Kirchhoff 2001 (wie Anm. 32), S. 19.
44 Kirchhoff 1979 (wie Anm. 26), S. 1–6.
45 Max Geisberg: Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Bd. 41, Teil 3: Die Stadt Münster. Die Bürgerhäuser und Adelshöfe bis zum Jahre 1700, Münster 1934, S. 341f. und Abb. 881.
46 Prinz 1960 (wie Anm. 26), S. 94.
47 Siehe hierzu den Überblick zum Forschungsstand für Nordwestdeutschland in: Fred Kaspar (Hrsg.): Im Speicher auf dem Kirchhof. Wohnen und arbeiten im Zentrum von Kleinstadt und Dorf, Petersberg 2018 (= Einblicke. Schriften der Stiftung Kleines Bürgerhaus 5).
48 Sabine Jarnot: Die Salzstraße, Münster 2001 (= Häuserbuch der Stadt Münster, Bd. 2), S. 217–229; Ralf Klötzer: Drubbel – Roggenmarkt – Alter Fischmarkt, Münster 2008 (= Häuserbuch der Stadt Münster, Bd. 3), S. 42–46, 365–387.
49 Zur komplexen Entwicklung des Begriffs in Münster siehe auch Schmidt 1965 (wie Anm. 28), S. 55–58.
50 Kirchhoff 1979 (wie Anm. 26).
51 Kirchhoff 1979 (wie Anm. 26), Lageplan; Karl-Heinz Kirchhoff: „Zur Besserung des Aussehens" der

Stadt Münster. Das „hölzerne Wams“ bei St. Mauritz wurde 1773/75 abgebrochen. In: Westfälische Zeitschrift 154, 2004, S. 169–178.

52 Max Geisberg: Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Bd. 41, Teil 6: Die Stadt Münster. Kirchen und Kapellen außer dem Dom, Münster 1941, S. 133.

53 Prinz 1960 (wie Anm. 26), S. 513; Steuern wie Dienstgeld waren allerdings dem Rat zu zahlen; Geisberg 1934 (wie Anm. 45), S. 335.

54 Zur Geschichte siehe Peter Werland: Unser alter Drubbel. In: Das schöne Münster 8, 1941, S. 73–80; Prinz 1960 (wie Anm. 26), S. 152f.; Klötzer 2008 (wie Anm. 48), S. 17–25, 75–109; Siekmann 2009 (wie Anm. 27), S. 65–67.

55 Ob der in den Quellen ab 1184 nachgewiesene Begriff „Laube“ die Stände oder den Überbau der Bogenhäuser meint, ist bis heute nicht geklärt (Schmidt 1965 [wie Anm. 28], S. 55–58).

56 Geisberg 1934 (wie Anm. 45), S. 301–303; Klötzer 2008 (wie Anm. 48), S. 27–29.

57 Klötzer 2008 (wie Anm. 48), S. 18.

58 Bei den sieben Bauten Drubbel 9–11 und 13–16 waren die auf Steinkonsolen ruhenden Kopfbandknaggen weit ausgreifend, ohne Dekor und stammten daher sicherlich aus der Zeit vor 1500. Bei Drubbel 12 (östliche Hälfte) sind breitere und kleinere Knaggen mit einer Volute erkennbar, wie sie in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts charakteristisch waren. Dieser Bau scheint 1636 datiert zu sein. Geisberg 1934 (wie Anm. 45), S. 341, hat diese Kopfbänder festgestellt, aber sicherlich falsch datiert.

59 Das Haus Drubbel 11 erhielt wohl um 1600 eine neue Fassade (Geisberg 1934 [wie Anm. 45], S. 340).

60 Geisberg 1934 (wie Anm. 45), S. 340f.

61 Hierzu Klötzer 2008 (wie Anm. 48), S. 75–110.

62 Klötzer 2008 (wie Anm. 48), S. 39.

63 Siekmann 2009 (wie Anm. 27), S. 67.

64 Kirchhof 1989 (wie Anm. 31), S. 66.

65 Siekmann 2009 (wie Anm. 27), S. 33–104, hier S. 67.

66 Robert Krumbholtz: Die Gewerbe der Stadt Münster bis zum Jahre 1661, Leipzig 1896, S. 205f.

67 Max Geisberg: Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Bd. 41, Teil 4: Die Stadt Münster. Die profanen Bauwerke seit dem Jahre 1701, Münster 1935, S. 306f.

68 Hinter dieser Scharne bestand zu dieser Zeit eine „Garküche“, wobei das Fleischhaueramt für beide Einrichtungen „einen guten Mann“ einsetzen sollte; Krumbholtz 1896 (wie Anm. 66), S. 195f.; Siekmann 2009 (wie Anm. 27), S. 73.

69 Geisberg 1935 (wie Anm. 67), S. 433.

70 Kirchhoff 2001 (wie Anm. 32), S. 161–163.

71 Geisberg, 1935 (wie Anm. 67), S. 432–435.

72 Laurenz Sandmann: Rathaus, Kaufhaus, Lager und Gerichtstätte. Das 1413 errichtete Rathaus von Warendorf zwischen Markt und Kirchhof. In: Laurenz Sandmann (Hrsg.): Stadt- und statt Museum, Petersberg 2019 (= Schriftenreihe der Altstadtfreunde Warendorf, Bd. 2), S. 94–109.

73 Prinz 1960 (wie Anm. 26), S. 162.

74 Max Geisberg: Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Bd. 41, Teil 2: Stadt Münster. Die Dom-Immunität; Die Marktanlage; Das Rathaus, Münster 1933, S. 259–407; Joseph Prinz: Das Rathaus zu Münster, Münster 1958; Hermann Fechtrup (Hrsg.): Das Rathaus. Münsters Wahrzeichen zwischen Gründung, Zerstörung und Wiederaufbau: 800 Jahre Geschichte eines Hauses und zugleich einer Stadt, deren Zukunft auf Tradition gebaut ist, Münster 1988.

75 Geisberg 1933 (wie Anm. 74), S. 281.

76 Geisberg 1933 (wie Anm. 74), S. 283.

77 Geisberg 1934 (wie Anm. 45), S. 313.

78 Geisberg 1933 (wie Anm. 74), S. 282; Geisberg 1934 (wie Anm. 45), S. 313–323.

79 Kirchhoff 2001 (wie Anm. 32), S. 136.

80 Als der Rat die Qualitätskontrolle der Biere im 17. Jahrhundert einstellte, wurde das „Stadtkeller“ genannte Gebäude anderen Nutzungen zugeführt.

81 Bis zum Bau der Legge 1570 scheint der Leggemeister in seinem Wohnhaus gearbeitet zu haben;

Kirchhoff 2001 (wie Anm. 32), S. 132.

82 Geisberg 1934 (wie Anm. 45), S. 202–206.

83 Eugen Müller: Die Amtshäuser der alten münsterischen Gilden. In: Auf Roter Erde 6, 1931, S. 2–5.

84 Ulf-Dietrich Korn: Das Krameramtshaus – Wandlungen eines Baudenkmals oder: Vom Umgang mit der Geschichte. In: Jakobi 1989, S. 9–60.

85 Kirchhoff 1989 (wie Anm. 31), S. 74–77.

86 Geisberg 1935 (wie Anm. 45), S. 128–136; Klötzer 2008 (wie Anm. 48), S. 357.

87 Geisberg 1935 (wie Anm. 45), S. 135; Prinz 1960 (wie Anm. 26), S. 94, 185; Kirchhoff 1989 (wie Anm. 31), S. 66; Ralf Klötzer: Alter Steinweg, Münster 2010 (= Häuserbuch der Stadt Münster, Bd. 4), S. 41–43.

88 Gerd Dethlefs: Münster-Send: Die Geschichte. In: Stadtmuseum Münster (Hrsg.): 1200 Jahre Münster-Send. Synode – Markt – Volksfest, Münster 1986, S. 11–23, sowie anschließende Katalogbeiträge, hier S. 16.

89 Dethlefs 1986 (wie Anm. 88), S. 19.

90 Dethlefs 1986 (wie Anm. 88), S. 53.

91 Wolfgang Reisner: Warendorfer Kaufleute auf dem Send in Münster und auf anderen Jahrmärkten. In: Warendorfer Schriften 47/48, 2018, S. 24–56, hier S. 45.

92 Kirchhoff 2001 (wie Anm. 32), S. 20.

93 Reisner 2018 (wie Anm. 91), S. 30.

94 Maße nach Kirchhoff 2001 (wie Anm. 32), S. 13.

95 Prinz 1960 (wie Anm. 26), S. 179.

96 Prinz 1960 (wie Anm. 26), S. 174.

97 Schon 1710 hatte die fürstliche Regierung den Abbruch des Drubbels empfohlen (Werland 1941 [wie Anm. 54], S. 75–79; Klötzer 2008 [wie Anm. 48], S. 20, 46).

98 Dieses Argument war schon 1773 für den Abbruch des Hölzernen Wamses entscheidend gewesen.

99 Julius Schwieters: Die Bauernhöfe des östlichen Theiles des Kreises Lüdinghausen, in den Pfarren Werne, Hövel, Bockum, Walstedde, Drensteinfurt, Herbern, Ascheberg, Nordkirchen, Südkirchen, Münster 1888, S. 313.

100 In Quedlinburg bezeichnet man solche noch in größerer Zahl erhaltenen Gebäude als „Bauten des späten Stadtausbaus“, die zwar keine Einzeldenkmale seien, doch sei ihre Pflege „vor allem notwendig für das städtebauliche Denkmal und die Erhaltung seiner Platz- und Straßenräume“ (Hans-Hartmut Scheuer: Das städtebauliche Denkmal Quedlinburg und seine Fachwerkbauten, Berlin 1990, S. 208).

101 Stephan Selzer: Kophus, sellebode, spiker, stapel. Institutionen des hansischen Handels und ihre Erforschung. In: Ochs/Zellinger 2019, S. 85–100; Joachim Schneider: Orte des Handels in der Wahrnehmung der spätmittelalterlichen Zeitgenossen. In: Ochs/Zellinger 2019 [wie zuvor], S. 145–165.

102 Hierzu Konrad Maier: Bemerkungen zur Baugeschichte und zur Stellung im Rathausbau des Mittelalters und der frühen Neuzeit. In: Hans-Herbert Möller (Hrsg.): Das Rathaus in Duderstadt, Hannover 1989, S. 135–160, S. 141f.

103 Auf der anderen Seite des Altstädter Marktplatzes lagen seit dem 13. Jahrhundert nachweisbar Buden der Schneider und Schuhmacher.

104 Dirk Rieger: Platea finalis. Forschungen zur Braunschweiger Altstadt im Mittelalter, Rahden 2010, S. 109.

105 Karsten Igel: Buden im mittelalterlichen Greifswald. Wohnen und Wirtschaften in kleinen Häusern. In: Greifswalder Beiträge zur Stadtgeschichte, Denkmalpflege, Stadtsanierung 7, 2013, Sonderheft, S. 3–11, hier S. 6; Dirk Brandt und André Lutze: Budenreihen in der frühen Greifswalder Stadtgeschichte: Baubefunde mittelalterlicher Reihenhausanlagen. In: Greifswalder Beiträge 7, 2013, S. 12–21, hier S. 18.

106 Maier 1989 (wie Anm. 102), S. 139.

107 Max Springer: Das Lauinger Rathaus 1791–1991, Lauingen 1991, S. 13.

108 Werner Meyer: Die Kunstdenkmäler von Bayern, Bd. 7,7: Die Kunstdenkmäler von Schwaben: Landkreis Dillingen an der Donau, München 1972, S. 661.

109 Springer 1991 (wie Anm. 107), S. 13.

110 Meyer 1972 (wie Anm. 108), S. 619.
111 Hubertus Michels: Zur Entwicklung des Haushalts und der Wohnweisen in Soest von 1150 bis 1530. In: Heinz-Dieter Heimann (Hrsg.): Soest – Geschichte der Stadt, Bd. 2, Soest 1996, S. 373–463, hier S. 426.
112 Karsten Igel: Platz für die Herrschaft. Raumgestalt(ungen) und politische Öffentlichkeit im spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Osnabrück. In: Osnabrücker Mitteilungen 118, 2013, S. 9–33, hier S. 17f.
113 Igel 2013 (wie Anm. 105), S. 3–6.
114 Fritz Rörig: Der Markt von Lübeck. Topographisch-statistische Untersuchungen zur Deutschen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. In: Lübische Forschungen, Jahrhundertgabe des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, Lübeck 1921, S. 157–253, mit einem Plan des rekonstruierten Zustandes. Dieser wurde später immer wieder in anderen Publikationen abgedruckt. Zur umfangreichen Diskussion um den Forschungsansatz von Rörig siehe von Winterfeld 1955 (wie Anm. 5).
115 Doris Bulach: Handwerk im Stadtraum. Das Ledergewerbe in den Hansestädten der südwestlichen Ostseeküste (13. bis 16. Jahrhundert), Köln 2013, S. 257–265.
116 Maier 1989 (wie Anm. 102), S. 142.
117 Zahlreiche Nachrichten hierzu bei Kaspar/Barthold 2000 (wie Anm. 3), S. 1336f.
118 Brandt/Lutze 2013 (wie Anm. 105), S. 20.
119 Siehe die Beiträge zum Abschnitt: Marktplätze – Mittelpunkte städtischen Lebens. In: Hauke Jöns und Friedrich Lüth (Hrsg.): Archäologie unter dem Straßenpflaster, Schwerin 2005 (= Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mecklenburg-Vorpommerns 39), S. 181–198; Bulach 2013 (wie Anm. 115), S. 258–266; Wolfgang Schlüter: Archäologische Zeugnisse zur Entstehung der Stadt Osnabrück. In: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Beiheft 14, Bonn 2002, S. 37–103, hier S. 82–84, Abb. 15–17.
120 Ulrich Klein: Hessischer Fachwerkbau im 14. Jahrhundert. In: Jahrbuch für Hausforschung 57, 2010, S. 295–317, hier S. 308f.
121 Schlüter 2002 (wie Anm. 119); Igel 2013 (wie Anm. 112), S. 18f.
122 Es konnte 2014 im Zuge einer Sanierung durch Fred Kaspar und Peter Barthold bei der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen bauhistorisch untersucht und dabei auch dendrochronologisch datiert werden (Auswertung durch Hans Tisje, Neu-Isenburg).
123 Igel 2013 (wie Anm. 105), S. 3–4.
124 Heinrich Eversberg: Das mittelalterliche Hattingen. Kulturgeschichte und Siedlungsgeographie einer Stadt an der Ruhr, Hattingen 1985, S. 307f.
125 In Kamenz (Sachsen) errichtete man neben dem Rathaus 1843 nach einem Stadtbrand einen bis heute erhaltenen massiven Neubau mit 15 Verkaufsgewölben. Diese wurden bis 1924 genutzt. In Neustadt an der Orla (Thüringen) wurden die 1475 beidseitig einer Gasse zwischen Kirchplatz und Marktplatz errichteten Fleischbänke noch bis 1948 genutzt. Von den 17 Ständen sind heute noch neun erhalten. Die Anlage wurde 1987 und 2002 saniert und gilt heute als eine touristische Attraktion der Stadt. Die Fleischbänke in Zittau blieben noch bis nach 1990 in Gebrauch.
126 Frid Lauffs: Das Mindener Zunft- und Gewerbeleben im Mittelalter. In: Mindener Jahrbuch 6, 1932/33, S. 1–57, hier S. 14.
127 Kaspar/Barthold 2000 (wie Anm. 3), S. 2073–2077.
128 Es war eines der Amtshäuser in der großen Stadt Hildesheim, die die schon vor 1300 existierenden drei Ämter der Knochenhauer unterhielten (Adolf Zeller: Die Kunstdenkmale der Stadt Hildesheim, Bd. 2: Bürgerliche Bauten, Hannover 1912, S. 109–116).
129 Zunächst soll sich die Scharne im Rathaus am Brückenmarkt befunden haben (Holger Rabe: Vom spätrömischen Consistorium zum sozio-kulturellen Bürgerhaus. In: Gerd Ulrich Großmann [Hrsg.]: Das Rathaus in Höxter, München 1984, S. 93–116, hier S. 93–96, 100; Heinrich Rüthing: Höxter um 1500, Paderborn 1986, S. 158–162).
130 Marktstraße 2/Weserstraße 1. Im 20. Jahrhundert war hier die 2018 geschlossene Ratsapotheke untergebracht.
131 Rüthing 1986 (wie Anm. 129), S. 157–163.
132 Einzig in Lippstadt blieb ein weiteres, zur gleichen Zeit errichtetes Metzgeramtshaus erhalten, das aber

nur noch als Zunfthaus, nicht mehr als Verkaufshalle diente. (Der Fleischverkauf fand davor auf einem Platz im Freien statt.) Das Gebäude Poststraße 24 wurde nach einem Stadtbrand 1660/61 an der Stelle des Vorgängergebäudes neu errichtet. Abweichend von allen weiteren Beispielen steht es nicht am Markt, sondern über einer durch die südlich davon befindlichen Baublöcke laufenden, offensichtlich seit dem Mittelalter mit Handwerkerständen flankierten und daher als „Halle" bezeichneten Gasse. In der Nachbarschaft standen ehemals auch die Häuser des Schmiedeamtes und des Bäckeramtes. Zur Baugestalt und Funktion siehe Andreas Eiynck: Hausforschung zwischen Stadtsanierung und Denkmalpflege. Neue Befunde und Ergebnisse zum historischen Baubestand in Lippstadt und seiner Erhaltung. In: Günter Wiegelmann und Fred Kaspar (Hrsg.): Beiträge zum städtischen Bauen und Wohnen in Nordwestdeutschland, Münster 1988, S. 141–182, hier S. 173–178; Andreas Eiynck: Das Metzgeramtshaus in Lippstadt. In: Heimatkalender des Kreises Soest 1985, S. 68–71.

133 Zu dem Bau siehe ausführlich: Fred Kaspar: Die Scharne auf dem Markt. Eines der ersten kommunalen Gebäude von Warendorf. In: Stadt- und statt Museum, Petersberg 2019 (= Schriftenreihe der Altstadtfreunde Warendorf, Bd. 2), S. 119–150.

134 Helmut Rotthauwe gen. Löns: Das Rathaus – Phönix aus Wesels Asche, Wesel 1991, S. 15–19, 34.

135 Eversberg 1985 (wie Anm. 124), S. 302–310.

136 Der Begriff „Scharne" ist hierfür erstmals 1347 belegt und 1402 ist erstmals ein „Scarnemester" nachgewiesen.

137 Karl-Eugen Mummenhoff: Die Profanbaukunst im Oberstift Münster 1450 bis 1650, Münster 1961, S. 146–147; Fritz Hilgemann und Hans-Walter Pries: Rathäuser in Steinfurt, Bd. 1: Die alten Rathäuser, Steinfurt 1981; Geschichte des alten Rathauses. In: Burgsteinfurt – Eine Reise durch die Geschichte. 650 Jahre Stadtrechte 1347–1997, Burgsteinfurt 1997, S. 517–520.

138 An diese schließt sich auf beiden Seiten eine größere Marktzone an, die mit zahlreichen Verkaufsständen bebaut ist.

139 Miron Mislin: Die überbaute Brücke: Pont Notre Dame. Baugestalt und Sozialstruktur, Frankfurt am Main 1981.

140 Hans-Hartmut Schauer: Das städtebauliche Denkmal Quedlinburg und seine Fachwerkbauten, Berlin 1990, S. 27f.

141 Die ursprünglich kleinen, auf der Brücke stehenden Händlerhäuser wurden im Laufe der Zeit immer größer und haben hierbei teilweise auch das anliegende Gelände mit überbaut, sodass heute mehrere der Brückenbögen nicht mehr zu sehen sind, sondern zu Kellerräumen wurden (Martin Hahn: Historische Ortsanalyse Stadt Esslingen am Neckar, Sanierungsgebiet Kesselwasen, Stuttgart 2004, S. 8–9, 13–14, 21–22).

142 Fred Kaspar (Bearbeiter): Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Bd. 50, Teil V, Stadt Minden, 2: Stadterweiterungen und prägende Strukturen, Essen 1998, S. 1604–1618.

143 Die Steinbrücke besaß ursprünglich acht bogenförmige Öffnungen, von denen zwei den Mühlenteich queren, drei als Flutbrücke auf der Wörthinsel angeordnet sind und drei den linken Nahehauptarm überspannten.

144 Im 20. Jahrhundert wurde die Brücke stark verändert: Nachdem 1945 drei Bögen über dem Nahehauptarm gesprengt worden waren, hat man nicht nur diesen Teil durch eine einfeldrige Spannbetonbrücke ersetzt, sondern auch die restliche Bogenbrücke um 2 m verbeitert (Anne Zaschel: Brückenhäuser auf der Alten Nahebrücke in Bad Kreuznach. In: KuLaDig, Kultur.Landschaft.Digital. URL: https://www.kuladig.de/Objektansicht/O-102628-20140906-7. Abgerufen am 12.9.2020).

145 Etta Pantel: Stadt Wolfenbüttel, Braunschweig 1983 (= Denkmaltopographie der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 9, Teil 1: Baudenkmale in Niedersachsen), S. 86f.

146 Niels Klimms unterirdische Reisen, Berlin 1788.

147 L. H. Fischer: Berliner Zustände und Persönlichkeiten aus dem Ende des 18. Jahrhunderts in satirischer Beleuchtung. In: Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg, 13. Jg., 1904/05.

148 Gustav August Heinrich von Lamotte: Gedanken von der Schädlichkeit der großen und unbeweglichen hölzernen Krambuden […], Berlin 1775, S. 5.

149 [Gustav August Heinrich] von Lamotte: Über die hölzernen Krambuden in Berlin. In: Berlinische Monatsschrift Bd. 10, 1787, S. 166–172.
150 So z. B. auf der Spandauer Brücke, der Spittelbrücke und an der Hundebrücke, bis man diese 1821 durch die Schlossbrücke ersetzte.
151 Naumann 2003 (wie Anm. 199), S. 35–39.
152 Naumann 2003 (wie Anm. 199), S. 35.
153 Eckart Bollmann und Konrad Kuhnt (Hrsg.): Berliner Markthallen, Herford 1983.
154 Bemerkungen über Kurland – dritter Brief. In: Zeitung für die elegante Welt,17, 1817, Nr. 232.
155 Judith Breuer: Die Kölner Domumgebung als Spiegel der Domrezeption im 19. Jahrhundert, Bonn 1981, S. 79.
156 Rieger 2010 (wie Anm. 104), S. 109.
157 Mathias Bitz: Badewesen in Südwestdeutschland 1550–1840, Idstein 1989, S. 132.
158 Karl Greiner: Bad Liebenzell – neues Geschichtsbild, Pforzheim 1951, S. 60.
159 Fred Kaspar (Bearbeiter): Gräflicher Park Bad Driburg. 1782–2007. Tradition und Moderne, Petersberg 2007, S. 129.
160 Siehe dazu detailliert den Beitrag von Dieter Alfter in diesem Band.
161 Adolf Genth: Kulturgeschichte der Stadt Schwalbach, Wiesbaden 1858, S. 22, 48; Bitz 1989 (wie Anm. 157), S. 135.
162 Martin Rudolph: Bilder aus der frühen Geschichte des Bades Pyrmont. In: Geschichtsblätter für Waldeck 62, 1971/72, S. 3–112, hier S. 58–59.
163 Wolf-Heino Struck: Wiesbaden im Biedermeier, Wiesbaden 1981, S. 105; Bernd-Michael Neese: Das Bowling Green. Von der Kleewiese zum „schönsten Platz Deutschlands", Wiesbaden 2017, S. 9f.
164 Reiner Hahling von Lanzenauer: Zur Geschichte der Kurhauskolonnaden. In: Aquae 47, Baden-Baden 2014 (= Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden), S. 11–21, hier S. 13f.
165 Günter Lentner: Die Wallfahrten aus den Gebieten der späteren Donaumonarchie nach Mariazell im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, Dipl.-Arbeit Universität Wien, Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät, 2010, S. 67.
166 Johann Jakob Leuthy: Der Begleiter auf der Reise durch die Schweiz, Zürich 1840, S. 204.
167 Georg Holzherr: Einsiedeln. Kloster und Kirche Unserer Lieben Frau, Regensburg 2006, S. 53.
168 Nils Brübach: Die Reichsmessen von Frankfurt am Main, Leipzig und Braunschweig, Stuttgart 1994, S. 31.
169 Thomas Bauer: Stuben, Kammern und gehimmelte Betten: Die Beherbergung der Messegäste in Frankfurt am Main. In: Rainer Koch (Hrsg.): Brücke zwischen den Völkern – Zur Geschichte der Frankfurt Messe, Bd. 2, Frankfurt am Main 1991, S. 299–307, hier S. 299.
170 Petra Meyer: Der Niedergang des Messewesens in Frankfurt am Main. In: Koch 1991 (wie Anm. 169), S. 371–375, hier S. 371.
171 Brübach 1994 (wie Anm. 168), S. 555.
172 Bauer 1991 (wie Anm. 169), S. 301; Brübach 1994 (wie Anm. 168), S. 356–358.
173 Brübach 1994 (wie Anm. 168), S. 561.
174 Neben zahlreichen Monografien bieten einen Überblick: Gerhard Nagel: Das mittelalterliche Kaufhaus und seine Stellung in der Stadt. Eine baugeschichtliche Untersuchung an südwestdeutschen Beispielen, Berlin 1971; Stephan Albrecht: Mittelalterliche Rathäuser in Deutschland. Architektur und Funktion, Darmstadt 2004.
175 Roland Linde: Lemgo in der Zeit der Hanse. Die Stadtgeschichte 1190–1617, Lemgo 2015, S. 80.
176 Einen jüngeren Überblick über den Forschungsstand in Deutschland bietet z. B. Maier 1989 (wie Anm. 102); Albrecht 2004 (wie Anm. 174); Rathäuser und andere kommunale Bauten, Marburg 2010 (= Jahrbuch für Hausforschung 60).
177 Stefan Grathoff und Elmar Rettinger: „… daz sall man nyrgent anderst wiegen dan in dem kauffhuß". Die Mainzer Kaufhausordnung aus dem 15. Jahrhundert, Mainz 2013, S. 7.
178 Grathoff/Rettinger 2013 (wie Anm. 177), S. 26.
179 Auch das erhaltene, 1388 bis 1391 errichtete Kaufhaus am Hafen von Konstanz, in dem 1414 bis 1418

auch das Konzil zur Papstwahl durchgeführt wurde, besteht aus zwei Hallen übereinander von jeweils 1081 bzw. 1122 qm (Stefan King: Das „Konzil" in Konstanz. Vom Kaufhaus zur Stadthalle. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, S. 92–97).

180 Grathoff/Rettinger 2013 (wie Anm. 177), S. 30–31.

181 Antje Diener-Staeckling: Der Himmel über dem Rat. Zur Symbolik der Ratswahl in mitteldeutschen Städten, Halle 2007; Julia von Ditfurth: Spätmittelalterliche Kaufhäuser und ihre Architektur als Mittel zur Repräsentation. In: Heidrun Ochs und Gabriel Zellinger (Hrsg.): Kaufhäuser an Mittel- und Oberrhein im Spätmittelalter. Funktionen und Funktionalisierungen, Ostfildern 2019, S. 113–144.

182 Stefan Uhl: Kaufhaus – Kornhaus – Rathaus. Zum Wechselspiel zwischen städtischen Funktionsgebäuden in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. In: Jahrbuch für Hausforschung 60, 2010, S. 379–398, hier S. 391–393.

183 Sandmann (wie Anm. 72), S. 101.

184 Die Einkünfte aus den dortigen oberen Ständen gingen ganz an den Rat, aus den unteren hingegen zur Hälfte an den landesherrlichen Richter (Kaspar 2019 [wie Anm. 133], hier S. 129).

185 Brübach 1994 (wie Anm. 168), S. 362–367.

186 Das Palais der Familie von Berlepsch wurde um 1730 an der Oberen Karlsstraße 11, Ecke Wilhelmstraße, errichtet und zusammen mit dem späteren Messehaus für den Neubau des Rathauses 1904 abgebrochen.

187 Alois Holtmeyer: Die Bau- und Kunstdenkmäler im Regierungsbezirk Cassel. Bd. 6: Kreis Cassel-Stadt, Marburg 1923, S. 592–596, sowie Atlas, Teil II, Tafel 351. Die historischen Baupläne sind im Museum Kassel überliefert.

188 Nach Vollendung des Neubaus trennte man den ältesten Gebäudeteil an der Karlsstraße ab und verlegte dorthin die Münzstätte aus dem Renthof. Bis zum Ende des Königreichs Westphalen 1813 war in dem Neubau auch ein Raum für das Friedensgericht untergebracht.

189 Die Grundrisse sind publiziert bei Eckhard Wörner: Das Programm Friedrichs II. und die Bautätigkeit in Kassel während seiner Regierungszeit. In: Günter Schweikhart (Hrsg.): Stadtplanung und Stadtentwicklung in Kassel im 18. Jahrhundert, Kassel 1983, S. 23–32, hier S. 26f.

190 Andrea Linnebach: Das Museum der Aufklärung und sein Publikum: Kunsthaus und Museum Fridericianum in Kassel im Kontext des historischen Besucherbuches (1769–1796), Kassel 2014, S. 228.

191 So wurden auf dem Karlsplatz und den angrenzenden Straßen Bücher und Druckerzeugnisse angeboten.

192 Während die Erste Halle schon 1829 abgebrochen wurde, blieb die Zweite Halle bis 1886 bestehen (Ernst Christopher Metz: Hochfürstlich Hessische Residenzstadt Cassel. Kassel 1961, S. 99).

193 Metz 1961 (wie Anm. 192). S. 98f.

194 Beschreibung des Zustands 1809 nach HStA Marburg, Bestand 75, Nr. 460.

195 Landgraf Wilhelm IX. hatte 1791 insgesamt sechs Freischulen in Kassel eingerichtet, für deren Besuch kein Schulgeld erhoben wurde. Mehrere Klassen wurden in der Halle, andere im Waisenhaus in der Unterneustadt eingerichtet. Sie nahmen insgesamt 600 Kinder auf. Später wurden die unteren Klassen des Lyceums, als Bürgerschule abgetrennt, ebenfalls in der Zweiten Halle untergebracht, erweitert und in drei Zweige aufgeteilt: Vorbereitungsschule, Bürgerschule und Realschule. Erst 1844 konnte ein städtisches Schulgebäude an der Hedwigstraße bezogen werden. 1848 hatte die Kasseler Bürgergarde ihr Wachlokal in der zweiten Halle.

196 HStA Marburg, Bestand 75, Nr. 460.

197 Siehe hierzu: Stephanie Hahn: Haus- und Städtebau aus herrschaftlicher Perspektive. In: Jahrbuch für Hausforschung 69, 2019, S. 77–84, hier S. 78–80. Der in dem Beitrag angestellte Vergleich mit einem Entwurf des Architekturtheoretikers Johann Friedrich Penther (1693–1749) im 1748 erschienenen vierten Band seiner „ausführlichen Anleitung zur bürgerlichen Bau-Kunst" für ein „Kauf- und Waaghaus" ist allerdings irreführend, denn dort wurde nur ein Waagegebäude mit Lagerräumen und Wohnung des Waagemeisters diskutiert. Siehe auch Stephanie Hahn: Balthasar Neumanns Würzburger Kaufhaus – eine bürgerliche Bauaufgabe in herrschaftlichem Auftrag. In: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst 50, 1998, S. 55–75, hier S. 57.

198 Johann Friedrich Geist: Passagen: Ein Bautyp des 19. Jahrhunderts, München 1969.

199 Der Begriff kommt von osmanisch كوشك *Köšk* „Gartenpavillon“ bzw. aus dem persischen کوشک *Kūšk*) und wird heute als Bezeichnung für eine kleine Verkaufsstelle genutzt (Elisabeth Naumann: Kiosk. Vom Lustpavillon zum kleinen Konsumtempel, Marburg 2003).

200 Thomas Spohn: Vom Wohnort der Wichtel. Ein Verkaufspavillon von 1952 in Herford. In: Denkmalpflege in Westfalen-Lippe 2, 1996, S. 34–37.

201 Seit 2008 steht einer dieser Milchpilze (ehemals in Ingelheim am Rhein) im Freilichtmuseum am Kiekeberg in Hamburg-Harburg.

202 49 Exemplare davon lieferte die Firma Hermann Waldner KG aus Wangen im Allgäu. Bettina Vaupel: Milch vom Fliegenpilz: Nur wenige Kioske überlebten die 50er Jahre. In: Monumente, Nr. 11/12, Dezember 2008.

203 Dietmar Osses (Hrsg.): Die Bude. Trinkhallen im Ruhrgebiet, Essen 2009.

204 Christine Haug: Sonderformen des verbreitenden Buchhandels. In: Ernst Fischer und Stephan Füssel (Hrsg.): Geschichte des Deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert, Teil 2, Berlin 2012, S. 535–552.

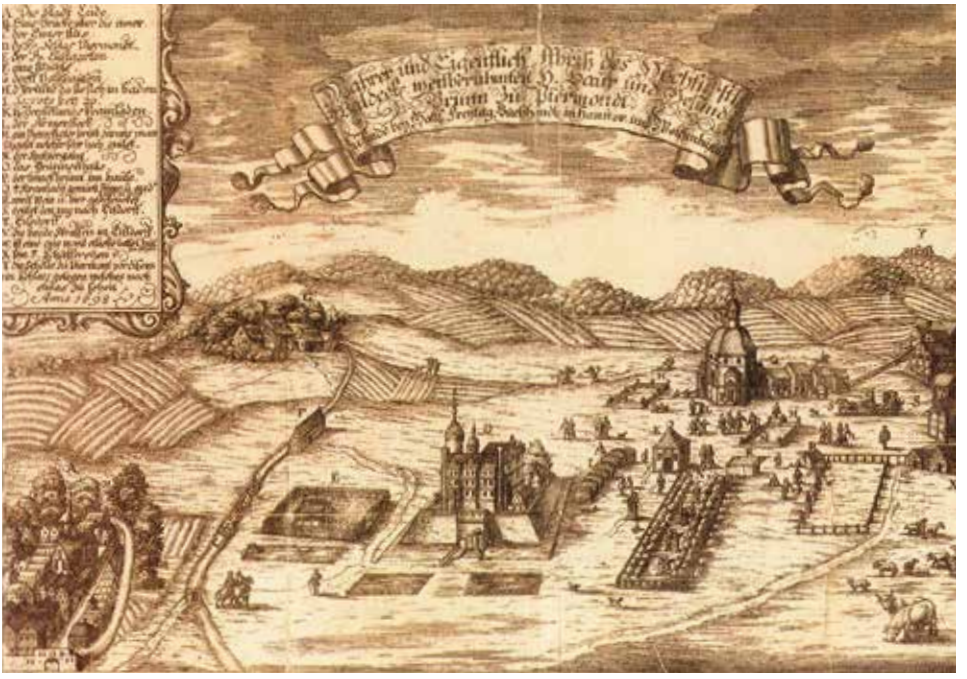
205 Beispiele dieser Kioske sind erhalten, unter Denkmalschutz gestellt und sogar saniert. Siehe Werner Jocket: Kioske im öffentlichen Raum am Beispiel der Zeitungskioske Alfred Grenanders in Berlin-Charlottenburg. In: Restaurator im Handwerk, Heft 2, 2019, S. 30–34.

Fahrbare Marktstände in rustikaler Gestaltung auf dem Lagerplatz (2020).

Dieter Alfter und Wolfgang Warnecke

„Den Sommer über ists an diesem Orth wie eine kleine Messe oder Jahrmarckt“

In den ersten fünf Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts verlegte der Pyrmonter Badearzt Dr. Johann Philipp Seipp in vier aufeinanderfolgenden, jeweils erweiterten Auflagen die „Beschreibung der Pyrmontischen Mineralwasser und Stahlbrunnen“ in der Förster'schen Hofbuchhandung Hannover und Pyrmont. Es gibt kaum eine Publikation jener Zeit, die so ausführlich auf Trink- und Badekuren eingeht und im Anhang anschaulich und beispielhaft pyrmontische Krankengeschichten analysiert. Seipps Bücher und sein hohes Ansehen als Badearzt ganz entscheidend dazu bei, dass der Kurort im Weserbergland, nicht weit entfernt von Hameln, einen stetigen Aufschwung in jeder Sommersaison der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts verzeichnet. Im Jahr 1735 erschien die erste gedruckte Kurliste, die Quellengebäude wurden ebenso ausgebaut wie das Alleen- und Parksystem. Hotels von großstädtischem Rang wurden in der Neustadt Pyrmont realisiert. Händler etablierzen sich in der Hauptallee, dem alljährlichen Treffpunkt der sommerlichen Badegesellschaft. Und so lockte Seipp folgendermaßen die Klientel der adligen wie bürgerlichen Kurgäste: „Den Sommer über ists an diesem Orth wie eine kleine Messe oder Jahrmarckt, und kommen allerhandt Kauffleute, Buchhändler, Weinschencken, Kaffee-Wirthe, Traiteurs und der-



Ansicht der Kuranlagen von Bad Pyrmont 1698. Nur neben dem Brunnenhaus stehen einige Boutiquen, nicht aber an der Hauptallee.

gleichen dahin, welche meistentheils ihre Boutiques bei denen Brunnen und um die Allee haben, theils dieselben hin und wieder aufschlagen."[1]

Ein kurzer Blick auf die Historie des Kurorts Pyrmont

Der sog. Pyrmonter Brunnenfund datiert in das 1. bis 4. Jahrhundert nach Christi Geburt. Es handelt sich um Opfergaben, die sich im Brodelbrunnen fanden. Die Heilkraft dieser Quelle wurde überwiegend von Heilsuchenden aus dem norddeutschen Raum in Anspruch genommen; viele darunter gehörten zur Landbevölkerung. Von einer kommerziellen Struktur eines Badebetriebes konnte noch nicht die Rede sein.

Das legendäre „Wundergeläuf" von 1556/57 lockte Tausende von Menschen aus ganz Europa zur „Hylligen Born-Quelle" nach Pyrmont. Illustrierte Flugblätter in verschiedenen Sprachen warben für eine Pilgerreise nach Pyrmont. Erstmals nachweisbar gab es rund um den Brunnenplatz kommerzielle Warenangebote von fliegenden Händlern. Die Gäste, gleich ob es sich um Menschen adeliger, bürgerlicher oder bäuerlicher Herkunft handelte, logierten in den ländlichen Fachwerkhäusern der Dörfer Oesdorf, Holzhausen oder in der nahen Stadt Lügde.

Der Ausbau von Pyrmont ab 1668

Erst das Jahr 1668 regelte die Zukunft des Kurortes mit seinen eisenhaltigen Quellen. Zwei Jahrzehnte nach Ende des Dreißigjährigen Krieges legte der sogenannte Pyrmonter Hauptvergleich fest, dass das hessische Adelsgeschlecht der Grafen von Waldeck die alleinige Herrschaft über die kleineren Dörfer und über das Gebiet der Heilquellen ausüben durfte. Der Bischof von Paderborn war seitdem verantwortlich für die zentrale und größte Ortschaft Lügde und große Teile der Ländereien. Noch im Jahr 1668 begann Graf Georg Friedrich von Waldeck und Pyrmont, der spätere Fürst von Waldeck und Pyrmont, mit dem Entwurf eines Masterplans für das Kurzentrum. Die Hauptallee wurde von einem bayerischen Gärtner angelegt, der Brunnenplatz mit Brunnenhäusern entstand, erste Logierhäuser an der Brunnenstraße boten angenehme Übernachtungsmöglichkeiten.

Im Laufe der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, deutlich sichtbar unter der Herrschaft des Fürsten Anton Ulrich von Waldeck und Pyrmont und unter seinem Hofarchitekten und Stadtplaner Joachim Julius Rothweil, der im Übrigen auch für die Struktur der Hauptresidenz Arolsen verantwortlich war, entwickelte sich der Kurort zu einem sommerlichen Treffpunkt von europäischem Rang. Die Zahl der Kurgäste nahm regelmäßig zu, zumal Pyrmont unter beiden Waldecker Regenten zu einem Treffpunkt des Hochadels wurde und schon aus diesem Grund viele Gäste – nicht nur aus gesundheitlichen Gründen – anlockte. Persönlichkeiten des hannoverisch-englischen Hofes, der Brandenburgische Hof, das dänische Königshaus, aber auch klangvolle Namen wie Zar Peter der Große, der Universalgelehrte Gottfried Wilhelm Leibniz, der Forschungsreisende Engelbert Kaempfer, Benjamin Franklin oder der Preußenkönig Friedrich der Große machten Pyrmont in dieser Zeit bekannt. Es lohnte sich nun also, im Kurzentrum Boutiquen einzurichten.

Schon im Jahr 1556, dem Jahr des „Pyrmonter Wundergeläufs" – einem Spektakel mit etwa 10.000 Heilsuchenden aus ganz Europa – spielten Händler eine große Rolle. Es gab

Die Hauptallee von Bad Pyrmont mit den beidseitigen Boutiquen um 1807. Blick vom Brunnenhaus, Malerei auf einer Porzellanvase der Königlich preußischen Porzellanmanufaktur Berlin (Museum Bad Pyrmont).

solche, die mit Brot, Fleisch und Bier für das leibliche Wohl sorgten, aber auch solche, die Übernachtungen im Zelt, Devotionalien und Bücher wurden angeboten. Schon 1556 erhob man von den Händlern Standgelder: Es waren wöchentlich drei Groschen abzuführen, wobei aus den Einnahmen das Armenhaus finanziert wurde.[2] Zu diesem Zeitpunkt waren es aber durchweg fliegende Händler, die vorrübergehend Stände aufstellten und sich hierbei noch nicht nach einem gestalterischen Konzept für die Kuranlagen zu richten hatten. Das änderte sich mit dem Jahr 1668, als das Haus Waldeck allein für die Struktur des Pyrmonter Kurzentrums verantwortlich wurde. Die in jenem Jahr angelegte Hauptallee, kombiniert mit dem Brunnenplatz, spielte fortan die zentrale Rolle. Schon für das Jahr 1668 sind die Namen von acht Händlern überliefert, zudem die Höhe der von ihnen entrichteten Standpachten, wobei die Beträge auf gute Geschäfte schließen lassen:

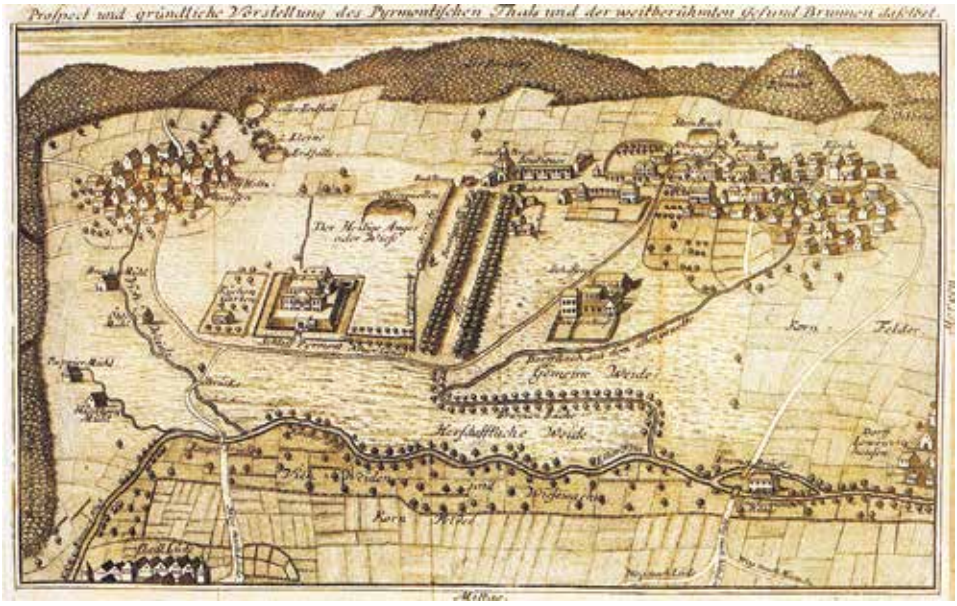
1) Der Franzose Lapplan aus Hannover (6 Rthl.),
2) der alte Berkenkamp aus Hannover (3 Rthl.),
3) der junge Berckenkamp (3 Rthl.),
4) der Franzose, der Kristalle und Edelsteine verkauft (2 Rthl.),
5) Georg Dennert aus Kassel (1 Rthl.),
6) der Schwertfeger Hans Georg Lotz aus Kassel (1 Rthl.),
7) ein weiterer Schwertfeger aus Kassel (10 Groschen),
8) ein Eisenkrämer aus Kassel (12 Groschen).

In der folgenden Kursaison kamen drei der Händler aus Kassel, je einer aus Paderborn, Hannover, Bielefeld, Celle und aus Thüringen sowie mehrere aus Frankreich.[3] Die ersten vier Boutiquen, so zeigt es ein Kupferstich von 1687, befanden sich rechts vom Brunnentempel in Richtung der späteren Brunnenstraße. Der Kupferstich bezeichnet sie als „Herrn Berckekamps Kramladen". Auf der anderen Seite des Brunnenhauses stand eine weitere Bude, in der Wein und Bier ausgeschenkt wurde.

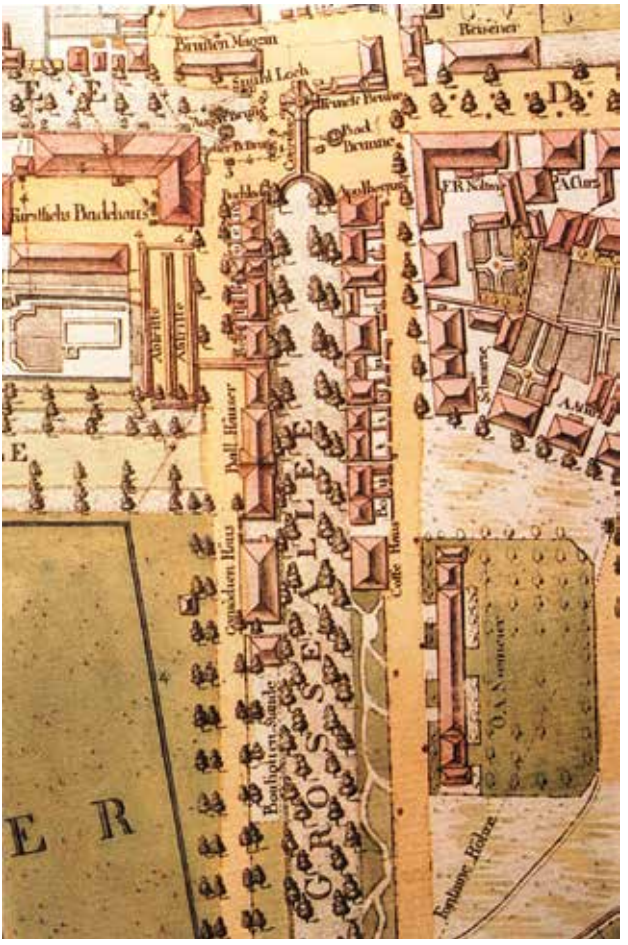
Im Jahr 1717 sieht man auf der Ansicht von Pyrmont[4] insgesamt neun Boutiquen im oberen Viertel der Hauptallee, die nun im Sommer auf Kunden warten. Die Miete für die Standplätze der einfachen Hütten war an den Amtmann der Fürsten von Waldeck zu entrichten. Zu dieser Zeit gehörten zu den Händlern auch schon zwei Verleger und Buchhändler: der lippische Hofbuchdrucker Wilhelm Meyer in Lemgo (der ab 1735 eine Liste der Kurgäste druckte) und der Verleger Nikolaus Förster (der die 1717 erschienene Brunnenschrift von Seipp verlegte). Als Zar Peter der Große 1716 in Pyrmont weilte, kaufte er dort siebenmal teure Kunstbücher, Tafelwerke, Bücher und Stiche an.[5]

Während 1738 noch immer neun Boutiquen rechts und links der Allee standen, wuchs ihre Zahl in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts deutlich an. Der einzigartige Kupferstich, 1790 von Dammert/Cöntgen in Mainz zu Werbezwecken für Pyrmont produziert, weist oberhalb der Ballhäuser und des „Coffehauses" in Richtung Brunnenplatz auf der rechten Seite der Allee zehn Boutiquen und auf der linken Seite sechs feste Häuser auf – sicherlich auch ein Beleg dafür, wie in jener Zeit die Zahl der Kurgäste angestiegen ist.

Der Pyrmonter Arzt Karl Theodor Menke schreibt im Jahr 1840 in seinem Buch „Pyrmont und seine Umgebungen" von einer Reihe kleiner und unansehnlicher Boutiquen[6] –



Ansicht der Kuranlagen von Bad Pyrmont 1717. Die Anzahl der Boutiquen hat zugenommen und stehen daher nicht mehr nur neben dem Brunnenhaus, sondern auf beiden Seiten der oberen Hauptallee.



Ansicht der Kuranlagen von Bad Pyrmont 1790. Sowohl am Brunnenplatz wie auch an den Rändern der anschließenden Alleen finden sich zahlreiche Boutiquen.

ein Hinweis darauf, dass dieselben weiterhin nicht nach einheitlichem Plan, sondern jeweils nach individuellen Bedürfnissen errichtet worden waren.

Die Regeln für die Ladeninhaber waren einfach. Da die Boutiquen auf herrschaftlichem Grund standen, musste für die Nutzung der Standplätze während der Sommermonate eine Grundpacht gezahlt werden. Die Buden durften aber bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts nicht ganzjährig genutzt werden. In der Regel wohnten die Betreiber, schon aus Sicherheitsgründen, im hinteren Teil ihres Ladens, oder aber darüber. Wann sie jeweils im späten Frühjahr in Pyrmont ankamen, ist nach 1735 durch die gedruckten Kurlisten, bekannt. Sommer für Sommer, Woche um Woche wurden die anwesenden Händler, natürlich vor allem aber die Kurgäste, dort namentlich notiert. Später finden sich in den Kurlisten auch Anzeigen der Händler. Am Saisonende, im September eines jeden Jahres, schlossen die Läden, die die Hauptallee, den „Spatziergang" zwischen den Lindenbäumen, säumen. Ende des 18. Jahrhunderts wurden die einfachen Holzboutiquen mehr und mehr zu Wohnhäusern umgebaut, in denen auch Zimmer an Kurgäste vermietet wurden. Entsprechend mussten seitdem statt den Standgeldern wesentlich höhere Kontributionsgelder an die Waldecker Renteikasse gezahlt werden. 1830 erreichen diese Beträge eine Höhe von über 100 Talern jährlich.[7]

Seipps Charakterisierung eines Jahrmarktes oder einer Messe im Kurzentrum macht die Verhältnisse anschaulich. Neben den gastronomischen Lokalitäten, den Konditoreien und Weinhäusern, neben dem Ballhaus und dem Theatergebäude sowie weiteren kulturellen Einrichtungen gab es um 1810 insgesamt 55 Boutiquen in der Hauptallee und auf den angrenzenden Flächen: Auf dem Brunnenplatz zählte man vier solcher Geschäfte, auf

Die Hauptallee in Bad Pyrmont mit Kurgästen und der auf der rechten Seite anschließenden Bebauung aus Theater, Ball- und Konzerthaus sowie rechts anschließenden kleineren Boutiquen mit ihren Warenvitrinen, darunter das Geschäft von Nicolaus Bermann, der das Blatt um 1840 verlegt hat.

der linken Seite der Hauptallee bis zum Kaffeehaus gab es 17, auf der gegenüberliegenden Seite waren es vom Brunnenplatz bis zur Fontäne am Ende der Hauptallee oberhalb vom Schauspielhaus neun und darunter weitere 25, also insgesamt 34 Boutiquen. Inzwischen gehörten fast alle dieser Bauten Pyrmonter Einwohnern (viele besaßen mehrere dieser Bauten), die sie an Händler vermieteten Diese kamen von nah und fern und boten Drechslerarbeiten und Klöppelerzeugnisse aus Lügde an, Honigkuchen aus Barntrup, Putzwaren aus Hameln, Bijouteriewaren, Locken und Perücken aus Hannover, Manufakturwaren aus Braunschweig und Hamburg, Holzschnitzereien aus Tirol und die berühmten Glaswaren aus Böhmen.[8]

Einheimische Händler wie Gräbemeier, Kinkeldey, Schaper oder Steinmeyer kombinierten ihr Warenangebot mit kleinen Gaststätten in ihren Boutiquen. Manche betrieben ihr Geschäft auch mit Lebensmitteln und Kolonialwaren, mit Schuhwaren oder Schneiderarbeiten, ja sogar mit Blumentischen. Pyrmont war im 18. und 19. Jahrhundert ein extrem teurer Kurort, und es war für viele Gäste durchaus üblich, aus Kostengründen Mahlzeiten im Logierzimmer einzunehmen, also Lebensmittel für die Mahlzeiten in der Allee zu kaufen.

Pyrmonter Brunnen- und Andenkengläser sind in Zusammenhang mit den Boutiquen auf der Hauptallee eine eigene Betrachtung wert. Vorab ist zu betonen, dass die Glasgefäße in Pyrmont einen Ausdruck des exklusiven Standortes darstellen. Wurde in kleineren Kurorten der Versandhandel mit Kruken, mit Tongefäßen, organsiert, so hat man in Pyrmont das Heilwasser seit dem späten 18. Jahrhundert in verschieden großen, bauchigen, grünen Glasflaschen auf den Weg gebracht. Das Allianzwappen der Fürsten von Waldeck und Pyrmont war ebenso deutlich auf dem Flaschenkörper zu sehen wie der Schriftzug „Pyrmont Water“. Die Hauptlieferungen gingen nach England, aber Funde von Glasflaschen unter anderem in Amerika und China machen deutlich, wie weit Pyrmonter Glasflaschensendungen gekommen sind.

Auch die im Kurort zu Therapiezwecken verwendeten Trinkgefäße waren aus Glas. Hier handelte es sich um relativ kleinformatige Becher oder Gläser mit Henkeln, die der Kurgast für die Trinkkur nutzte. Vom Brunnenplatz führte der Weg stets die Hauptallee, also auch entlang der Boutiquen, hinunter und wieder hinauf, damit der Becher erneut an der Quelle gefüllt werden konnte. Bewegung und schluckweises Trinken waren die Grundlage dieser Therapie.

Die frühen Brunnenbecher aus dem 18. Jahrhundert sind heute äußerst selten. Produziert wurden sie in Glashütten im Weserbergland, etwa in Elbrinxen und Osterwald. Anders sieht es bei den Pyrmonter Andenkengläsern aus böhmischen Glashütten aus. Spätestens um 1800 etablierten sich in der Hauptallee böhmische Glashändler mit becherförmigen Gläsern zum Gebrauch der Trinkkur. Noch größer war jedoch das ungemein vielfältige Warenangebot an Souvenirgläsern, die mit eingeschliffenen und eingeschnittenen Pyrmonter Ansichten das ideale Andenken an den einzigartigen Kuraufenthalt darstellten. Im Laufe des 19. Jahrhunderts konkurrierten die Glasproduzenten und Händler wie Albert Kaulfuß oder Alois Storch um die Gunst der Kunden. Die Glasgefäße waren in der Regel schon in den böhmischen Glashütten produziert worden, mitgereiste Graveure können vor Ort in Pyrmont Namenszüge, Jahreszahlen oder Sinnsprüche eingravieren.[9]

1843 beschreibt der Autor Ferdinand Hornicke die Situation in seinem „Führer durch Pyrmont und seine Umgebungen“ folgendermaßen: „Rechts und links von diesen Gebäuden bilden Boutiquen mit verschiedenen Waaren, Kaufleute aus Hannover, Braunschweig und andern Orten den Bazar, worunter vorzüglich das Lager des Herrn Helfft und Lion,

Heute nicht mehr erhaltene Boutiquen an der unteren Hauptallee von Bad Pyrmont (um 1900).

Wohnhaus Brunnenstraße 1, an der Ecke zum Brunnenplatz, aus einer Boutique hervorgegangen (um 1900).

die Kristallglas=Handlung des Herrn Storch aus Böhmen so wie die Bijouterie-Waren des Herzoglich-Braunschweigischen Hof-Juweliers Herrn Hertz hervorzuheben sind."[10]

Ende des 19. Jahrhunderts veränderte sich die Situation auf der Hauptallee. Zum einen nahm die Zahl der Gäste mit Anbindung an die Bahnstrecke Hannover–Altenbeken enorm zu und zum anderen auch das gastronomische Angebot – zum Nachteil der Boutiquen. Viele der alten, kleinen Bauten wurden durch größere Wohn- und Geschäftshäuser oder Hotels ersetzt, wobei man vielfach mehrere Standflächen zu größeren Bauflächen zusammenfasste (so entstand z. B. das Hotel Kaiserhof an der Stelle des ehemaligen Kaffeehauses). Zum anderen verstärkte sich das Angebot der Warengeschäfte in der Brunnenstraße, die zuvor eine Straße mit Logierhäusern und vornehmen Hotels gewesen war. So wechselte z. B. die „Crystall-Glaswaarenhandlung W. Weitz" von der Hauptallee in die Brunnenstraße. Weitz bot nicht nur eine reichhaltige böhmische Kristallglasauswahl, sondern offerierte ebenso Souvenirwaren aus feinstem Porzellan, erweitert nun aber das Angebot auf Haushaltwaren. Schon damals warb er für seine Filialen in Hannover und Köln. Während heute allein die Pyrmonter Weitz-Geschäftsbücher im Stadtarchiv Bad Pyrmonts zu finden sind, aber kein Laden mehr in dem Kurort, so findet man bis auf den heutigen Tag exklusive Weitz-Geschäfte in Hannover, Hamburg und Düsseldorf.

Als 1924 die neue Wandelhalle auf dem Brunnenplatz eingeweiht wurde, realisierte der Architekt Alfred Sasse im Innern des Gebäudes zehn Verkaufsläden. Nicht zuletzt dies führte dazu, dass die letzten noch stehenden „Holzscharren" in der Hauptallee an Bedeutung verloren. So blieben nur noch ganz wenige Läden bis heute im unteren Bereich der

Eine Boutique an der Hauptallee von Bad Pyrmont (um 1900).

Hauptallee erhalten, z. B. auf der Höhe des Konzerthauses ein Obst- und Gemüsestand. So wandeln sich die Zeiten: Restaurants, Cafés, Gaststätten, Weinlokale, Konditoreien und Tanzlokale haben ihren Platz in der Hauptallee mit größeren festen Gebäuden endgültig erobert, auch wenn sie mit ihren nach wie vor sehr beengten Grundstücken noch immer die Herkunft aus die im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts aufgestellten Verkaufsbuden erkennen lassen.

Auszüge aus überlieferten Akten über Anlage und Nutzung der Boutiquen

Bearbeitet von Wolfgang Warnecke

1680 bat der Kaufmann Johann Birckenkampf aus Hannover, seine Boutique in Pyrmont nicht wegen eines geplanten Hausbaus abbrechen zu müssen: Es hatte „mir der Herr Ambtmann zu Oestorf […] angebreitet, es haben Ihro Hochgräfliche Excellenz gnädigst Befehl ausrichten lassen, dass meinige zu Pyrmont stehende kleinere Boutique sollte wegschaffen. […] so dieselbe bauen lassen bey Eur hochgräfliche Excellenz in Ansuchung gethan umb ein Haus dahin zu bauen".[11]

Am 30. Juli 1698 wurde dem Kaufmann Birkenkamp in Hannover durch den Landesherrn der Neubau seiner Boutique an der Brunnenstraße unter der Bedingung gestattet, dass er diese gegebenenfalls in eine Reihe mit den anschließenden Bauten stellte sowie „manierlich" und dem Kurort „zum Ornament" gestaltete: „das derselben gnädigste Consens ihm ertheilet werden möge, eine Boutique an dem Orth, alwo er jetzto stehe zu bauen, gnädigst retoriret, das Suplicanten Birckenkamp verstatt seyn soll, wie Ihme dann hiermit verstattet wird, an solchem Orth wann er dem Brunnen der Allee und jedwerten dritten ohn nachtheilig ist, eine Boutique, so doch manierlich und dem Brunnen zum Ornament seyn muß, bauen und setzen zu lassen, […] auch wann die andere Budens hinterwerts die Allee bestere Öffnung und Prospect zu geben, gerücket werden sollten, solches auff seine Kosten ebenmäßig mit dieser Boutique verrücken zu lassen gehalten seyn soll".[12]

Im Herbst 1751 wurde allen Bauwilligen, die Boutiquen am Brunnenplatz errichten wollten (genannt werden Kaufmann Nolting und Hoffschmitt), vom Landesherrn unentgeltlich Kalk zur Verfügung gestellt. Hierbei dürfte es sich wohl nicht um Material zum Mauern, sondern um Kalkfarbe gehandelt haben, um ein einheitliches Aussehen der Bauten zu erreichen.[13]

Bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Geschäftsnutzung der Boutiquen während der Winterzeit untersagt. Eine solche Regelung war auch im Interesse der Bewohner der Neustadt, um eine wachsende Konkurrenz auszuschalten. Ausnahmen wurden nur nach Zustimmung der Deputierten der Neustadt durch die fürstliche Regierung in Arolsen für eine Wohnnutzung erteilt. In einem amtlichen Bericht vom 23. November 1849 wurde ein Antrag „des Vormundes der Stapelbergischen Kinder zu Pyrmont", Erben einer der Boutiquen, beschieden: „Der Witwe Stapelberg ist vor mehreren Jahren die Erlaubnis ertheilt, ihre Boutique an der Hauptallee auch des Winters über bewohnen zu dürfen, sie darf solches aber während der Kurzeit nicht vermiethen. Schon im Jahre 1827 hat sie den Versuch gemacht, die Boutique für den Winter zu vermiethen, es ist dies aber bei Strafe untersagt, auch ihr Gesuch um die Erlaubnis hierzu, höchsten Ortes abschlüßlich befinden. Da die Rechte der Kurstadt Pyrmont beeinträchtigt würden, wenn der Witwe Stapelberg die Erlaubnis gegeben würde, ihre Boutique des Winters über vermiethen zu dürfen, auch andere Boutiquenbesitzer um gleiche Erlaubnis nachsuchen würden, ihr doch das Gesuch nicht unterstützt werden." Hintergrund war, dass es „durch höchstes Resultat vom 31. August 1844 gnädigst" gestattet worden war, „dass die Witwe Stapelberg mit ihren Kindern die ihr gehörende an der Hauptallee belegene große Boutique auch während der Wintermonate bewohnen dürfe. Seitdem hat die Witwe Stapelberg […] mit ihren Kindern die fragliche Boutique das ganze Jahr bewohnt, von übrigen zu ihrer Wohnung nicht benötigten Teil der Boutique hat sie während des Sommerhalbjahres an Fremde oder auch hiesige Geschäftsleute vermiethet, so auch in diesem Jahre einige […] an den Uhrmacher Rumpff. Bei dem mit Rumpff abgeschlossenen Miethkontracte äußerte derselbe den Wunsch, daß, da es ihm hier in Pyrmont doch schwer, ja fast unmöglich sey, eine für ihn als Geschäftsmann zugelassene Wohnung zu erhalten, er auch das Winterhalbjahr in der Boutique wohnen bleiben mögte, wenn der Miethpreis ihm im ganzen nicht höher gestellt würde als für das Sommerhalbjahr allein. Die Witwe Stapelberg, deren Kinder jetzt erwachsen und die Söhne abwesend sind, und sie mit ihrer Tochter allein hätte in der abgelegenen Behausung

zubringen müssen, nahm die Offerte des Rumpff gern an und ist somit derselbe in besagter Stapelbergischen Boutique wohnen geblieben." Auf Antrag der Deputierten der Neustadt wurde allerdings „dem Rumpff aufgegeben, die Stapelbergische Boutique binnen 8 Tagen bei Strafe zu räumen, es ist gleiche Strafe der Witwe Stapelberg angedroht".[14]

1851 wurde die ursprünglich von dem Kaufmann und Gastwirt Christian August Herlitz am unteren Ende der Hauptallee auf der rechten Seite 1815 erbaute und später dem Kaufmann Stapelberg veräußerte Boutique von seinen Erben dem Kaufmann Wessel verkauft. Das Gebäude war gleich bei der Erbauung zur Benutzung während des ganzen Jahres hindurch eingerichtet worden, doch blieb zu Lebzeiten des Herlitz und des Kaufmanns Stapelberg die Bewohnung außer an der Curzeit untersagt.[15] Erst der Witwe Stapelberg hatte man es gestattet, dort auch zur Winterzeit zu wohnen. Daher wandte sich auch der neue Besitzer Kaufmann Wessel 1851 wegen deren Bewohnung zur Winterzeit an den Gemeinderat in Pyrmont. „Dieser hatte mit 5 gegen 5 Stimmen, da die Stimme des Vorsitzenden den Ausschlag gegeben, die Bewohnung zur Winterzeit" abgelehnt, wobei sich schon vor dieser Abstimmung auch die Brunnenkommission gegen die ständige Bewohnung der Wessel'schen Boutique ausgesprochen hatte. „Die Bäume der Haupt-Allee und die Allee hinter der Boutique von dem Schauspielhaus an, welche vor und hinter dem Wesselschen Hause liegen, haben bisher durch das Bewohnen des Hauses und die darin stattgefundene Feuerung nicht gelitten, nach einem Gutachten des Hofgärtner Nebelsiek würde es den Bäumen zum Nachtheil gereichen können, wenn in dem Hause die Heizung oder das Kochen mit Steinkohle geschehe." In der Stellungnahme des Kreisrates Herwig vom 22. Oktober 1852 hieß es dazu weiter: „Im vergangenen Winter bei feuchten und Tauwetter war die Haupt-Allee von den Fußgängern, welche dieselbe betreten, sehr beschädigt, deshalb und weil das Material zur Ausbesserung derselben mit der Zeit fehlen dürfte, weshalb damit möglichst sparsam umzugehen ist, würde wohl von den Hofgärtnern bemerklich gemacht, das die Cammervisitation zu den Boutiquen, welche im Winter bewohnt werden, von den hinteren Seiten geschehen müsse, damit die Haupt-Allee gänzlich geschlossen werden könne. Wenn auch im Allgemeinen es besser für die Haupt-Allee wäre, wenn keine der Boutiquen zur Winterzeit bewohnt würde, so besteht bei der Wesselschen Boutique, da bereits einige Boutiquen an der Haupt-Allee bewohnet sind,[16] kein besonderer Grund, dem Wessel die Bewohnung seiner Boutique zu versagen und möchte ich beantragen, dass ihm solche verstattet werde, jedoch mit der Bestimmung, dass er darin keine Feuerung mit Steinkohlen halte, auch verbunden sey, wenn es gefordert werde, in den Wintermonaten die Eingänge zur Boutique von der Haupt-Allee auch gänzlich zu schließen."[17]

In einem Bericht über diese Entwicklung zu ganzjährig bewohnten Boutiquen stellte der Kreisrat am 27. Mai 1852 fest: „Es ist bisher immer angenommen, das die an der Haupt-Allee gelegenen Boutiquen von deren Eigenthümern resp. Besitzern außer der Curzeit nicht bewohnt werden dürfen. Von dieser allgemeinen Beschränkung sind jedoch einzelne Boutiquen seit langer Zeit ausgenommen gewesen, namentlich die Boutiquen":

1) des Kaufmann Winter, jetzt Kaufmann Ockel,
2) des Hofbuchhändler Uslar, beide liegen aber am Brunnenplatze, es sind wohl bewohnbare Häuser mit Boutiquen nach der Hauptallee zu,
3) des Bauinspektor Dalwig, modo dessen Erben,

Boutiquengebäude an der Unteren Hauptallee von Bad Pyrmont, wohl das Gebäude Heiligenangerstraße 15, das sich der Kaufmann und Gastwirt Christian August Herlitz 1815 errichten ließ (2011).

4) der Erben Commissionsrath Hemmerich,
5) der Bennefeldschen Erben, modo Kaufmann Rolffs. Auch diese sind zur Familienwohnung eingerichtet,
6) des Schneiders Wolf, modo Ewald,
7) die dem Waisenhause gehörige, demselben von Kannonier Schulze durch Testament hinterlassene Schulzesche Boutique.

In der hiesigen Registratur finden sich keine Nachweise über das für diese Boutiquen vorliegende Wohnrecht. In neuerer Zeit ist die Erlaubnis der Bewohnung der Boutiquen zur Winterzeit von fürstl. Regierung" erteilt worden.[18]

In den folgenden Jahren wurden daher nach und nach immer mehr der Bauten an der Brunnenallee ganzjährig bewohnt.

1863 gestattete man daher auf Antrag auch dem Eduard Brauns zu Pyrmont die Erlaubnis zur Bewohnung seiner an der Hauptallee stehenden und vom Schneider Stuckenberg angekauften Boutique Nr. 94 und 95 zur Sommer und Winterzeit unter der Bedingung, dass er ohne Genehmigung nichts an den bestehenden Feuerungsanlagen änderte und auch keinen Abort außerhalb des Hauses oder eine Kloakengrube anlegen würde.[19]

1855 wurden mehrere der östlich der Brunnenhalle stehenden Bauten enteignet. Ihren Ankauf hatte man schon seit 1846 zur „Verschönerung des Brunnenplatzes" und zum Schutz der Quellen geplant, konnte sie allerdings nur durch Enteignung bekommen. Betroffen

waren das Wohnhaus mit Stallungen sowie die Boutique des Gastwirts Friedrich Schelp, ferner die Boutiquen von Friedrich Hilmer und dem Kaufmann Kinkeldei. Sie forderten als Ersatz ähnlich zentrale Bauplätze am Brunnenplatz.[20] Kreisamtmann August Kindeldei hatte seine Boutique 1849 von seinem Vater geerbt, wobei man ihm gestattete dort während des Sommers „ein Handelsgeschäft mit Colonialwaren" einzurichten. Als er 1850 den Antrag stellte, das Geschäft während des gesamten Jahres betreiben zu dürfen, zögerte das Waldeck'sche Oberamt, da man fürchtete, der Wert des Gebäudes würde steigen, wenn es in den nächsten Jahren für die Erweiterung des Brunnenplatzes anzukaufen wäre. Er erhielt daher lediglich eine Duldung für den Handel auch während der Winterzeit.[21] Der Platz der Gebäude wurde für die allerdings erst 1865–1868 errichtete neue Wandelhalle benötigt.

---

1 Johann Philipp Seipp: Neue Beschreibung der pyrmontischen Gesundbrunnen, Hannover 1717, S. 12f.
2 Martin Rudolph: Bilder aus der frühen Geschichte des Bades Pyrmont. In: Geschichtsblätter für Waldeck 62, 1971/72, S. 3–112, hier S. 57f.
3 Rudolph 1971 (wie Anm. 2), S. 58.
4 Kupferstich aus Seipp 1717 (wie Anm. 1), Beilage.
5 Hermann Engel: Die Pyrmonter Kurliste von 1716. In: Dieter Alfter (Hrsg.): Zar Peter der Große. Die zweite Reise nach Westeuropa 1716–1717, Hameln 1999, S. 97–108, hier S. 101f.
6 Karl Theodor Menke: Pyrmont und seine Umgebungen, Pyrmont 1840, S. 141.
7 Wilhelm Mehrdorf: Geschichte des Bades Pyrmont. In: Chronik von Bad Pyrmont, Stadt Bad Pyrmont (Hrsg.), Bad Pyrmont 1967, S 15–288, hier S. 72.
8 Mehrdorf 1967 (wie Anm. 7), S. 72.
9 Dieter Alfter, Franz Ohlms, Andrea Truckenbrodt: Pyrmonter Brunnen- und Andenkengläser, Bad Pyrmont, 1996.
10 Ferdinand Hornicke: Der Führer durch Pyrmont und seine Umgebungen, Paderborn 1843, S. 11f.
11 HStAM, Bestand 115/30, Nr. 93.
12 HStAM, Bestand 115/30, Nr. 523
13 HStAM, Bestand 125 Nr., 14293.
14 HStAM, Bestand 121, Nr. 8106.
15 „Bei Verstattung des Baues ist durch Resolut Serimisimi vom 6. Februar 1815 bestimmt, das diese Boutique außer der Curzeit nicht bewohnt werden solle und hat der Erbauer derselben, Chr. Aug. Herlitz desfalls auch einen Vermerk unterschrieben".
16 Genannt werden in dem Vorgang die wenige Jahre zuvor gegebenen Bewilligungen für M. Beermann und den Buchbinder Steinke.
17 HStAM, Bestand 121, Nr. 8106.
18 HStAM, Bestand 121, Nr. 8106.
19 HStAM, Bestand 121, Nr. 8106.
20 HStAM, Bestand 121, Nr. 8109.
21 HStAM, Bestand 121, Nr. 8106.

Hauptallee in Bad Pyrmont. Blick aus dem Brunnenhaus des „Hylligen Born" in die Lindenallee, die beidseitig von schmalen, aus Boutiquen hervorgegangenen Häusern eingefasst wird (2019).

Fred Kaspar

Kleine Bürgerhäuser am Weserstrand

Die Siedlung Vlotho (Kr. Herford) bestand über Jahrhunderte vor allem aus Häusern, die im Laufe der Zeit entlang einer einzigen Straße errichtet worden sind. Hierbei befanden sich die ältesten Siedlungsplätze nahe dem Ufer der Weser. Naheliegend ist daher die Vermutung, dass sich hier insbesondere Leute niederließen, die von dem Fluss lebten.

Vlotho bot dem Flusshandel besondere Möglichkeiten, da man Schiffe hier gut anlanden konnte, zumal diese hier hinter zwei heute nicht mehr bestehenden Flussinseln („Werder") auch einen sicheren Liegeplatz hatten. Im 17. Jahrhundert überwinterten daher bis zu 100 Schiffe in Vlotho.[1] Um 1820 erreichten jährlich etwa 110 Schiffszüge den Ort, dazu noch etwa 100 Flösse.[2]

Seit dem 16. Jahrhundert entwickelte sich Vlotho zu einem zentralen Wohnplatz von Schiffern, die den Handel von Getreide, Eisen, Keramik und weiteren Gütern auf dem Fluss abwickelten. Im 17. Jahrhundert war Vlotho neben Hannoversch-Münden zum wichtigsten Standort von Schiffern an der gesamten Weser geworden. Schon 1622 lebten hier mindestens 22 Schiffer. Bis 1665 war die Zahl auf 47 angewachsen, die sich nun zu einer eigenen Gilde organisierten.[3] Dieser Bevölkerungsanstieg spiegelte sich auch in der schnell steigenden Zahl an Häusern. Noch 1595 soll es hier nur 45 Hausstätten gegeben haben, während ihre Zahl bis 1687 auf 220 und damit um 400 Prozent angestiegen war.[4]

Vlotho entwickelte sich zu einem für das östliche Westfalen besonderen Ort des Warenumschlags. Von hier aus gelangten zum einen Waren aus Übersee ins Land, von hier aus wurden aber auch Güter des Landes verschifft. Der gesamte Handel wurde über Schiffe abgewickelt. Ein traditionelles Schiff von etwa 35 m Länge und mit einem Mast trug 60 bis 70 Tonnen (es wurde schlicht als „Mast" bezeichnet). Ergänzt wurde es ergänzt durch einen Hinterhang (der 50 Tonnen trug) und einen Bullen (der 20 Tonnen trug).[5]

Die Schiffer erhielten Unterstützung durch einen Steuermann und oft über zehn Schiffsknechte. Schiffsknechte und Steuerleute gründeten 1753 eine eigene Bruderschaft, waren also in größerer Zahl ebenfalls in Vlotho ansässig.[6] Über diese weitaus größere Gruppe ebenfalls von der Schifffahrt lebender Menschen ist allerdings kaum Näheres bekannt. Als weitere, von der Anzahl sicherlich sogar größte Gruppe ist auf die Leute hinzuweisen, die die Schiffe treidelten. Noch bis zum späten 18. Jahrhundert war es an der Weser generell üblich, dass die Schiffe ausschließlich von Menschen gezogen wurden. Wo und wie diese lebten, ist nicht bekannt, doch scheint sich an dieser Tätigkeit die ländliche Bevölkerung in großem Umfang beteiligt zu haben. Das Treideln geschah in Gruppen von 35 bis 40 Männern, die jeweils bis zu acht Schiffe zogen.[7]

Die Vlothoer waren mit ihren Schiffen auf der ganzen Weser im Handel tätig, d. h., sie transportierten Waren von Eschwege am Oberlauf der Werra bis nach Bremen an der Wesermündung. Erst mit dem Bau von Eisenbahnen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts sollte sich der Handel auf andere Wege verlagern. Vor diesem Hintergrund war Vlotho also über viele wirtschaftlich wesentlich von der Schifffahrt und dem Handel auf der

Noch gibt es in der Altstadt von Vlotho einige kleine Häuser, wie etwa das 1653 errichtete Haus Lange Straße 87 (2019).

Weser bestimmt. Hierzu gehörten zum einen neben den hier lebenden Schiffern auch deren Mitarbeiter, zum anderen aber auch viele Kaufleute mit teilweise größeren Handelshäusern. Ende des 18. Jahrhunderts nahm Vlotho nach Bielefeld unter den Handelsstädten der Grafschaft Ravensberg den zweiten Platz ein.

Es ist also davon auszugehen, dass es sich bei den Bewohnern eines wesentlichen Teils der historischen Häuser in Vlotho um Schiffer handelte und um Personen, die in der Schifffahrt tätig waren sowie in Gewerben, die dieser zuarbeiteten. Sie alle lebten offenbar in bescheidenen Bauten. Diese prägten den ältesten Teil der Siedlung – den nördlichen Abschnitt der Langen Straße auf dem schmalen Landstreifen zwischen dem Amtshausberg und dem Weserufer. In diesem Bereich reichten die meist schmalen und mit kleinen Häusern bebauten Stätten auf der Ostseite der Straße bis an das Flussufer. Noch im 19. Jahrhundert nannte man diesen Stadtteil „in der Schlacht". Die Bezeichnung erinnert daran, dass sich hier der ehemals als „Schlachte" bezeichnete Landeplatz für Schiffe befand. Bis zum Bau der 1875 eröffneten Eisenbahnstrecke Löhne–Hameln fielen die Grundstücke steil zum Ufer ab. Da man die Bahntrasse aber etwa auf der ehemaligen Uferlinie anlegte, verloren die Häuser nicht nur ihren direkten Zugang zum Fluss, sondern auch Teile ihrer Grundstücke, und die verbliebenen Hof- und Gartenflächen wurden stark angeschüttet. Von den beschriebenen Strukturen ist heute nichts mehr erhalten: Als man zwischen 1960 und 1970

In vielen Orten entlang der Oberweser (hier Heinsen bei Bodenwerder, Landkreis Holzminden) stehen in einer zu Vlotho vergleichbaren Lage kleine Fachwerkhäuser direkt am Flussufer, die ehemals sicherlich von Fischern oder Schiffern bewohnt waren (2018).

entlang der Bahntrasse die durch den Ort führende Bundesstraße ausbaute, wurde nahezu die gesamten Bebauung an unteren Langen Straße und damit der älteste Teil von Vlotho beseitigt. Kaum eines der ehemals für Vlotho charakteristischen kleinen Häuser ist heute noch erhalten.

Im Folgenden können erstmals zwei Gebäude vorgestellt werden, die dem sozialen Milieu der Weserschiffer zuzuordnen sind. Die schon vor Jahrzehnten durchgeführten baugeschichtlichen Untersuchungen gingen jeweils auf Diskussionen über die Zukunft der Bauten zurück. Im ersten Fall wurde das Haus 1969 abgebrochen, das Fachwerkgerüst allerdings gerettet. Nach einem verwickelten Weg ist es heute im Bauernhofmuseum Bielefeld wieder aufgestellt, zeugt aber dort nur noch wenig von seiner alten Aufgabe, denn dort dient es heute als „Kinderhaus“. Lutz Volmer hat die schwierige Aufgabe übernommen, das seit 50 Jahren nicht mehr an originaler Stelle befindliche, heute stark erneuert in Bielefeld stehende Haus erstmals genauer zu untersuchen und auf seinen Gehalt als baugeschichtliche Quelle zu befragen. Im zweiten Fall wurde 1998 durch Peter Barthold ein weiteres kleines Haus in Vlotho baugeschichtlich dokumentiert und seine Geschichte aufgeklärt, doch auch nach mehr als zwei Jahrzehnten steht es leer und seine Zukunft ist ungewiss. Solche traurigen Schicksale sind für kleine Häuser allerdings charakteristisch und spiegeln das noch immer bestehende mangelnde Interesse an den Geschichtszeugnissen breiter Kreise der Bevölkerung.

---

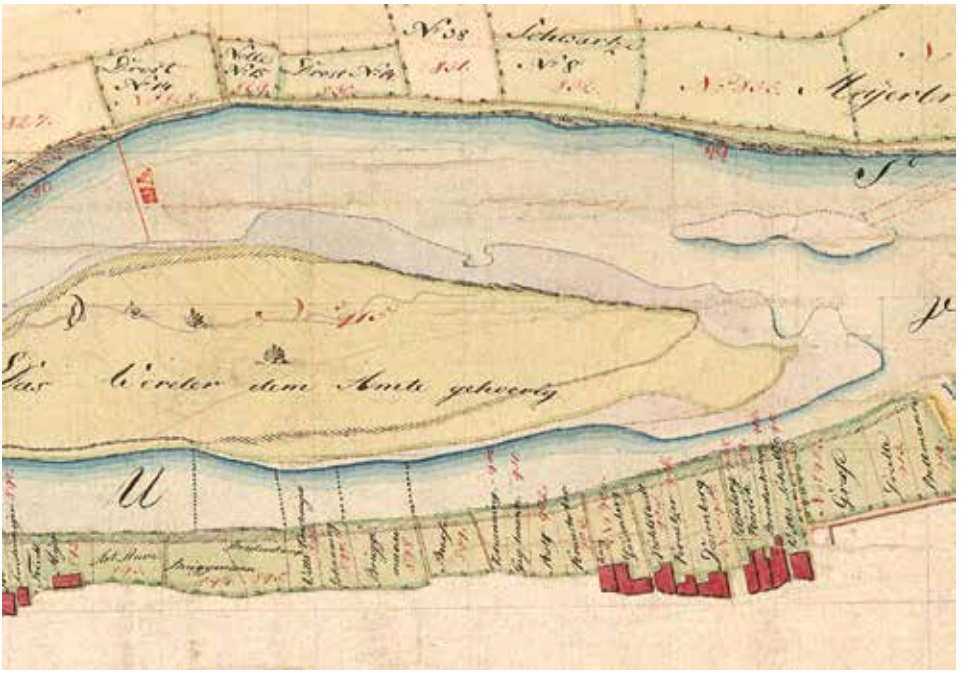
1 Karl Grossmann: Geschichte der Stadt Vlotho, Vlotho 1971, S. 299.
2 Grossmann 1971 (wie Anm. 1), S. 294.
3 Grossmann 1971 (wie Anm. 1), S. 299; Georg Heil: Schiffer und Kaufleute. Die Vlothoer Weserflotte und der Weserhafen Vlotho, in: Peter Sundermann (Hrsg.): 800 Jahre Vlotho – Stadtgeschichten, Vlotho 1985 S. 24–58, hier S. 31.
4 Grossmann 1971 (wie Anm. 1), S. 98.
5 Grossmann 1971 (wie Anm. 1), S. 293.
6 Heil 1985 (wie Anm. 3), S. 39.
7 Erst 1798 wurde der Schiffszug durch Menschen vom preußischen König untersagt.

Lutz Volmer

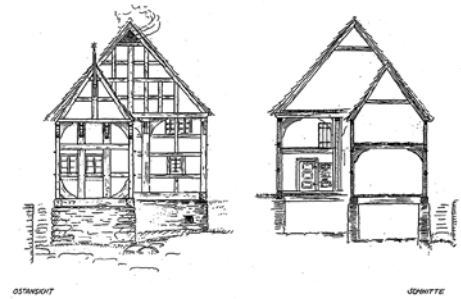
Ein Schiffer- und Fischerhaus von 1568 – Das Haus der Familie Casselmann, Lange Straße 32 in Vlotho

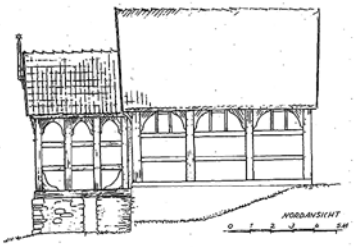
Eine bewegte Geschichte

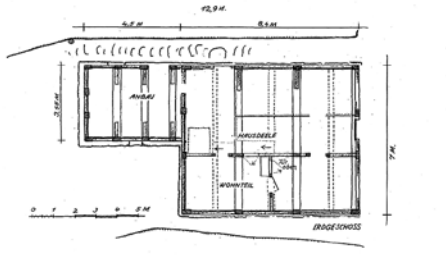
Die Ursprünge des kleinen Hauses liegen weitgehend im Dunklen. Die Bauinschrift am Haus nennt nur die Jahreszahl 1568, aber keinen Namen. Sie ist der älteste Beleg für die Existenz des Gebäudes. Ob es das erste an dieser Stelle war, ist nicht bekannt. Es stand auf einer kleinen Hausstätte, die nicht breiter als das Gebäude war und von der Langen Straße bis zum Weserufer reichte. Das Gelände fiel bis zum Bau der 1875 eröffneten Eisenbahnstrecke Löhne–Hameln steil nach dort ab. Da die Trasse etwa auf der ehemaligen Uferlinie verläuft, verloren die Häuser ihren direkten Zugang zum Fluss, und ihre Hof- und Gartenflächen wurden zudem stark angeschüttet.

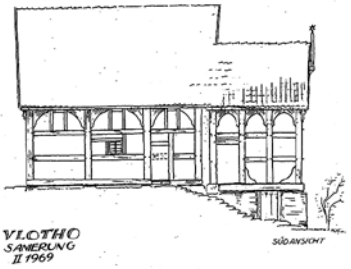


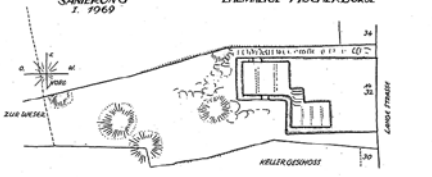
Lageplan der Häuser an der unteren Langen Straße in Vlotho mit einer der beiden Weserinseln („Werder"). Dieser Stadtbereich nannte sich „in der Schlacht", was darauf hinweist, dass sich hier ehemals der als „Schlachte" bezeichnete Landeplatz für Schiffe befand. Die Stätten reichen daher alle bis zu dem als Ladeplatz genutztem Flussufer. Das Haus Lange Straße 32 ist das sechste Haus von rechts (Nr. 906, bezeichnet mit dem Familiennamen Kreutzer). Detail aus der „Karte von einem Teil des Weserstroms" von 1803.

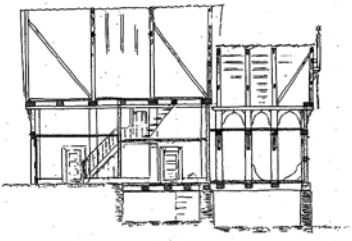


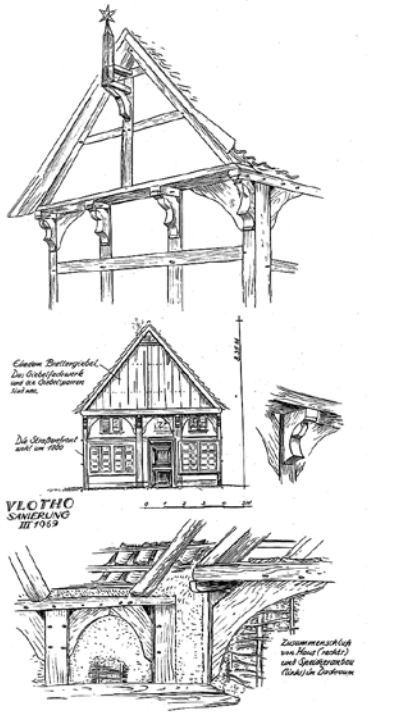












Das Fischerhaus Lange Straße 32 in Vlotho. Aufmaß von Helmut Richter in drei Blättern, Herford 1969. Die Zeichnungen stellen allerdings an vielen Stellen weder den vorgefundenen Zustand dar, noch eine Rekonstruktion gemäß eines genauen Zeitschnitts:

Blatt 1 (oben links): Lageplan, Grundriss, Giebelansicht zur Weser, Querschnitt.
Blatt 2 (oben rechts): Bestandsansichten der Längsseiten und Längsschnitt.
Blatt 3 (unten links): Detail zum Giebelpfahl an der Rückseite, Rekonstruktionsversuch der Vorderfront, Übergang zwischen Vorderhaus und Kammeranbau.

Der originale, an der Unterkante breit abgefaste und geschweifte Türsturz mit der Datierung von 1568 ist auch am Kinderhaus im Bauernhausmuseum erhalten geblieben (2020).

Die spätere langjährige Besitzerfamilie begegnet bereits Anfang des 18. Jahrhunderts in den Büchern der evangelischen Kirchengemeinde Vlotho. 1780 ist ein Casselmann als Schiffsbesitzer überliefert. Die Schifffahrt war noch um 1800 der Erwerbszweig für einen großen Teil der Vlothoer Bevölkerung. So bestand ein Drittel der Einwohner aus Schiffern und anderweitig an diesem Gewerbe beteiligten Personen. Man kann davon ausgehen, dass diese Personen etwa acht Monate im Jahr auf der Weser unterwegs waren.

Erst für den Anfang des 19. Jahrhunderts sind für das Haus Lange Straße 32 (damals Vlotho Nr. 54) konkrete Bewohner bekannt.[1] Erstmals ist 1803 der Name Kreutzer für die Hausbewohner überliefert.[2] Seit mindestens 1812 bewohnte der Schiffer Johann Heinrich Casselmann das Haus. Eigentümerin und Mitbewohnerin war jedoch bis 1814 noch die Witwe Henriette Kreutzer. In einer Akte von 1827 wird bereits ein Fischer Casselmann erwähnt, vermutlich handelte es sich um Johann Heinrich Casselmann.

In der Form nachgearbeitete Knagge am Vordergiebel (2020).

Das Fischerhaus im verfallenen Zustand vor dem Abbau 1969. Straßengiebel und linke Traufwand sind im verputzten Zustand des 19. Jahrhunderts, wobei die kräftigen Knaggen sichtbares Indiz einer Entstehung noch deutlich vor 1600 blieben.

Im Gegensatz zum Schiffergewerbe hat die Fischerei in Vlotho gesamtwirtschaftlich kaum eine Rolle gespielt. Nach einem Bericht von 1787 gab es zu dieser Zeit keinen einzigen Fischer. Noch als man 1874 beabsichtigte, die Fischerei in der Weser zu verpachten, urteilte der Vlothoer Amtmann skeptisch, aufgrund des Schiffsverkehrs könne man in der Weser keine festen Fangvorrichtungen anbringen: „Die Fischerei in der Weser an dem diesseitigen Gebiete kann sich nur auf das Fangen der Fische mit Netzen, die jederzeit in das Wasser hineingelegt und wieder herausgenommen werden können, beschränken." Der Amtmann bezweifelte, ob sich ein Pächter für die Fischerei finden würde, denn auch die Qualität der gefangenen Tiere sei nicht sehr gut. In diesem nicht sehr lukrativen Wirtschaftszweig war nur die Familie Casselmann aktiv. Für sie gewann der Fang von Fischen als Broterwerb im Laufe des 19. Jahrhunderts immer weiter an Bedeutung, zumal die Weserschifffahrt bedingt durch den Bau der Eisenbahn seit den späten 1840er-Jahren rapide an Bedeutung verlor. Viel ließ sich nicht mit der Fischerei verdienen: 1885 hieß es über die Fischereiverpachtung: „Zuschlag wurde jedesmal, nur mit einer Ausnahme, an den hiesigen Fischer Casselmann ertheilt, einen erfahrenen alten Fischer, der mit seinen beiden erwachsenen, ich möchte wohl sagen auf der Weser geborenen Söhnen, allein und selbständig die Fischerei ausübt." Gemeint waren wohl Christian Friedrich Reinhard Casselmann (geboren 1825) und seine beiden Söhne Friedrich und Reinhard. Die Berufe der Söhne werden 1895/96 mit „Fischer" und „Schiffer" angegeben. Demnach scheint also zu dieser Zeit auch noch das Schiffer-

Das Fischerhaus Lange Straße 32, heute „Kinderhaus" im Bauernhausmuseum Bielefeld (2016). Der aufmerksame Besucher kann erraten, dass das Haus ursprünglich nicht wie heute allseits frei stand, denn die Durchfensterung ist wie im Original auf die Giebelfassade konzentriert. Die Gestaltung der Vorderfassade erscheint dem Zustand des 19. Jahrhunderts angenähert. Es fehlt aber der Verputz, und die Detailausbildungen von Tür und Fenstern werden keinem musealen Standard gerecht.

gewerbe ausgeübt worden zu sein. Beides zusammen dürfte aber kaum mehr als ein kümmerliches Auskommen gesichert haben. Der Vlothoer Amtmann beschreibt 1885 die Tätigkeit des Fischers Casselmann genauer: „Pächter fährt mit seinem eigenen Kahne auf der Weser umher, fängt die Fische theils in Körben, und mit Schnüren, theils, aber nur selten, mit der Senke. Pächter executirt nur allein mit seinen Söhnen die Fischerei." Nach 1900 betrieben die Brüder Albert und Heinrich Casselmann die Fischerei; sie waren gemeinsam mit ihrer Schwester Emma seit 1901 Eigentümer des Hauses. Die Fischerei hatte in der Familie weiterhin Kontinuität: Als 1941 der alleinstehende Fritz Casselmann Eigentümer des kleinen Häuschens wurde, bezeichnete er sich noch immer als Fischer.

Das „Fischerhaus" als museales Funktionsgebäude

Trotz oder vielleicht gerade wegen seines unauffälligen Äußeren wurden die Mitarbeiter des Freilichtmuseums bäuerlicher Kulturdenkmäler des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe (heute LWL-Freilichtmuseum Detmold) Ende der 1960er-Jahre auf das Gebäude aufmerksam, als es wegen des Ausbaus der durch Vlotho führenden Bundesstraße 514 zum Abbruch stand. Die wissenschaftliche Hausforschung, die seit den 1930er-Jahren an

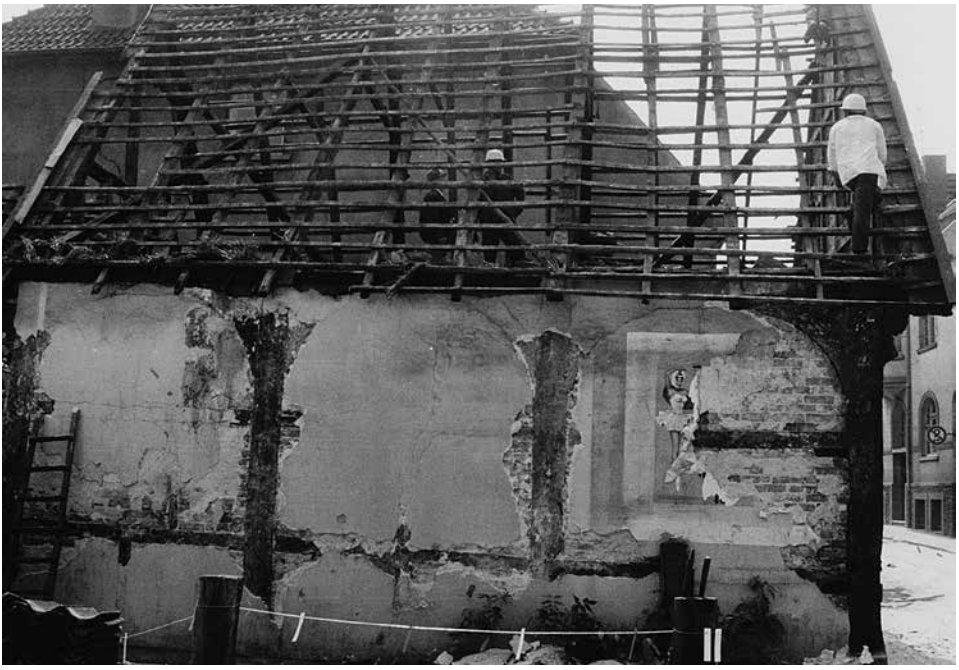
Das Fischerhaus während des Abbaus 1969. Detail der rückwärtigen Front mit dem Kammeranbau und Rückgiebel des Vorderhauses.

der Universität Münster und beim westfälischen Provinzialverband mit Dr. Josef Schepers (1908–1989) bestand, muss die vielfach relativ alte Bausubstanz des Fleckens Vlotho gekannt haben. Dennoch ist eine frühere Beschäftigung mit dem Haus Lange Straße 32 nicht überliefert. Der Maler und Zeichner Helmut Richter (1909–1994) wurde mit der Dokumentation des historischen Bestandes beauftragt, was während des Abbruchs 1969 erfolgte. Erst später wurde das Haus erstmals von Stefan Baumeier (1940–2016) in seiner Publikation über die für das Westfälische Freilichtmuseum Detmold sichergestellten Häuser 1983 beschrieben.[3] Im Freilichtmuseum, das das Haus 1969 abgebaut hatte, kam der Wiederaufbau der zunächst knapp hundert insgesamt geplanten Gebäude nicht so schnell wie ursprünglich beabsichtigt voran; zudem änderten sich mit den Jahren die Prioritäten für die museale Präsentation und neue Museumsaufgaben kamen hinzu. Nachdem man das Aufbaukonzept des Museums 1992 kritisch überprüft hatte,[4] war das „Fischerhaus" aus Vlotho nicht mehr für einen Wiederaufbau vorgesehen. Sein eingelagertes Fachwerkgefüge stand zur Disposition.

Anfang des 21. Jahrhunderts war es daher naheliegend, den Wiederaufbau im Bauernhausmuseum Bielefeld zu erwägen, wo schon ein paar Jahre zuvor erfolgreich zwei Häuser aus Detmolder Beständen unter hoher Berücksichtigung originaler Bauteile aufgestellt worden waren.[5] Dr. Heinrich Stiewe, wissenschaftlicher Referent des Freilichtmuseums, stellt am 27. April 2005 dem Museum Unterlagen über das Kleinbürgerhaus Lange Straße 32 aus Vlotho zur Verfügung und erläuterte die Bausubstanz aufgrund der Pläne von

Das Fischerhaus als „Kinderhaus" im Bauernhausmuseum Bielefeld (2020).

Helmut Richter: „Das Haus enthält eine ca. 3,90 m breite, ca. 8 m lange und ca. 4 m hohe Diele, ein zweigeschossiges Stuben-/Kammerseitenschiff links und einen kleinen Kammeranbau hinten." Die Bielefelder Museumsleiterin Dr. Rosa Rosinski machte daraufhin am 22. Juni 2005 das Bauvorhaben in Bielefeld bekannt: „Das Westfälische Freilichtmuseum Detmold hat in seinen Beständen ein Dorfhaus aus Vlotho von 1568. Es ist somit ein paar Jahre älter als unser Mölleringhof, passt sowohl zeitlich als auch regionalgeschichtlich zu unseren Gebäuden. Es bestehen also keine fachlichen Bedenken von Seiten des Westfälischen Freilichtmuseums, dass dieses Gebäude bei uns wieder aufgebaut werden kann." Bauanlass für das Gebäude bildeten weniger museumsdidaktische Überlegungen, sondern eine geplante Nutzung als Funktionsbau für Museumszwecke: Unter den jährlich 26.000 Besucherinnen und Besuchern seien, so führte Rosinski aus, „hauptsächlich Kinder (Schulklassen und Kindergartengruppen)".[6] Dafür schien das Haus aus Vlotho ideal zu sein, da von passender, d. h. mit schmalem Budget finanzierbarer Größe. Rosinski weiter: „Die Räumlichkeiten bieten genügend Fläche für eine dort arbeitende Gruppe, darüber hinaus ist Platz vorhanden für eine Küche und einen Vorbereitungsraum, im Anbau könnte noch ein Kleingruppenraum entstehen. Das Freilichtmuseum Detmold erläuterte seine Abgabebedingungen: Die Rückgabe erfolgt nur in die Herkunftsregion des jeweiligen Gebäudes; im Falle von Vlotho ins Ravensberger Land [...]. Der Wiederaufbau muss nach denkmalpflegerischen Grundsätzen erfolgen."[7]



Ansicht der linken Traufwand während des Abbaus 1969.

Der Wiederaufbau folgte einem engen Zeitplan: Ins Rollen kam das Projekt mit einem Anruf des Geschäftsführers der Bielefeld Marketing GmbH, Hans-Rudolf Holtkamp beim Geschäftsführer der Bielefelder Bauernhausmuseums gGmbH, Wolfgang Kühme am 7. Juni 2005: Der Verkehrsverein Bielefeld wolle 150.000 Euro für ein „Kinderhaus" auf dem Gelände des Bauernhausmuseums bereitstellen. Für die Co-Finanzierung des Fehlbetrags sorgte die Nordrhein-Westfalen-Stiftung für Naturschutz, Heimat- und Kulturpflege. Am 9. August 2005 lagen eine Kartierung des alten Bauholzes und eine Einschätzung über den (als überschaubar vermuteten) Umfang des zu erneuernden Holzes vor. Ein erster Spatenstich erfolgte kaum mehr als drei Monate nach der Finanzierungszusage am 24. September. Für den Bauantrag vom November 2005 zeichnete die Architektin Monika Melchior vom Immobilienservicebetrieb der Stadt Bielefeld verantwortlich; die Baugenehmigung lag im Februar 2006 vor. Realisiert wurde der Bau schließlich von 2006 bis 2007. Die Einweihung erfolgte am 23. September 2007 mit einem Kindergottesdienst, verbunden mit einer Schlüsselübergabe in Anwesenheit der Sponsoren.[8]

Der Ursprungsbau – Vorderhaus von 1568

Bei dem vielleicht durch einen Schiffer errichteten Haus handelt es sich um ein Dielenhaus von drei Fach (vier Gebinden) Länge mit linksseitigem Seitenschiff von insgesamt ca. 8,40 m Länge und 7,00 m Breite. Beim Wiederaufbau in Bielefeld war ursprünglich gemäß der vorliegenden Nummernpläne und Schadenskartierung vorgesehen, die weitestgehend vorhandene Originalsubstanz des Baugefüges und damit fast jedes der durchweg erhaltenen

Hölzer zu reparieren und einzubauen. Schließlich musste man jedoch mehr als die Hälfte der Gefügeteile durch neues Eichenholz ersetzen.[9]

Der Vordergiebel wurde 1568 als Sichtseite, aber nur mit den konstruktiv nötigen Hölzern erstellt: In der Breite besteht das Gebäude aus drei Gefachen; es gibt, soweit heute noch und durch das Aufmaß am alten Standort nachvollziehbar, zwei Riegelketten. Das linke Gefach ist breiter als die rechten beiden, hinter ihm zeichnet sich das Seitenschiff ab. Nach den Aufmaßen waren die Ständer allseits oben mit Kopfbändern verstrebt. Das Giebeldreieck kragt über kräftigen, einfach tief gekehlten, relativ schlichten Knaggen vor. Das bauzeitliche Giebeldreieck ist nicht sicher nachvollziehbar. Es ist nicht genau dokumentiert, welche Zapfenlöcher auf der Oberseite des Giebelbalkens vorhanden waren; die Rekonstruktion von Helmut Richter geht von einem Brettergiebel aus. Der ursprüngliche Türsturz ist erhalten, seine Unterkante stark abgefast und mit einem Eselsbogenprofil versehen. Die relativ schwach eingetiefte Frakturinschrift lautet „Anno Domini 1568". Später, sicherlich erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts, wurde die Wand verputzt, Fenster im oberen Wandbereich vermutlich hinzugefügt und dafür eines der Kopfbänder entfernt. Auch unten rechts wurde sicherlich erst jetzt – mit Einbauten in der Diele rechts der Eingangstür – ein großes Fenster eingesetzt. Das Giebeldreieck wurde, möglicherweise bei gleicher Gelegenheit, durch neues Fachwerk ersetzt und ebenfalls verputzt. Es bestand aus einem Rasterfachwerk mit dünnen, gleichmäßigen Hölzern. Diese Baumaßnahme scheint 1855

Während des Wiederaufbaus 2007: Der große Anteil an neu verzimmerten Hölzern ist erkennbar. Sie sind an den späteren Sichtseiten bereits dunkel gebeizt, um den Kontrast zum Altbestand abzumildern.

stattgefunden zu haben, denn an der Innenseite war diese Jahreszahl neben den Initialen „FK“ (Friedrich Kasselmann?) in den Lehm eingeritzt.

Beide Längsseiten des Gebäudes sind nach ihrem überlieferten Bestand gleich ausgeführt gewesen, jeweils mit drei fachbreiten Gefachen und allseits zum Rähm hin mit außen sichtbaren Kopfbändern verstrebten Ständern. Die zwei Riegelketten waren, wie noch heute, gleichmäßig verteilt und hatten keinerlei Unterbrechungen. Das spricht für weitgehende Fensterlosigkeit (und auch dafür, dass das Haus schon zur Bauzeit in enger Bebauung stand). Nach dem Aufmaß von Helmut Richter waren in den oberen Gefachen an vielen Stellen jeweils zwei Zwischenstiele vorhanden. Nach der fotografischen Dokumentation und auch nach dem Baubefund scheint dies aber kein durchgehendes Gestaltungselement gewesen zu sein, auch nicht zu einem späteren Zeitpunkt. An der rechten Traufwand ist nachträglich eine Außentür im hinteren Bereich der Diele eingebrochen worden.[10] Die Dachbalken sind jeweils auf das Rähm aufgelegt und mit Stufenzapfen verbunden.

Der Rückgiebel hatte eine Ständerstellung analog zum Vordergiebel, eingeteilt in drei Gefache. Auch hier wird es durchgehend an den Ständern Wandkopfbänder gegeben haben, doch ist die Dokumentation lückenhaft.[11] Die Vorkragung des Giebels scheint etwas kleinere Knaggen gehabt zu haben als am Vordergiebel. Nicht belegt ist, dass diese in ähnlicher Form wie vorne sorgfältig profiliert gewesen wären. Das Giebeldreieck ist anhand von Aufmaßen und Fotos recht klar zu interpretieren: Ursprünglicher Bestand ist eine Mittelsäule mit einer Riegelkette; in der Spitze scheint ein relativ großes Rauchloch gewesen zu

Wiederaufbau als „Kinderhaus“ im Bauernhausmuseum Bielefeld (2007).

Die ehemalige schmale, zum Weserufer abfallende Traufgasse wurde bei der Wiedererrichtung 2007 zu einer Treppe umgedeutet. Es ist zu hoffen, dass der eine oder andere Museumsbesucher daraus die ursprüngliche bauliche Situation erschließt (2016).

sein. Später, etwa im 18. Jahrhundert, wurde eine mutmaßlich vorhandene senkrechte Verbretterung durch kleinteiligeres Fachwerk ersetzt.[12]

Im Gebäudeinneren war seit der Errichtung ein linksseitiges Seitenschiff abgeteilt, das auch heute noch in seiner Grundstruktur erlebbar ist.[13] Die Wand hatte lediglich einen durchgehenden Riegel in etwa mittiger Höhe; es ist vorstellbar, dass eine weitere Brüstungsriegelkette vorhanden war. Die Lage der Zugangstür des straßenseitigen Raumes, sicherlich einer Stube, ist nicht sicher festzustellen. Es ist denkbar, dass es Zwischenständer und einen Türsturz gab, der bei Umbauten vollständig entfernt wurde. Der obere Wandbereich wies die schon außen beobachteten, allseitigen Kopfbandverstrebungen auf. Lediglich am hinteren Ständer scheint nach vorne hin kein Kopfband gewesen zu sein. Im oberen Wandbereich war sicherlich kein offenes Wandgefüge, da im Rahm eine kräftige Nut für Lehmstaken vorhanden ist.[14] Die Dachbalken waren in der Diele mit Kopfbändern zu den Ständern verstrebt.[15] Im Seitenschiff wird man im vorderen Bereich eine Stube anzunehmen haben, hinten eine offene, halbhohe Lucht von einem Fach Breite oder bereits eine abgetrennte Kammer.[16] Im hinteren Ständer scheint nachträglich ein Brüstungsriegel

eingezapft worden zu sein. Die vorgefundene, etwa mittige Teilung des Seitenschiffs wurde im Museum wiederhergestellt. Im Zwischengeschoss oberhalb der Stube wird, analog zu ähnlichen Häusern, eine Schlafkammer gelegen haben. Das fehlende Wandkopfband im zweiten Gefach könnte auf eine relativ weit hinten gelegene Zugangstür hinweisen.

Eine Besonderheit an der Dielenseite des zweiten Wandständers sind zwei Zapfenlöcher, nämlich für einen Sturzriegel und ein Kopfband. Beide zusammen deuten auf einen quer durch die Diele laufenden langen Riegel mit beidseitiger Kopfbandabstützung hin, der als wesentlicher konstruktiver Teil einer bauzeitlichen Räucherbühne anzusprechen wäre. Im dritten Fach war die Diele demnach wohl durch eine Bretterlage etwa in halber Höhe unterteilt. Nach vorne hin wird die Bühne mit senkrechten Brettern verschlagen gewesen sein.[17] Unter der Bühne ist an der Rückwand des Hauses für den ursprünglichen Zustand eine offene Feuerstelle zu vermuten. Die Einzelheiten bleiben aber Spekulation. Vergleichsbeispiele für solche Räucherbühnen sind seit dem 17. Jahrhundert aus lippischen Dörfern und Kleinstädten bekannt. Das Haus aus Vlotho überliefert damit ein sehr frühes Beispiel für eine solche Räucherbühne. Meist scheinen diese in Lippe nicht mit einer Küchenlucht kombiniert gewesen zu sein, was dafür sprechen könnte, dass auch im hier untersuchten Haus das Seitenschiff bereits vollständig von der Diele zugunsten von kleinen Räumen abgetrennt war.[18]

Im 19. Jahrhundert ließ die Familie Casselmann das Haus modernisieren. Die Diele wurde durch eine Längswand in einen mittleren schmalen Flur und ein zweites, rechtsseitiges Seitenschiff aufgeteilt.[19]

Das bauzeitliche Dachwerk setzte die klare Struktur des Wandkastens fort: Es ist wie dieser in drei Fach unterteilt, die Sparrenfüße stehen auf den Balkenenden; die Gebinde weisen je nur einen relativ hoch sitzenden Kehlbalken auf.[20] Einen Dachstuhl gab es nicht. Unterhalb der Dachdeckung saßen relativ viele, zwischen die Sparren genagelte Windrispen, die von späteren Zwischensparren überschnitten wurden. Die Dachdeckung mag von Anfang an aus Ziegeln bestanden haben.

Die Ausfachungen im gesamten Gebäude dürften im ursprünglichen Zustand aus senkrechten Staken mit Flechtwerk und Lehmbewurf bestanden haben, da an der Unterseite der Rähme eine durchgehende breite Nute für Staken vorhanden ist. Insgesamt war das kleine Dielenhaus von 1568 ein sorgfältig abgezimmerter Bau, wenngleich der Aufwand des für den Bau benötigten Holzes sich aufgrund der breiten Ständerabstände in Grenzen hielt.

Erweiterung um 1600 – Kammeranbau

Das ursprüngliche Haus scheint schon etwa eine Generation nach Erbauung nicht mehr vollständig den Ansprüchen seiner Nutzer genügt zu haben. Am Rückgiebel entstand als Erweiterung ein einseitiger Kammer- bzw. Stubenanbau. Obgleich in seiner Grundfläche mit 4,50 m Länge und 3,55 m Breite wesentlich kleiner als der Kernbau, bestand das Gefüge dieses Anbaus ebenfalls aus drei Fach bzw. vier Gebinden. Der Bauteil wurde konstruktiv weitgehend selbstständig und mit etwas Abstand hinter den Altbau gesetzt, vielleicht um etwaigen Baugrundproblemen vorzubeugen. Die Hölzer sind kräftig und an den zwei Längsseiten sämtlich unten und oben mit Fuß- und Kopfbändern verstrebt. Es gibt, wie

am Kernbau, zwei gleichmäßig verteilte Riegelketten. An der rechten (südlichen) Seitenwand war eine bauzeitliche Türöffnung vorhanden.[21] Am rückwärtigen, dem Flussufer mit Schiffslandeplatz zugewandten Giebel waren nur die Eckständer mit Fuß- und Kopfbändern versehen. Die Balkenlage im Inneren, dort mit Kopfbändern abgestützt, ist an der Außenseite durch einen langen, überblatteten Riegel zu erahnen. Unter ihm müssen drei relativ hohe und großzügige Fenster gesessen haben, die einen Ausblick auf die Weser ermöglichten. Das kleine Giebeldreieck ist auf einfach gekehlten Knaggen vorgekragt, die nur wenig anders als am Kernbau gestaltet sind. Statt der geraden Anlaufplatte am unteren Ende ist eine zweite kleine Kehle vorhanden. Die Hakenbalken sind deutlicher ausgearbeitet als am Kernbau. Das Giebeldreieck, das offenbar bauzeitlich schon in Sichtfachwerk ausgeführt war, hatte eine Mittelsäule und eine Riegelkette. Seine besonders repräsentative Ausgestaltung erhielt es durch einen über den First ragenden sogenannten Giebelpfahl, der relativ weit unten in einem Horizontalholz mit Knagge befestigt war.[22] Die Sparrenpaare standen bündig mit den Wandständern und hatten einen Kehlbalken.[23]

Aufgrund der Außentür in der rechten Längsseite, vor der aufgrund der Geländeverhältnisse eine Treppe gewesen sein müsste, dürfte der Anbau eine eigene kleine Wohn- bzw. Nutzungseinheit gebildet zu haben.[24] Nach der Zeichnung von Helmut Richter scheint auch später als Verbindungstür zwischen Vorderhaus und Anbau nur eine provisorische Öffnung bestanden haben. Unter dem Gebäudeteil befand sich ein aufgrund des abfallenden Geländes relativ hoher Kellerraum, der als Stall für Kleinvieh genutzt worden sein mag, aber auch als Lager oder für Utensilien des Schiffers.

Für den Anbau ist insgesamt eine recht hohe Qualität feststellbar, die für einen gewissen Wohlstand der Erbauer spricht. Seine Errichtung erfolgte in der baukulturellen Blütezeit des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Mit der Entscheidung, diesen so aufwendigen Bauteil zu erstellen, wies das Haus trotz seiner geringen Größe alle wesentlichen Teile eines vollständigen „Bürgerhauses" auf: nicht nur Diele mit Küchenbereich und abgetrennter Stube, sondern mit dem Anbau auch einen Bauteil, der äußerlich einem „Saal" entsprach.
Das Kleinhaus aus Vlotho gehört zur ältesten Schicht überlieferter Häuser seiner Größe. Für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts zeigt es ein relativ sparsam abgezimmertes Gefüge, das aber dennoch von guter Qualität war. Trotz der nicht optimalen Überlieferung der historischen Bausubstanz können alle wesentlichen baulichen Einzelheiten nachvollzogen werden.

---

1 Der ganze Abschnitt nach Frank Schlichting: War das „Fischerhaus" aus Vlotho ein Fischer-Haus? In: Stefan Baumeier und Kurt Dröge (Hrsg.): Beiträge zur Volkskunde und Hausforschung, 2. Aufl., Detmold 1987, S. 133–136. Die wichtigen, dort angegebenen Quellen sind: Kirchenbücher Vlotho, Eheschließung 17. 7. 1705 und weitere Einträge; Karl Grossmann: Geschichte der Stadt Vlotho. Vlotho 1971, S. 165; Kreisarchiv Herford A 1092, A 1462, A 1729, A 1731; Katasteramt des Kreises Herford, Gebäudesteuerrolle des Gemeindebezirks Vlotho 1985/96; Katasteramt des Kreises Herford, Liegenschaftsbuch, Band 1, 1867–1965.

2 LA NW, MS, Kartensammlung A 19759.

3 Stefan Baumeier: Westfälische Bauernhäuser. Vor Bagger und Raupe gerettet. 2. Aufl., Bielefeld 1983, S. 22f.

4 Stefan Baumeier: Idee und Realisation. Zur Geschichte des Westfälischen Freilichtmuseums. In: Stefan Baumeier und Jan Carstensen (Hrsg.): Westfälisches Freilichtmuseum Detmold: Geschichte – Konzepte – Entwicklung, Detmold 2002 (= Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold 14), S. 7–68, hier S. 43, 49, 64–66. Zu den grundlegenden Planungsentscheidungen des Detmolder Museums siehe auch: Heinrich Stiewe: Ein zentrales Freilichtmuseum für Westfalen. Josef Schepers und die frühe Planungs- und Aufbaugeschichte des heutigen LWL-Freilichtmuseums Detmold. In: Lutz Volmer (Hrsg.): Musealisierte Häuser. Bausubstanz, Ideologien, Gründungspersönlichkeiten. Ausgewählte Referate der 28. Jahrestagung des Arbeitskreises für ländliche Hausforschung in Nordwestdeutschland und der Interessengemeinschaft Bauernhaus e. V., 28. bis 20. März 2016 in Bielefeld, Münster 2018 (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 129), S. 137–162.

5 Der folgende Absatz nach Lutz Volmer: Das BauernhausMuseum Bielefeld. Vom Haus Meier zu Ummeln 1917 bis zur Sanierung von Olderdissens Kotten 2018. Ansprüche und Konzepte. In: Volmer 2018 (wie Anm. 4), S. 93–118, hier S. 115f. Siehe ferner Johannes Altenberend und Lutz Volmer (Hrsg.): Das Bielefelder Bauernhausmuseum 1917–2017. Ein Ort für die ländliche Geschichte (20. Sonderveröffentlichung des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg e. V.). Bielefeld 2017, S. 133.

6 Es heißt weiter: „Sie müssen bei uns oft frieren oder kommen in den kalten und nassen Monaten erst gar nicht." Das Haus soll „eine witterungsunabhängige Räumlichkeit [sein]; ein Haus für Kinder, das in unser Ambiente passt", um die „vielfältigen museumspädagogischen Angebote" unter „erträglichen klimatischen Bedingungen anbieten zu können". Und: „Ein solches Haus würde die Attraktivität unseres Museums steigern und gleichzeitig mehr Einnahmen bringen." (Akten des Bauernhausmuseums Bielefeld).

7 Museumsleiter Dr. Jan Carstensen in einem Schreiben vom 30. 11. 2005.

8 Angaben aus den Akten des Bauernhausmuseums Bielefeld.

9 Außer dem wiederaufgebauten Gebäude selbst liegt das vor dem Abbau gefertigte Bauaufmaß Helmut Richters vor, das teils den vorgefundenen Bestand, zum Teil aber auch rekonstruierte Zustände darstellt. Das Bauaufmaß bildete auch die Basis für die Nummernpläne der vom Freilichtmuseum übernommenen Bauhölzer. Ferner gibt es eine Serie von 17 Fotografien, die während des Abbaus des Gebäudes 1969 entstand. Die wichtigsten dieser Fotos sind in diesem Beitrag abgedruckt.

10 Vom Fachwerk dieser bis 1969 weithin erhaltenen Wände sind im heutigen Bestand lediglich einige Kopfbänder und Rähmstücke noch historische Originale. Aufgrund des klaren, in Vlotho vorgefundenen Befundes kann die Rekonstruktion für 1568 allerdings als gesichert angesehen werden.

11 Heute ist der Bestand weitestgehend erneuert: Ständer wie auch der Giebelbalken sind neu; der Wandständer mit Kopfbändern im Dielenbereich wurde nicht wieder eingebaut.

12 Mitteilung von Heinrich Stiewe bei der Übergabe des Hauses an das Bauernhausmuseum, undatiert (2005).

13 Von der Wand scheinen heute immerhin das Rähm und beide Wandständer erhalten zu sein, der hintere bis fast ganz unten.

14 Auf den Fotos vom Abbau sind die Lehmstaken gut zu erkennen.

15 Beim Abbau war in jedem der recht breiten Gefache ein Zwischenständer vorhanden. Ob diese bauzeitlich waren, ist nicht gänzlich ausgeschlossen, aber unwahrscheinlich.

16 Ob in dem Seitenschiff eine oder mehrere Querwände vorhanden waren, ist anhand der Gefügereste heute nicht mehr sicher festzustellen.

17 Der entsprechende Knotenpunkt an der Außenwand ist leider weder dokumentiert noch erhalten, so dass der Befund nicht völlig abgesichert ist und auch nicht final verifiziert werden kann, ob die Bühne tatsächlich bauzeitlich war.

18 Siehe dazu Heinrich Stiewe: Flett – Küchenlucht – Küche. Zum Wandel des ländlichen Herdraumes in Lippe. In: Peter Barthold u. a.: Herdraum und Küche im niederdeutschen Hallenhaus. Eine Sammlung von neun Beiträgen zu einem „klassischen" Thema der nordwestdeutschen Hausforschung, in: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 48, 2003, S. 7–126, hier S. 90–102, besonders S. 93–95. Ferner: Heinrich Stiewe: Hausbau und Sozialstruktur einer niederdeutschen Kleinstadt: Blomberg zwischen 1450 und 1870, Detmold 1996 (= Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold 13),

S. 140f; vgl. außerdem zur Situation in den größeren Städten: Fred Kaspar: Bauen und Wohnen in einer alten Hansestadt. Zur Nutzung von Wohnbauten zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert, dargestellt am Beispiel der Stadt Lemgo Münster 1985 (= Schriften der Volkskundlichen Kommission für Westfalen 28; Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 9), S. 153f.

19 Die Einzelheiten dieser Umbauten wurden beim Abbau 1969 nicht dokumentiert, da davon ausgegangen wurde, dass sie beim Wiederaufbau im Museum nicht mehr eingebaut werden würden.

20 Von den historischen Dachsparren wurde beim Wiederaufbau keiner verwendet.

21 Sie wurde in Bielefeld nicht wiederhergestellt.

22 Der Pfahl selbst war in Vlotho nicht mehr erhalten.

23 Das Giebeldreieck besteht heute noch aus originalen Hölzern.

24 Derartige Wandöffnungen könnten auch als Zugang zu einem außen an das Haus angehängten Abort gedeutet werden – was an einem Hintergebäude wie diesem durchaus in Erwägung gezogen werden kann. Da aber keine Zapfenspuren für den etwaigen Aborterker selbst registriert wurden, ist diese Interpretation wohl nicht zutreffend. Fotografisch ist dieser Wandbereich beim Abbau nicht dokumentiert worden.

Nachdem die Schiffer- und Fischersiedlung Vlotho insbesondere seit dem 16. Jahrhundert anwuchs, sind auch an den steilen Wegen des Burgbergs erste kleine Häuser errichtet worden. An der Obergstraße 6 hat sich noch ein solches Gebäude aus dem 17. Jahrhundert erhalten, das in seiner Gestalt an einen Speicherbau erinnert. Erst im 19. Jahrhundert konnten die Besitzer das Gebäude seitlich etwas erweitern (2020).

Peter Barthold

Ein Schiffer- und Handwerkerhaus von 1671 – Das Haus Lange Straße 63 in Vlotho

Untersuchungsziele und -bedingungen

Das seit langem leer stehende Haus wurde 1998 bauhistorisch untersucht.[1] Ziel war, mehr über die Geschichte des Hauses zu erfahren, die Bau-, Veränderungs- und Nutzungsgeschichte des inschriftlich 1671 datierten Vorderhauses und des jüngeren Hinterhauses zu klären.[2] Hierzu wurde das Haus vermessen und in seiner Konstruktion zeichnerisch dargestellt.[3] Um die Haus- und Besitzgeschichte zu rekonstruieren, erfolgten zudem Archivstudien im Stadtarchiv Vlotho und im Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abt. Detmold und Münster.

Ein ehemaliger Friedhof des Klosters Segensthal?

Auf der Grundlage örtlicher Traditionen wird seit langem vermutet, dass sich auf der Hausstätte ehemals ein Friedhof befunden habe. Auch Funde im Bereich der Hausstätten Lange Straße 63 und 65 wiesen auf eine derartige Nutzung des Geländes hin.[4] Danach scheint der Friedhof nicht nur Ordensschwestern, sondern auch bewaffneten Männern als

Die Lange Straße in Vlotho im Jahre 1927. Rechts Haus Lange Straße 61 von 1686 (1966 abgebrochen), links Haus Lange Straße 63 von 1671.

Das Haus Lange Straße 63 in Vlotho mit dem Hinterhaus, verfallender Zustand 2019.

letzte Ruhestätte gedient zu haben.[5] Sollte diese Interpretation zutreffend sein, dürfte es sich um einen Friedhof handeln, der zum ursprünglichen Standort des Kloster Segensthal gehörte und der daher vor der 1288 erfolgten Verlegung des Klosters entstanden sein dürfte. Das Zisterzienserinnenkloster Segensthal war 1252 oder wohl erst 1258 durch Heinrich von Oldenburg gegründet worden und hatte 1258 die bisherige (aber nun durch die Höhenburg ersetzte) Wasserburg Scure oder Schune erhalten, die wenig weiter östlich des vermuteten Friedhofs auf der Landzunge zwischen der Weser und dem darin mündenden Forellenbach gelegen hatte. Im Zuge dieser Entwicklung könnte der archäologisch nachgewiesene Friedhof angelegt worden sein, der sich damit westlich der Wasserburg auf einer steilen Hangfläche an der Westseite der Langen Straße befand und wohl die Fläche der späteren Hausstätten Lange Straße 57 bis 65 umfasst haben dürfte.

Das Kloster wurde schon nach 30 Jahren wegen der dortigen Hochwassergefahr 1288 auf einen weiter von der Weser entfernten, etwa 8 m über dem Weserniveau liegenden Platz zwischen dem Forellenbach und der Langen Straße und damit an das westliche Ende der Straßensiedlung Vlotho verlegt (die Wasserburg bzw. das darin entstandene erste Kloster wurden 1368 zerstört).[6] Dem Kloster wurde mit der Gründung die Pfarrkirche Valdorf inkorporiert. Diese wurde seitdem vom Kaplan des Nonnenklosters betreut, blieb aber noch bis zur Reformation Pfarrkirche der seit dem 13. Jahrhundert angewachsenen Stadt Vlotho.[7] Es ist weder bekannt, wie lange der erste Friedhof genutzt wurde noch, ob seit der Verlegung des Klosters mit Bau einer 1325 geweihten Kirche dort ein neuer Klosterfriedhof oder auch schon ein Gemeindefriedhof an der Klosterkirche bestanden hat. Erst 1560 wurde die ehemalige Klosterkirche zur evangelischen Gemeindekirche bestimmt. Seitdem sind dort auch Bestattungen nachweisbar. Das Friedhofsgelände ist später von den Hausstätten

Lange Straße 55 bis 65 überbaut worden. Dies muss spätestens 1639 (Haus Lange Straße 65), kann aber auch schon wesentlich früher erfolgt sein.

Haus-, Parzellen- und Besitzgeschichte

Wahrscheinlich ist das Grundstück Lange Straße 63 ehemals Teil des ersten Friedhofs von Vlotho gewesen. Das noch bis zur Ablösung 1848 jährlich an die Königliche Domäne zu zahlende Dienstgeld[8] weist das Grundstück als ehemals landesherrlichen Besitz aus, der zur Erbpacht ausgegeben war, vielleicht ein weiterer Hinweis auf die ehemalige Nutzung als Friedhof. Möglicherweise ist das Grundstück daher erstmals 1679 mit dem bis heute erhaltenen Haus bebaut worden. Wenige Jahre, 1686, hat man auch das nördlich anschließende Grundstück Lange Straße 61 (erstmals?) mit einem Haus bebaut (1966 abgebrochen).1693 ist vermutlich der Schneider („sartor") Henrich Kruckemeyer Besitzer des Hauses.[9] Ob dieser auch Bauherr war, ist nicht bekannt.[10]

1790 gehörte das Haus dem Schiffer Hermann Henrich Wiegmann,[11] der am 19. Juni 1793 starb. Wenige Wochen später, am 7. September 1793, starb auch seine Ehefrau Anna Margarethe, geb. Neuburg, die er 1743 geheiratet hatte. Danach gelangte das Haus (beschrieben als „diesseits des Ratskellers"[12]) als Erbschaft an seinen Neffen, den Bürger und Kunstdrechsler Johann Hermann Güse,[13] der möglicherweise aber schon seit 1788 in dem Haus wohnte. Güse heiratete am 14. Dezember 1788 Sophie Margarethe Rodenberg. Ihr gemeinsamer Sohn Conrad verstarb 1794 zweijährig an der Ruhr. Nachdem auch Johann Güse am 23. April 1798 mit 32 Jahren am Faulfieber (Fleckfieber) gestorben war, verkaufte seine Witwe am 21. Januar 1807 das „Wohnhaus No 85 am Brinke" an den Glasermeister Heinrich Rudolph Iburg. Zu dem Haus gehörten „weder Garten noch Hudetheil". Käufer Iburg verpflichtete sich, als Gegenleistung der Witwe Güse, „so lange solche lebe, in seinem Hause freye Wohnung zu geben und jährlich 5 rthl [...] zu bezahlen, welche jedes mahl auf Weinachten ausgezahlt werden sollten". Außerdem müsse er ihre Schulden vollständig übernehmen:[14]

1) 50 Rthl., die 1790 beim lutherischen Armenrat von dem verstorbenen „Buttgar und Schiffmann Herm. Fr. Wiegmann, welchen ihres vor 9 Jahren mit dem Tode abgegangenen Mannes Großonkel mutterlicherseits gewesen, und von dem ihr Mann das haus titulo don alionis acquirirt habe, 25 rthl und die andere Hälfte ad 25 rthl von Comparentin Ao 1799 beym Tode ihres Mannes leihbar aufgenommen".
2) 8 Rthl., die Witwe Güse beim hiesigen Schiffer Bertram Busse aufgenommen hatte.
3) Rückständige Dienstgelder von 12 Groschen. Bei Besitzwechsel war zudem ein Weinkauf von 13 Groschen und 6 Pfennig fällig.

Maler Iburg soll aus Osnabrück zugezogen sein und war in erster Ehe mit Dorothea Elisabeth Hohmanns aus Lemgo verheiratet und nach der Scheidung in zweiter Ehe seit 1808 mit Friederike Diebruch.[15] 1816 erklärte der Glasermeister Heinrich Rudolf Iburg, dass er von dem 1807 durch ihn erworbenen Haus jährlich 14 Groschen, 8 Pfennig Dienstgeld für den Hausplatz an die königliche „Domainen-Gefälle" zu entrichten habe. Den Wert des Hauses nebst Stallung und Hofraum schätzte er auf 150 Rthl., das Haus ist mit 125 Rthl. im Feuerkataster taxiert.

Die Fassade des 1671 errichteten Hauses Lange Straße 63.

Am 25. Januar 1818 starb Heinrich Rudolf Iburg mit 44 Jahren an „Leiberverstopfung". Er hinterließ seine Ehefrau Johanne Friederike, geb. Diebruch, einen Sohn aus erster Ehe und drei Söhne aus der zweiten Ehe: Johann Fried[rich] Ernst (geb. 11. 12. 1808), Christian Wilhelm (geb. 12. 7. 1810) und Johann Wilhelm (geb. 4. 6. 1817) sowie zwei Töchter. Da die mit Wohnrecht ausgestattete Witwe Güse 1818 noch lebte, ließ sie sich ihre Ansprüche aus dem Vertrag von 1807 gerichtlich bestätigen. 1823 heiratete Witwe Iburg in zweiter Ehe den Glasermeister Ferdinand Wieghaus. Daher erfolgte im folgenden Jahr ein Schichtungsvertrag mit ihren Kindern erster Ehe. 1834 verkaufte der Glaser Ferdinand Bendix Wieghaus das Wohnhaus seinem Stiefsohn, dem Glaser Friederich Iburg für 243 Thl. 1857 verkaufte der Glasermeister Friederich Iburg das Haus Nr. 85 für 675 Thl. an seinen Halbbruder, den Glasermeister Wilhelm Iburg.[16] 1878 war das Haus im Besitz vom Glaser und Anstreicher Wilhelm Iburg, 1950 vom Glaser Iburg; 1965 gehörte es Erna Iburg (deren Mann 1958 gestorben war).

Das Wohn- und Wirtschaftsgebäude von 1671

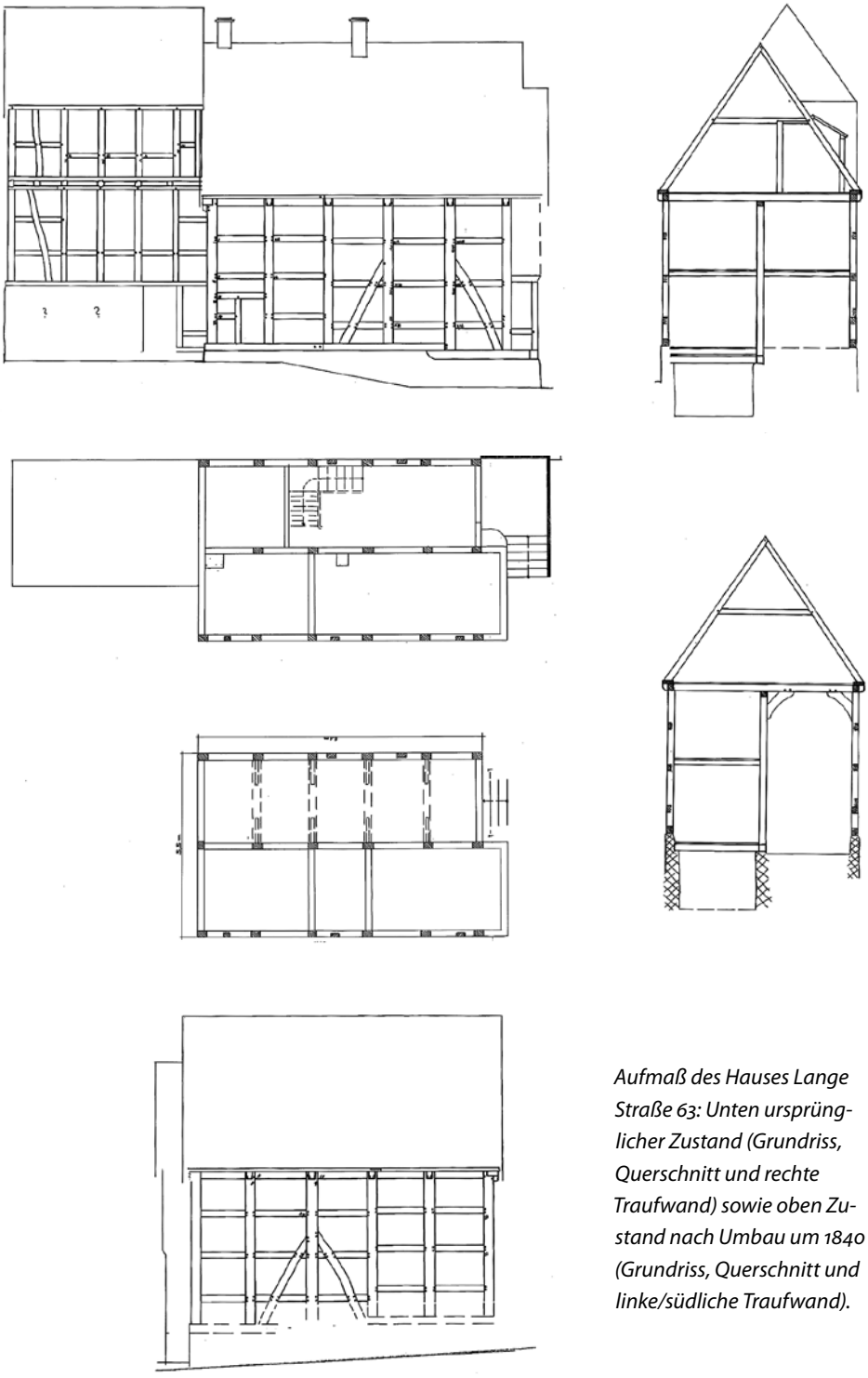
Das aus gutem Material solide verzimmerte Hausgerüst, das umfangreiche Programm an Inschriften, ergänzt um einen kleinen, ungewöhnlichen Bilderzyklus auf Füllhölzern, lässt erschließen, dass das recht kleine Haus einem zwar bescheidenen, aber dennoch

selbstständigen und wirtschaftlich soliden Haushalt dienen sollte. Bauherr des 1671 datierten Hauses dürfte daher ein Gewerbetreibender gewesen sein, der allerdings seinem Handwerk kaum in den beengten Räumlichkeiten des Hauses selbst nachgegangen sein kann. Auch scheint man dort kein Vieh gehalten zu haben. Das Haus wies kein größeres Tor auf, sodass die Diele des Hauses nicht befahrbar war. Sie scheint vielmehr wegen des ansteigenden Baugrundes nur über einen steilen Vorplatz bzw. eine Vortreppe erschlossen gewesen zu sein. Zugehörig war auf dem rückwärtig stark ansteigenden und in ganzer Breite (bis auf die Traufgassen) überbauten Grundstück wohl nur ein geringer rückwärtiger Hofraum (das Grundstück hat heute eine Größe von 91 qm). Hier wäre nur Platz für eine kleine Werkstatt oder einen kleinen Stall gewesen. Lagermöglichkeiten bot neben dem kleinen Dachboden nur der Keller unter den Wohnräumen des Hauses. Möglich ist, dass das Haus durch einen 1693 genannten Schneider, aber auch durch einen Schiffer errichtet worden ist, der seinen Lebensunterhalt also auf der nur wenige Meter hinter der anderen Straßenseite vorbeifließenden Weser fand. Ein solcher wird auch 1790 als Besitzer genannt. Ihm folgten dann ein Kunstdrechsler und danach über viele Generationen Glaser bzw. Anstreicher.

Das Gebäude ist als zur Langen Straße giebelständiges, aus Eichenholz verzimmertes Fachwerkhaus mit einer Grundfläche von nur etwa 47 qm (etwa 5,5 m Breite und 8,6 m Länge) errichtet worden. Zeitgleich mit dem Haus entstand auf der südlichen Seite des Straßengiebels eine zweistöckige Utlucht. Das über einem massiven Sockel geschossig verzimmerte Hausgerüst besteht aus sechs Gebinden mit eingehälsten Dachbalken. Die Wände sind dreifach verriegelt, wobei es direkt unter dem Oberrähm zwischen den Ständerköpfen zusätzliche Kopfriegel gibt. Die drei unteren, zweifach vernagelten Riegelketten sind dabei von Westen nach Osten mit römischen Ziffern als Abbundzeichen versehen. In den beiden westlichen Gefachen besteht zudem ein Riegelversprung. Die einfach vernagelte Kopfriegelkette unterhalb des Rähms weist abweichend eine eigene, auf die Gebinde des Hauses bezogene Zählung auf (an der Nordseite von Ost nach West).[17] Die Längsaussteifung erfolgt an der südlichen Traufe durch leicht gekrümmte Fußstreben im dritten und fünften Gefach von Westen, an der nördlichen Traufe befinden sich hingegen am vierten Ständer von Westen paarige Fußstreben. Im ersten Gefach von Westen befand sich nach den Abbundzeichen bereits bauzeitlich eine nur 1,25 m hohe Öffnung. Ob es sich dabei um eine Türöffnung oder den Zugang zu einem Aborterker handelte, muss zurzeit offen bleiben, da eindeutige Bauspuren fehlen. Die Köpfe der eingehälsten Dachbalken stehen etwa 0,15 m vor, sind unten viertelstabförmig abgearbeitet und seitlich mit Fasen versehen. Darauf ruht die rund 0,30 m breite Sparrenschwelle. Die Gefache wurden mit Lehmflechtwerk geschlossen, das Dach mit Hohlpfannen eingedeckt.

Ostgiebel

Über den der Straße zugewandten Ostgiebel lassen sich im derzeit fast völlig verputzten Zustand nur begrenzte Aussagen machen. Aufgrund der konstruktiven Einbindung in das Hausgefüge muss die südlich vorgelagerte zweistöckige Utlucht bauzeitlich sein. Haupt- und Utluchtgiebel weisen eine Reihe von Inschriften und Verzierungen auf. Auf der Giebelschwelle des Hauses heißt es: „ANNO – DER HIR GEHD AUS UND EIN LAS



Aufmaß des Hauses Lange Straße 63: Unten ursprünglicher Zustand (Grundriss, Querschnitt und rechte Traufwand) sowie oben Zustand nach Umbau um 1840 (Grundriss, Querschnitt und linke/südliche Traufwand).

DIR O HERR BEFOHLEN SEIN – 1671“ und darüber auf dem vorkragenden Riegel in der Spitze des Giebeldreiecks steht: „GOTT ALLEIN DIE EHRE“.

Auf der Giebelschwelle der Utlucht ist zu lesen: „DIS HAEUSELEIN KLEIN DER ABGUNST GROS O GOT GIB MIR DOCH DAREIN DAS TEGLICHE BRODT“ und darunter auf der Schwelle der Obergeschossvorkragung der Utlucht: „DER ENGEL DES HERRN LAGERT SICH DARUMB DIE HERR SO IHN FÜRCHTEN UND HILFT IHNEN AUS“. Unterhalb der letzten Inschrift befinden sich zwischen den profilierten Stichbalkenköpfen drei beschnitzte Füllbohlen, die auf den ersten Blick in feiner Weise mit verschlungen Ornamenten in manieristischen Formen beschnitzt zu sein scheinen. Es handelt sich allerdings um verschlüsselte Darstellungen mit einem inhaltlichen Konzept: „Links sieht man 2 Schlangen, die mit einem Ring aneinandergefesselt sind. In der Mitte ist diese Fesselung gesprengt und die Schlange wendet sich nach rechts, wo auf der rechten Bohle eine Weinranke mit Weinlaub und Trauben dargestellt ist. Es ist dies eine sehr seltene symbolhafte Darstellung aus dem christlichen Gedankengut: Der Mensch ist von Sünde umgeben und verstrickt. Die Fesseln werden aber gesprengt durch den Glauben, der ihn zum geordneten Weinberg Gottes führt, in dem er sich geborgen und behütet wissen kann.“[18]

Westgiebel

Der ursprüngliche Zustand des (rückwärtigen) Westgiebels ließ sich aufgrund der Umbauten (auf zwei Drittel der Breite vorgesetzter Flügelbau, jüngere Fenstereinbauten, Verputz) nur zum kleinen Teil erkennen. Es ist von drei, zweifach vernagelten Riegelketten und einer Aussteifung durch Kopfbänder und Fußstreben an den Eckständern (am südwestlichen Eckständer z. T. erhalten) auszugehen. Das Giebeldreieck kragte über Stichköpfen vor und war ursprünglich wohl verbrettert.

Das Innere des Hauses wird von einer mittig unter dem First stehenden Längswand bestimmt, die in gleicher Weise wie die beiden Traufwände Teil des konstruktiven Systems ist. Entlang der Nordseite wies das Haus eine 2,45 m breite und etwa 4,70 m hohe Diele auf, wobei die Dachbalken mit den Ständern beider Längswände durch Kopfbänder verbunden sind. Südlich der Längswand ist das Haus hingegen zweigeschossig verzimmert, wobei die Balken der Zwischendecke in die Ständer gezapft sind. Das Erdgeschoss hat eine lichte Höhe von 2,20 m, das Obergeschoss von nur 1,90 m. Dieser 2,50 m breite Wohnbereich ist auf der gesamten Hauslänge mit einem Balkenkeller versehen, der bis unter die Utlucht reicht. Im Erdgeschoss gab es vorne eine 3,90 m lange Stube und daher einen nur ein Fach langen Raum; seine Funktion ist nicht erkennbar, aber als Schlafkammer denkbar. Dahinter folgt ein weiterer 3,1 m langer Raum, der zudem die bereits erwähnte Öffnung zur südlichen Traufwand aufwies. Da auch die Lage der ursprünglichen Feuerstellen in dem bislang verputzten Inneren nicht zu klären sind, bleibt die Funktion der Räume bislang nicht genau bestimmbar. Bei dem rückwärtigen Raum könnte sich um eine Küche gehandelt haben, zunächst wahrscheinlich noch mit einem offenen Herdfeuer vor einer nicht mehr nachweisbaren Feuerstelle. Das über den vorderen Räumen befindliche Zwischengeschoss nahm nur niedrige Kammern auf, während die rückwärtige Küche möglicherweise zunächst keine Zwischendecke aufwies.

Die wohl beim Umbau um 1835 eingebaute Haustür (2019).

Um 1834 – Modernisierung und Erweiterung

Erweiterung durch ein Hinterhaus

Bis um 1834 hatte das Haus wohl keinen rückwärtigen Anbau. Der 1826 erstellte Urkatasterplan zeigt das Haus in diesem Zustand. Erst kurz danach hat man ein südlich um 1,70 m eingezogenes Hintergebäude von 5,70 m Länge und 3,80 m Breite errichtet. Eine 1878 angelegte Wertermittlung des Anwesens[19] vermerkt, dass „das Hinterhaus […] jetzo 45 Jahre alt ist". Es dürfte daher wenige Jahre nach Erstellung das Urkatasters in den Jahren um 1833 entstanden sein. Naheliegend ist, dass der Anbau (mit Umbau bzw. Modernisierung des Hauses) im Zusammenhang mit seiner Übertragung an den Erben Friederich Iburg im Jahre 1834 erfolgte. Der Anbau nahm in jedem Stockwerk wohl nur einen Raum auf, der jeweils vom Vorderhaus aus erschlossen wurde: Das massive, halb in den Hang eingetiefte Sockelgeschoss dürfte nicht Wohnzwecken, sondern als Werkstatt (des Hausbesitzers, eines Glasers und Anstreichers) gedient haben. Darüber gab es jeweils einen größeren und gut belichteten Wohnraum, wobei der obere nur über den Dachboden des Vorderhauses zugänglich war.

Zur Ermittlung eines fiktiven Wiederaufbauwertes wurde das dreigeschossige Gebäude 1878 in 20 einzelnen Positionen (ohne Ausstattung) taxiert. Das wohl zu Wirtschaftszwecken

Vorkragung am Giebel der Utlucht mit bemerkenswerten Schnitzereien und Inschrift darüber (verfallener Zustand 2019).

genutzte Erdgeschoss bestand aus „Bruchsteinmauerwerk", während die beiden oberen Stockwerke Außenwände aus „Eichenholz, von Innen verputzt [...] von außen die Wände übergezogen" waren. Zumindest das Hinterhaus war also schon zu dieser Zeit, wie auch noch heute, ganzflächig verputzt: Über dem Sockel gibt es zwei getrennt von Fachwerk verzimmerte Stockwerke. Das untere ist höher und zweifach verriegelt, das obere niedriger und nur einfach verriegelt. Die Aussteifung des Gerüsts erfolgt mit Schwelle-Rähm-Streben. Das Dachwerk besteht aus sieben, auf den aufgelegten Dachbalken stehenden Sparrengebinden mit einer Kehlbalkenlage. Das Giebeldreieck des Rückgiebels bestand nach der Baubeschreibung von 1878 aus „Eichenholz" und war mit Steinen ausgemauert.

Vom Erdgeschoss führte 1878 eine „schlichte Hofthür 2,2 m hoch 0,8 m Breit mit Beschlag" für 10 Mark in den Hof. Außerdem befanden sich im Hinterhaus eine „schlichte Thür" für 7 Mark und zwei „Tannene Stubenthüren mit 2 Füllungen mit Beschlag Futter und Bekleidung" für jeweils 24 Mark. Im ersten Obergeschoss befanden sich vier „vierflügeliche Fenster [drei davon an der Südseite] mit Beschlag Glas und Anstrich" für jeweils 27 Mark. Im zweiten Obergeschoss gab es „vier zweiflügeliche Fenster" (ebenfalls ursprünglich drei davon an der Südseite), die 1,1 x 0,9 m groß waren und mit Beschlag, Glas und Anstrich jeweils zu 12 Mark gerechnet wurden. Im zweiten Obergeschoss sind sämtliche dieser bauzeitlichen Zargenrahmenfenster mit schmalem Mittelpfosten erhalten geblieben.

Umbau des Vorderhauses

Im Zusammenhang mit dem um 1834 neu angebauten Hinterhaus wurde das Vorderhaus umgebaut. Spätestens zu diesem Zeitpunkt hatte man die hohe Diele durch Einbau einer Zwischendecke zweigeschossig aufgeteilt, sodass unter Einbeziehung des bisherigen Zwischengeschosses über dem südlichen Räumen nun eine durchgehende erste Etage entstand. Im Zusammenhang mit dem inneren Umbau dürfte das ganze Haus neue Fenster und Türen erhalten haben. Sie sind zum großen Teil noch bis heute erhalten, darunter auch die zweiflügelige Haustür mit verglastem Oberlicht; sie zeugen vom Handwerk das der Hausbesitzer ausübte. Zusammen mit dieser Neugestaltung dürfte ein Verputz des Fachwerks an der Fassade verbunden gewesen sein (der auch für die nicht verdeckten Teile des Hinterhauses 1878 beschrieben wird), wobei man davon allerdings einzelne Hölzer aussparte. Die beschnitzten Teile und insbesondere die Inschriften sollten also bewusst weiterhin lesbar sein; sie dürften – als weiteres Zeichen der handwerklichen Fähigkeiten des Hausherrn als Maler – farbig gefasst gewesen sein. Auch die ältesten Fotografien des Hauses aus der Zeit um 1910 zeigen eine solche differenzierte Gestaltung der Fassade,[20] die zu dieser Zeit als eher ungewöhnlich anzusehen ist.

Das Haus Lange Straße 63 um 1940: Kurz zuvor hatte man im Zuge des Straßenausbaus die Treppe vor dem Haus abgebrochen und danach die alte Haustür (bei Verlängerung des Oberlichts) tiefergesetzt.

Zur Erschließung des neu geschaffenen Obergeschosses diente seitdem eine einläufige, viertelgewendelte Treppe mit durchgesteckten Stäben in den Geländern. Zur besseren Bewohnbarkeit der neu entstandenen, allerdings recht niedrigen Zimmer entfernte man sämtliche Kopfbänder zum Dachbalken.[21] Vom Obergeschoss aus gelangte man in den großen Wohnraum des Hinterhauses sowie über eine (heute nicht mehr erhaltene) Treppe in das Dachgeschoss. Dort wurde wohl zeitgleich mit dem Hinterhaus, diesem nördlich vorgelagert, eine kleine, 1,6 m breite und etwa 3,5 m lange Kammer eingebaut. Belichtet wurde diese Kammer durch eine Gaube auf der nördlichen Dachseite, die ebenso wie ein Teil der bauzeitlichen glasverbleiten Fenster noch erhalten ist. Durch eine Tür im Rückgiebel des Vorderhauses gelangte man zudem in das zweite Obergeschoss des Hinterhauses.

Umbauten und Modernisierungen im 20. Jahrhundert

Das Haus wurde bis nach 1990 kaum mehr verändert, lediglich der Fassadenanstrich wurde 1953 und 1966 erneuert.

Nach längerem Leerstand und einem Besitzwechsel begann der neue Eigentümer 1994/95 mit einem Umbau des Hausinneren, um es nach modernen Wohnvorstellungen einzurichten: Im Erdgeschoss wurden fast alle Innenwände entkernt, zum Teil auch entfernt und neu ausgemauert. Zur Schaffung einer größeren Kopffreiheit zwischen den Dachbalken im niedrigen Obergeschoss des Vorderhauses, entfernte man die bauzeitliche Dielung auf den Dachbalken. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der wohl zeitgleich mit dem Hinterhaus erfolgte Kammereinbau im Dachgeschoss sowie die Treppe des 19. Jahrhunderts zum Dachboden beseitigt. Ebenfalls abgebrochen wurden die beiden Schornsteine im südlichen Seitenschiff. Außerdem wurde der Keller ausgekoffert und mit einer Betonplatte versehen. Danach wurden allerdings die Bauarbeiten eingestellt, sodass das Haus bis heute in diesem Zustand verblieben ist.

---

1 Die Untersuchung erfolgte am 20. und 21. August 1998 durch Peter Barthold bei der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen. Auf dieser Untersuchung basieren die Zeichnungen, Fotos und Texte für den vorliegenden Beitrag.

2 Aus dem Hinterhaus wurde hierbei auch eine Holzprobe für eine dendrochronologische Untersuchung entnommen, die jedoch aufgrund der geringen Anzahl der Jahrringe nicht datierbar war. Außerdem konnten zwei Proben der abgängigen Tapezierung aus dem zweiten Obergeschoss vom Hinterhaus entnommen werden, die die erste Deckenbemalung (auf der Rückseite einer jüngeren Tapete) und die wohl erste Tapezierung des Zimmers belegen.

3 Ziel der bauhistorischen Untersuchung war es nicht, die erheblichen Verformungen des Vorderhauses durch ein verformungsgerechtes Aufmaß darzustellen. Dennoch konnten insbesondere auf der Grundlage dieser Verformungen Beobachtungen zu teilweise bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückreichende Schadensursachen gemacht werden. Aufgemessen und gezeichnet wurden der Bestand, idealisiert ohne Verformungen, im Maßstab 1:50 auf Millimeterpapier vor Ort durch den Unterzeichner: 1) die südliche Traufe (Vorder- und Hinterhaus), 2) die nördliche Traufe (nur Vorderhaus, da das Hinterhaus nicht zugänglich und verputzt), 3) Westgiebel (Teilansicht des Vorderhauses), 4) Querschnitt durch das Vorderhaus, 5) Grundriss vom Erdgeschoss. Fenster und Türen wurden nicht aufgemessen, allerdings durch Farbdias dokumentiert. Auf ein Aufmaß des Straßengiebels wurde verzichtet, da dieser zum größten Teil verputzt und somit über ein Foto hinausgehende Bauinformationen (mit Ausnahme

der Maße) nicht zu erwarten waren. Der Rückgiebel des Hinterhauses konnte nicht untersucht werden, da dieser nur über ein heute dem Nachbarn zugehörendes Grundstück zugänglich ist.

4 Bereits 1888 schrieb Heinrich Harland zum Klosterfriedhof, dieser sei „wahrscheinlich dort vorhanden gewesen, wo jetzt die Häuser des Glasermeisters Iburg Nr. 85 und des Gastwirts Götte Nr. 87 liegen. Bei dem in diesem Jahre erfolgten Abbruche des ältesten Teiles des letzteren, der nach einer an demselben angebracht gewesenen Inschrift 1639 erbaut worden ist, fanden sich in der Erde des bebaut gewesenen Platzes noch verschiedene menschliche Knochenüberreste vor, unter andern auch ein Teil von einem Kinnbackenknochen mit noch gut erhaltenen Zähnen. Solche Funde sollen auch schon früher und zwar auf anderen Stellen in der Nähe der genannten Häuser gemacht worden sein." (Heinrich Harland: Geschichte der Herrschaft und Stadt Vlotho nebst Chronik der Schule daselbst, Vlotho 1888, S.103).

5 Otto Reeker schrieb 1931: „Wo heute das Haus Iburg (Lange Straße 63) steht, soll früher der Friedhof des Klosters Segensthal sich befunden haben. Es wird erzählt, dass vor ungefähr 60 bis 70 Jahren im hinteren Teil des Hauses bauliche Veränderungen vorgenommen wurden. Bei den Grabungen stieß man u. a. auf einen Sarg, der einen Schädel und Knochenreste enthielt. Diese wurden auf dem jetzigen evgl. Friedhofe beigesetzt. Die Stätte dürfte aber wohl nicht mehr aufzufinden sein. Bei weiteren gelegentlichen baulichen Veränderungen fand man neben Knochenresten noch alte Waffen (Lanzen u. dergl.). – Der Friedhof dürfte gewissermaßen am Berge angelegt sein, um vor dem Hochwasser der Weser geschützt zu sein." (Otto Reeker: Schöne alte Häuser in Vlotho. Zeugen vergangener Zeiten – Farbe im Stadtbild. In: An der Weserpforte. Heimatgeschichtliche Beilage des Bad Oeynhausener Anzeigers und Tageblatt, 5. Jg., 1931, Nr. 10, S. 197–202).

6 Manfred Kluge: Über die Entstehung Vlothos. In: Geschichtslehrpfad Vlotho. Wege in die Vlothoer Vergangenheit, Bielefeld 1998, S. 113–122, hier S. 117–119.

7 Zur Geschichte des Klosters siehe Karl Großmann: Geschichte der Stadt Vlotho, Vlotho 1971, S. 74–82.

8 Die Ablösung des jährlichen Dienstgeldes erfolgte gegen eine einmalige Zahlung von 6 Rthl., 7 Sgr., 6 Pfennig.

9 LA NW, MS, KDK Minden 1003. Der Schneider („sartor") Henrich Krückemeyer wird Ende des 17. Jahrhunderts mehrmals genannt. Er war verheiratet mit Susanne […] Arning (Pfarrarchiv St. Stephan, Vlotho).

10 Das Haus trug 1705 wohl die Nummer 102, seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dann die bis 1910 gültige Adresse Vlotho Nr. 85.

11 Er wurde am 21. Januar 1715 als zweiter Sohn des Schneiders („sartor") Hans Ludowig Wichmann und seiner 1707 geheirateten Frau Anna Margarethe Dering geboren (Pfarrarchiv St. Stephan, Vlotho).

12 Ehemals das Gebäude Lange Straße 53.

13 Der Bürger und Schiffmann Johann Ludolph Wiegmann/Wichmann (24. 3. 1708–15. 05. 1793) war der ältere Bruder des Hermann Henrich Wiegmann. Er heiratete am 20. 6. 1734 Anna Ilsabein Nienburg (deren jüngere Schwester heiratete 1743 den jüngeren Bruder des Bräutigams). Aus dieser Ehe ging die Tochter Christine Ilsabein Wiegmann hervor, die am 1. Juni 1762 Johann Bertram Güse, Sohn des Johann Henrich Güse heiratete (Pfarrarchiv St. Stephan, Vlotho).

14 LA NW, OWL, D 23 B, Nr. 54188 (Grundakte Vlotho, Vol. 2, Fol. 28).

15 Pfarrarchiv St. Stephan, Vlotho.

16 LA NW, OWL, D 23 B, Nr. 54188 (Grundakte Vlotho, Vol. 2, Fol. 28).

17 Die Kopfriegel dürften demnach weniger der Gestaltung gedient haben, sondern wohl der Stabilisierung im Zusammenhang mit der Aufrichtung des Hausgerüstes (das aussteifende Längsrähm konnte erst nach Aufrichtung aller Gebinde erfolgen). Zudem ermöglichten sie eine Ausfachung oder den Einbau von Fenster ohne Nutzung des Wandrähms.

18 Hinweis Dr. Ulrich Mals, Vlotho, in einem Schreiben an die Stadtverwaltung Vlotho 1987.

19 Stadtarchiv Vlotho, Akte 712.

20 Das Nachbarhaus Lange Straße 61 war zu dieser Zeit ohne Verputz der Fachwerkhölzer, wobei dort ebenfalls die Inschriften farbig abgesetzt waren.

21 Diese Maßnahme, eine massive Schwächung des Querverbandes, dürfte in ihrer Auswirkung wesentlich zur Schieflage des Hauses beigetragen haben.

Hubertus Michels und Heinrich Stiewe

Ein Behelfsheim aus Holzhausen (Bad Salzuflen) auf dem Weg ins LWL-Freilichtmuseum Detmold

Im Garten eines Fachwerkhauses in Holzhausen (Stadt Bad Salzuflen, Kreis Lippe) stand bis 2019 eine unauffällige „Bretterbude" mit Schornstein und flachem Pappdach, zuletzt von einem Rosenstrauch romantisch überwuchert und in langsamem Verfall begriffen. Dieses unscheinbare Holzgebäude war kein gewöhnliches Gartenhaus, sondern die Eigentümer konnten sich noch erinnern, dass es sich um ein sogenanntes Behelfsheim zur Unterbringung von „Ausgebombten" handelte. Als ein seltenes erhaltenes Beispiel dieser bescheidenen Notbehausungen, wie man sie ab 1943 in großer Zahl errichtet hatte,[1] wurde das frühere Behelfsheim am 13. Juni 2019 vom LWL-Freilichtmuseum Detmold übernommen. Nach umfassender fotografischer und zeichnerischer Dokumentation haben die Gebäuderestauratoren des Museums den kleinen Holzbau noch im Juni und Juli desselben Jahres behutsam abgetragen, in einzelne Wandteile zerlegt und im Freilichtmuseum sicher eingelagert. Restaurierung und Wiederaufbau sind in den nächsten Jahren geplant.

Behelfsheime, Baracken und Nissenhütten – Bauzeugnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit im Freilichtmuseum

Die Erhaltung von ausgewählten baulichen und materiellen Zeugnissen aus den Zeiten des Nationalsozialismus, des Zweiten Weltkrieges und der Nachkriegszeit gehört mittlerweile zu den Aufgaben nicht nur der Denkmalpflege, sondern auch der Freilichtmuseen. Schon

Unter einem Rosenstrauch verborgen: Das Behelfsheim in Bad Salzuflen-Holzhausen vor dem Abbau durch das Freilichtmuseum (2016).

Das Behelfsheim im Garten (um 2003).

1989 präsentierten das Westfälische Freilichtmuseum Detmold und das Kulturgeschichtliche Museum Osnabrück gemeinsam die Sonderausstellung „Zeichen der Not. Als der Stahlhelm zum Kochtopf wurde". Damit nahm man erstmals die „Nachkriegskultur" in den Blick, die von beengten Wohnverhältnissen und vielfältiger Improvisation durch Wiederverwendung oder Zweckentfremdung von Gegenständen geprägt war.[2] In den letzten Jahren wurden von mehreren Freilichtmuseen verschiedene Notunterkünfte wie Behelfsheime, Baracken oder „Nissenhütten" übernommen, die das prekäre Alltagsleben von Evakuierten oder Vertriebenen noch während des Krieges und in der frühen Nachkriegszeit besonders eindringlich dokumentieren.[3] So besitzt das Fränkische Freilandmuseum Bad Windsheim inzwischen zwei Behelfsheime und ein weiteres steht im Schwäbischen Bauernhofmuseum Illerbeuren; das LVR-Freilichtmuseum Kommern hat ein Doppelbehelfsheim für einen künftigen Wiederaufbau eingelagert.[4] In Milte (Kreis Warendorf) plant der örtliche Heimatverein, ein erhaltenes und in die Denkmalliste eingetragenes Behelfsheim „in situ", also an Ort und Stelle, zu musealisieren.[5] Hölzerne Baracken für Dienstpflichtige des Reichsarbeitsdienstes (RAD), zu Beginn der NS-Herrschaft in vielen Orten errichtet und später häufig zur Unterbringung von Zwangsarbeitern und/oder Flüchtlingen genutzt, wurden ins Hohenloher Freilandmuseum in Schwäbisch Hall-Wackershofen und ins LVR-Freilichtmuseum Lindlar transloziert.[6] Sogenannte Nissenhütten, also Notunterkünfte aus Wellblech mit charakteristischem, halbkreisförmigem Querschnitt, können im LVR-Freilichtmuseum Kommern und im Freilichtmuseum am Kiekeberg (Landkreis Harburg) besichtigt werden.[7] Schließlich fanden auch zwei aktuelle Beispiele für moderne Flüchtlingsunterkünfte ihren Weg ins Freilichtmuseum – so zeigte das LWL-Freilichtmuseum Detmold schon 2000 in seiner Sonderausstellung „ZimmerWelten" zwei Wohncontainer

für Asylbewerber aus Paderborn, und im LVR-Freilichtmuseum Kommern wurde ein Übergangswohnheim von 1991 aus Opherten (Kr. Düren) wiederaufgebaut.[8]

Historischer Hintergrund – Der Bau von Behelfsheimen ab 1943

Durch die verstärkte alliierte Bombardierung deutscher Städte im Verlauf des Zweiten Weltkrieges war das NS-Regime gezwungen, in kurzer Zeit massenhaft Notunterkünfte für große Teile der Bevölkerung aus „luftkriegsbedrohten" oder bereits zerstörten Großstädten zu schaffen. Neben der Zwangseinquartierung in Privathäusern oder auf Bauernhöfen begann man ab 1942 mit Planungen zu sogenannten „Behelfsunterkünften für Bombengeschädigte".[9] Nach längeren Kompetenzstreitigkeiten wurde Robert Ley als Leiter der „Deutschen Arbeitsfront" und „Reichskommissar für den sozialen Wohnungsbau" von Hitler mit dem Bau von Behelfsheimen beauftragt. Durch einen „Führererlass" vom 9. September 1943 wurde das „Deutsche Wohnungshilfswerk" (DWH) gegründet, das unter der Leitung von Ley den Bau von Behelfsheimen vorantreiben sollte.[10] Zuvor hatte der Architekt Ernst Neufert im Auftrag von Rüstungsminister Albert Speer den Bau von ganzen Siedlungen mit zweigeschossigen, barackenähnlichen Wohnblocks aus vorgefertigten Holzbauteilen geplant, was aber an fehlenden Material- und Arbeitskapazitäten scheiterte. Dagegen setzten Robert Ley und das DWH ab Herbst 1943 auf kleine, laubenartige Behelfsheime, die nach standardisierten Typenentwürfen von Firmen vorgefertigt, aber auch von Bauhandwerkern oder Privatleuten in Eigenleistung erstellt werden konnten. Dazu ließ das DWH durch den Architekten Hans Spiegel einen „Reichseinheitstyp" für ein Behelfsheim entwickeln: [11]

„Aufbauanweisung für das DWH Behelfs-Heim (in Holz) Typ DWH 1001" von 1943, Titelseite.

Spiegel entwarf ein kleines Gebäude mit Pult- oder Satteldach als extrem reduzierte Form eines Kleinsiedlerhauses mit nur zwei Räumen zum Wohnen und Schlafen und einem kleinen Windfang hinter dem Eingang. Mit einer Wohnfläche von etwa 4,1 x 5,1 Metern (ca. 21 qm) war das Gebäude eher eine „Wohnlaube", also eine bewohnbare Gartenlaube, zu der „mindestens 200 qm Garten" gehören sollten.[12]

Nach dem für den Behelfsheimbau verantwortlichen „Reichswohnungskommissar" Robert Ley wurden diese spartanischen Notbehausungen im Volksmund als „Leybuden", „Leylauben" oder gar „Ley'sche Hundehütten" verspottet.[13]

Ein Behelfsheim dieser Art konnte aus verschiedenen Materialien wie Backsteinen, Holz und Lehm oder auch aus Altmaterial gebaut werden. Um den Bau von Notunterkünften nach diesem Musterentwurf in breiten Bevölkerungskreisen zu propagieren, gab das DWH ein farbiges Faltblatt und mehrere in volkstümlicher Sprache geschriebene „Behelfsheim-Fibeln" mit comicähnlichen Illustrationen heraus.[14] Darüber hinaus standen detaillierte technische Anleitungen zum Selbstbau in Eigenleistung zur Verfügung.[15] Hölzerne Behelfsheime nach dem „Reichseinheitstyp" des DWH wurden vielfach von lokalen Sägewerken oder Zimmereien in serieller Holztafelbauweise vorgefertigt und als Bausätze vertrieben, wie das vorzustellende Beispiel aus Holzhausen bei Bad Salzuflen zeigt.

Der Musterentwurf des DWH galt ab dem Herbst 1943 als offizielle Planungsgrundlage für den Behelfsheimbau, doch entstanden auch vielfältige individuelle, davon abweichende Lösungen.[16] Zum Bau von Behelfsheimen für „Luftkriegsbetroffene" waren Städte und Gemeinden, Firmen und Privatpersonen aufgerufen. Sogenannte Baukarten, die von den Gemeinden ausgegeben wurden, ersetzten eine Baugenehmigung und berechtigten den Erbauer zum Abruf eines verlorenen Baukostenzuschusses von 1700 RM pro Gebäude. Trotz dieser öffentlichen Förderung und massiver Propaganda durch das DWH blieb der Bau von Behelfsheimen weit hinter den hochgesteckten Erwartungen der NS-Machthaber zurück. Grobe Schätzungen gehen davon aus, dass bis Kriegsende reichsweit „deutlich unter 100.000" Behelfsheime gebaut wurden.[17]

Das Behelfsheim auf der Heerserheide bei Holzhausen

Auch in Lippe, einer ländlichen Region in Ostwestfalen, die vergleichsweise wenig vom Bombenkrieg betroffen war, entstanden zahlreiche Behelfsheime für „Luftkriegsbetroffene" durch Umnutzung von Reichsarbeitsdienst- oder Wehrmachtsbaracken, nach individuellen Bauplänen oder den Musterentwürfen des DWH.[18] Im März 1944 hatte der NSDAP-„Beauftragte für den Behelfsheimbau" beim Kreisbauamt in Detmold dem „Kreis Lippe" (der NSDAP, also den damaligen Landkreisen Detmold und Lemgo) „105 Behelfsheime (Einzelbauten) in Holzbauweise Type 1000 zugewiesen".[19] Von diesem Kontingent musste die Stadt Bad Salzuflen vier Stück aufstellen und dazu einen Antrag mit Lageplan einreichen; die vier Holzhäuser wurden noch im März/April 1944 an der Straße Am Fischerskamp an der Bahnlinie nach Herford errichtet.[20] Die Nachbarstadt Schötmar musste anscheinend auch vier Behelfsheime übernehmen, die am dortigen Sportplatz aufgestellt wurden und noch auf einem Foto von 1953 zu sehen sind.[21] Darüber hinaus entstanden in Bad Salzuflen und Schötmar vor und auch nach 1945 zahlreiche Notunterkünfte auf Initi-

Behelfsheime vom Typ DWH 1001 am Sportplatz in Schötmar bei Bad Salzuflen (1953).

ative von ortsansässigen Firmen und Privatleuten, nach den Plänen des DWH oder auch nach eigenen Entwürfen.[22]

Auch in vielen lippischen Dörfern wurden einzelne Behelfsheime von Gemeinden, Firmen oder Privatpersonen errichtet; ein Beispiel ist das hier vorzustellende Gebäude aus Holzhausen bei Bad Salzuflen. Historische Fotos aus den 1950er-Jahren zeigen die ursprüngliche Situation: Das damals noch bewohnte Behelfsheim stand neben der Leibzucht (Altenteilerhaus) einer im frühen 17. Jahrhundert gegründeten Kötterstätte (Kleinbauernstelle) auf der Heerser oder Sylbacher Heide bei Holzhausen. Erstmals wurde die spätere Stätte Holzhausen Nr. 16 in einer Hebeliste von 1614 erwähnt; Inhaber war der Klein- oder Straßenkötter Cord Scheiper oder Scheffer.[23] Das erhaltene Altenteilerhaus der Stätte ist ein kleiner Dreiständerbau mit wetterseitiger Kübbung von 1664 und einem Backsteinhinteranbau von 1894; das Wohnhaus ist ein etwas größerer Vierständerbau wohl des späten 17. Jahrhunderts mit größtenteils massiv erneuerten Außenwänden. 1883 wird Wilhelm Scheiper als Eigentümer genannt; im „Adressbuch für das Fürstenthum Lippe“ von 1901 erscheinen der Landwirt Wilh[elm] Arnsmann als Besitzer sowie der Arbeiter Wilhelm Meier und der Knecht Wilhelm Sander als weitere Bewohner. Während des Zweiten Weltkrieges gehörte die Stätte Holzhausen Nr. 16 dem Landwirt und Maurer Heinrich Arensmann, der erstmals im Adressbuch von 1926 genannt wird.[24] Arensmann war Mitglied der NSDAP und am 27. April 1933, kurz nach der der nationalsozialistischen Machtübernahme, zum zweiten Vorsitzenden des örtlichen Gemeinderates gewählt worden. Zuvor hatten die Nationalsozialisten den bisherigen Gemeindevorsteher, den Maurermeister Ruthe, am 31. März seines Amtes enthoben und die drei sozialdemokratischen Gemeinderatsmitglieder legten am 7. Juni ihre Mandate nieder.[25] Obwohl es keine jüdischen Einwohner in Holzhausen

Behelfsheim, Ansicht von Süden. Rechts ist das Altenteilerhaus von 1664 auf der Kötterstätte Arensmann, Holzhausen Nr. 16, bei Bad Salzuflen zu sehen (um 1950).

gab, hielt es der Gemeinderat 1935 für notwendig, eine „Ortssatzung zur Judenfrage" zu erlassen.[26]

Nach knappen Notizen in den Holzhauser Gemeinderatsprotokollen wurde erstmals am 20. März 1943 über das „Unterbringen von Bombengeschädigten" beraten, aber erst am 30. Januar 1944 fasste man den Beschluss, ein Behelfsheim und den „Ausbau von Notwohnungen" zu fördern. Am 26. März 1944 beschloss der Gemeinderat unter Vorbehalt: „Die Errichtung der Behelfsheime wird vorgenommen, wenn die Verhandlung des Bürgermeisters mit der Regierung geklärt ist." [27] In der Holzhauser Ortsgeschichte von 1991 heißt es, im März 1944 seien „die ersten Behelfsheime angeschafft (worden), um Opfer des Bombenkrieges aus dem Ruhrgebiet in Holzhausen unterzubringen."[28] Tatsächlich wurden im Frühjahr 1944 zwei Behelfsheime vom „Typ DWH 1001 mit Aborten 1010" bei der Firma Heinrich Tappe, einer Zimmerei mit Sägewerk und Holzhandlung in Blomberg, gekauft und abgeholt.[29] Eines dieser Behelfsheime ist das erhaltene Gebäude auf der früheren Stätte Arensmann Nr. 16; der Aufstellungsort des zweiten Behelfsheims wäre noch zu ermitteln. Der in der Gemeinderechnung angegebene Preis von 3400 RM für die beiden Holzbauten entspricht genau dem vom Deutschen Wohnungs-Hilfswerk festgesetzten Baukostenzuschuss von 1700 RM pro Behelfsheim. In seiner Bauform entspricht das erhaltene Gebäude auf der Heerserheide dem „Reichseinheitstyp 1001" des DWH, wie er seit Herbst 1943 propagiert wurde; der zugehörige, ebenfalls von Tappe gelieferte Abort vom Typ „DWH 1010" ist nicht erhalten.[30]

Heinrich Tappe
Inh.: Heinrich und Ernst Tappe
Zimmerei - Sägewerk - Holzhandlung
Fernruf 100
Bankkonten: Stadtsparkasse Blomberg
Volksbank Blomberg
Erfüllungsort für Lieferung und Zahlung ist Blomberg (Lippe)
RBNr. 0/9458/0037

gegr. 1886 (21) Blomberg (Lippe), den 6. 7. 1944

An die
Gemeindeverwaltung
in Holzhausen b/Saylbach i/L.

Wir bitten hiermit höflichst, uns beifolgende Empfangsbescheinigung für die Ihnen gelieferten 2 Stück Behelfsheime Typ DWH 1001 mit Aborten 1010 umgehend mit Ihrer Unterschrift versehen wieder zurückzureichen, da wir diese schnellstens dem OKH vorzulegen haben. Wir gaben ein gleiches Formular bereits Ihrem Fahrer bei Abholung der Heime mit, erhielten selbiges jedoch bis heute nicht zurück.
Für eine prompte Erledigung denken wir im voraus bestens und zeichnen

Heil Hitler!
Heinrich Tappe
Inh. Heinrich und Ernst Tappe
Zimmerei, Sägewerk und Holzhandlung
Blomberg-Lippe

1 Anlage

Schreiben des Sägewerks Tappe in Blomberg vom 6. Juli 1944 über die erfolgte Lieferung von zwei Behelfsheimen an die Gemeinde Holzhausen.

Das kleine Holzhaus wurde noch mindestens bis in die 1950er-Jahre von Ausgebombten oder Vertriebenen bewohnt; aktuell bemüht sich das Freilichtmuseum um Kontakte zu früheren Bewohnern.

Baubeschreibung

Das fast unverändert erhaltene Behelfsheim ist in sogenannter Holztafelbauweise errichtet, d. h. die Wände bestehen aus einzelnen Holzelementen mit einer tragenden Konstruktion aus dünnen Kanthölzern (Dachlatten, 4 x 6 cm), die von außen und innen mit schmalen, senkrechten Nadelholzbrettern beplankt sind. Die hochformatigen Wandtafeln sind zwischen 0,71 und 1,30 m breit; der gesamte Bau ist 5,24 m breit und 3,97 m tief; diese Abmessungen entsprechen genau der Aufbauanweisung von 1943. Überdeckt wird der Bau durch ein allseitig überstehendes, hölzernes Pultdach mit Dachpappendeckung. Die dünnen Holzwände und das Dach sind mit Glaswolle isoliert. Die Eingangstür befindet sich in der Mitte der niedrigeren, fensterlosen Nordseite; nur die Südseite ist mit zwei Fenstern versehen. Die Tür in Rahmen-Füllungs-Bauweise mit einem zweiteiligen, verglasten Lichtausschnitt in der oberen Füllung und die beiden Flügelfenster mit je einer Quersprosse pro Flügel und hölzernen Schlagläden entsprechen genau den Vorgaben des DWH. Abweichend vom Musterbauplan wurde der Schornstein nicht an der inneren Querwand errichtet, wo eine kreisrunde Öffnung für ein Rauchrohr im Dach vorgesehen war. Stattdessen wurde ein Außenschornstein aus Backsteinmauerwerk vor der südlichen Traufwand zwischen den beiden Fenstern aufgeführt – noch ist unklar, ob es sich dabei

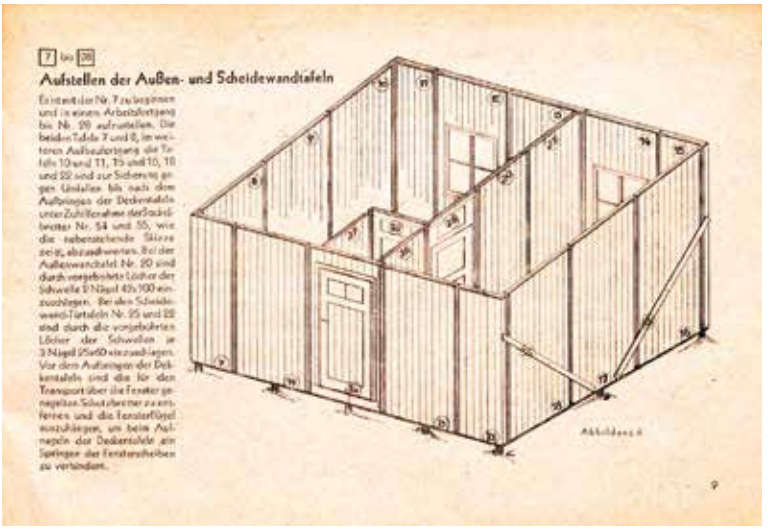
um eine bauzeitliche Plan-änderung oder einen späteren Schornsteinneubau handelt. Zuletzt zeigte das Gebäude einen rotbraunen Außenanstrich mit weißen Fensterrahmen und grünen Fensterläden.

Auch Grundriss und Raumaufteilung des Häuschens entsprechen dem Musterbauplan des DWH, Typ 1001: Durch die Eingangstür an der Nordseite betritt man einen sehr kleinen, hölzernen Windfang oder Flur, der in den ersten Wohnraum in der linken Haushälfte führt. Ein emaillierter Kohleherd, eine sogenannte Kochmaschine, stand zuletzt im größeren, linken Raum und deutete die frühere Nutzung als Wohnküche an. Eine Querwand mit einer Verbindungstür rechts vom Eingang trennt einen geringfügig kleineren Schlafraum in der rechten Gebäudehälfte ab; beide Räume werden durch je ein Fenster an der Südseite belichtet. Der leichte Holzbau des Behelfsheims steht mit den Außenwänden auf dünnen Streifenfundamenten aus Ortbeton. Für die Zwischenauflagerung der Fußbodenbalken gab es in der Gebäudemitte noch drei gemauerte Punktfundamente. Das Behelfsheim hatte vermutlich von Anfang an einen elektrischen Stromanschluss; der zugehörige Zähler befand sich im Obergeschoss des Wohnhauses und wurde ebenfalls vom Freilichtmuseum übernommen. Die Zuleitung erfolgte vom Wohnhaus über zwei Leitungsdrähte mit Porzellanisolatoren.

Abtragung und Transport ins Freilichtmuseum

Im Vorfeld der Translozierung des Gebäudes wurde eine Gefährdungsanalyse zum Nachweis von Holzschutzmitteln durchgeführt. Es ist bekannt und auch quellenmäßig belegbar, dass bereits in den 1940er-Jahren Biozide, wie etwa Xylamon, für den Holzschutz eingesetzt

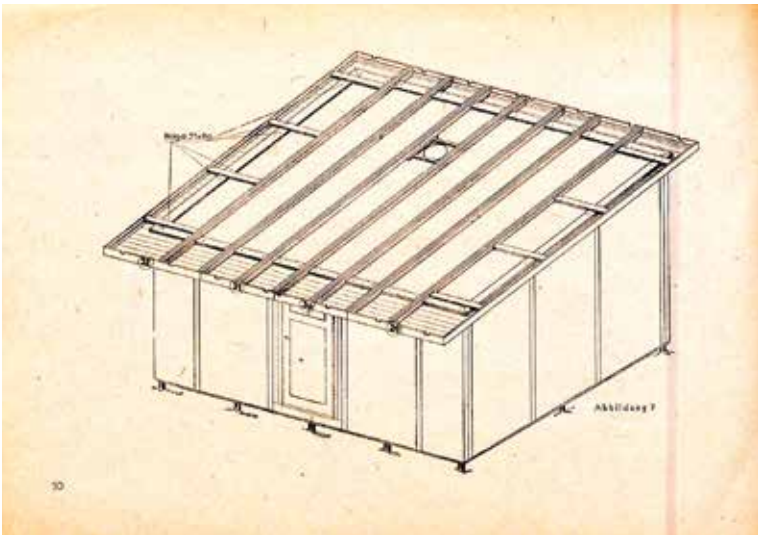
Behelfsheim in Holzhausen, Zustand vor dem Abbau im Juli 2019. Das schadhafte Dach wurde provisorisch mit Trapezblech gegen weitere Witterungsschäden geschützt.



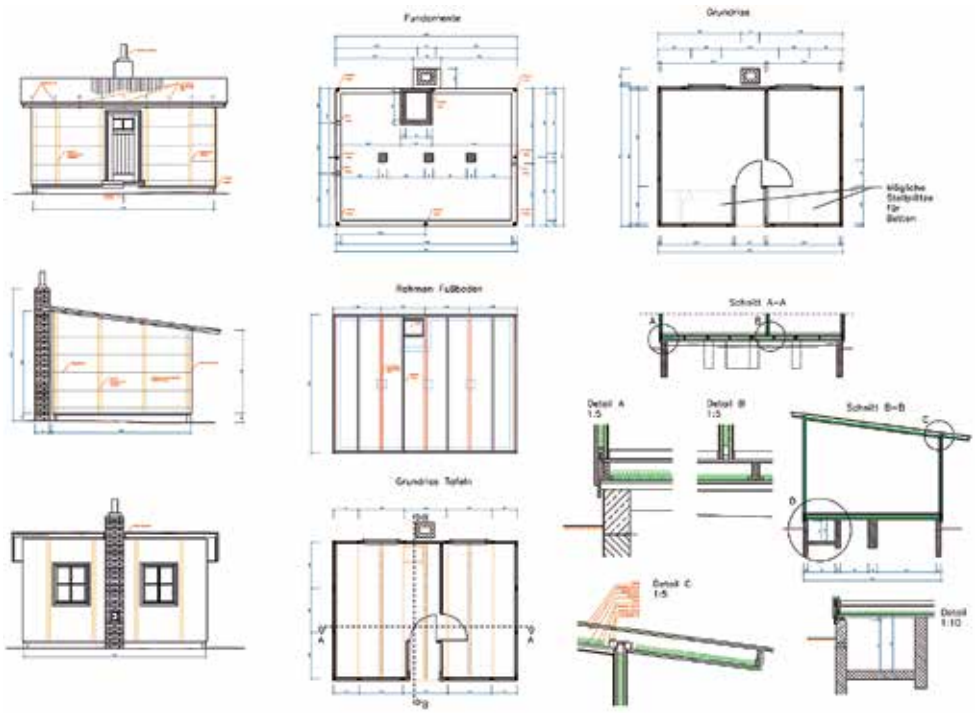
Aufbauanweisung für ein Behelfsheim Typ DWH 1001 von 1943: Aufstellen der hölzernen Wandelemente.

wurden.[31] Die Untersuchungen bestätigten eine Belastung einiger Teile der Baukonstruktion mit chlororganischen Verbindungen. Der Gesundheitsschutz der Museumsmitarbeiter wurde durch besondere Verhaltensregeln während der Abbauarbeiten sichergestellt. Für den Wiederaufbau wird durch den teilweisen Austausch von Materialien eine gesundheitliche Gefährdung zukünftig ausgeschlossen.

Andere Vorbereitungen für den Transport waren die üblichen Zustandsdokumentationen des Gebäudes in Form von Fotos und Aufmaß. Die damit einhergehende intensive Beschäftigung vertiefte das Verständnis für die Bauweise und die Funktion des Gebäudetyps generell und lieferte natürlich auch Befunde für die individuelle Nutzergeschichte dieses Behelfsheims. Die in diesem Zusammenhang angefertigten Dokumentationen bilden über den gesamten Bauprozess bis zum musealen Wiederaufbau eine wichtige Planungs- und Entscheidungsgrundlage.



Aufbauanweisung für ein Behelfsheim Typ DWH 1001 von 1943: Dachkonstruktion mit runder Öffnung für den Schornstein.



Aktuelle Bauaufnahme des Behelfsheims in Holzhausen, Zustand vor dem Abbau 2019.

Bei den Vorüberlegungen zum technischen Vorgehen für den Abbau und den Transport war der zum Teil sehr schlechte Erhaltungszustand des Gebäudes von ausschlaggebender Bedeutung. Teile des Daches und des Holzfußbodens waren durch Pilzbefall substanziell schwer geschädigt. Eine Translozierung des Gebäudes im Ganzen schloss sich aus, weil eine Instabilität der Konstruktion zu befürchten war. Stattdessen wurde entschieden, das Gebäude wieder vorsichtig in seine ursprünglichen Fertigbau-Elemente zu zerlegen – dabei wurde die dem Behelfsheim vom Typ 1001 des Deutschen Wohnungs-Hilfswerks (DWH) zugrundliegende Aufbauanweisung von 1943 rückwärts gelesen und als Abbauanleitung genutzt.[32]

Die Zerlegung und der Transport des Gebäudes erfolgten in zwei Etappen. Im Juni 2019 wurde zunächst der außen vor der Südwand stehende Schornstein abgebaut. Er erhielt im ersten Schritt eine Transportsicherung aus Holz und Stahl, wurde dann an seiner Basis und auf halber Höhe exakt in einer Horizontalfuge des Ziegelmauerwerkes getrennt und anschließend in zwei Teilen für den Abtransport verladen. Erst jetzt stand das Behelfsheim an allen Seiten frei, sodass es in einer zweiten Etappe im Juli 2019 sukzessive an den notwendigen Einbau der unterschiedlichen Transportsicherungen für die Einzelteile der hölzernen Baukonstruktion gehen konnte. In umgekehrter Reihenfolge des Aufbaus 1943 wurde jetzt als erstes das Dach in zwei Teilen abgehoben, es folgten die Außen- und Innenwände als ganze Wandelemente und zuletzt die Teile der hölzernen Bodenplatte. Erst zum Schluss kam zur Überraschung aller Beteiligten die im Aufbauplan von 1943 vorgesehene „Frisch-

Abbau des Behelfsheims im Juni 2019: Der untere Teil des Außenschornsteins an der Südseite wird verladen.

Abbau im Juli 2019: Das erste Dachsegment wird abgehoben.

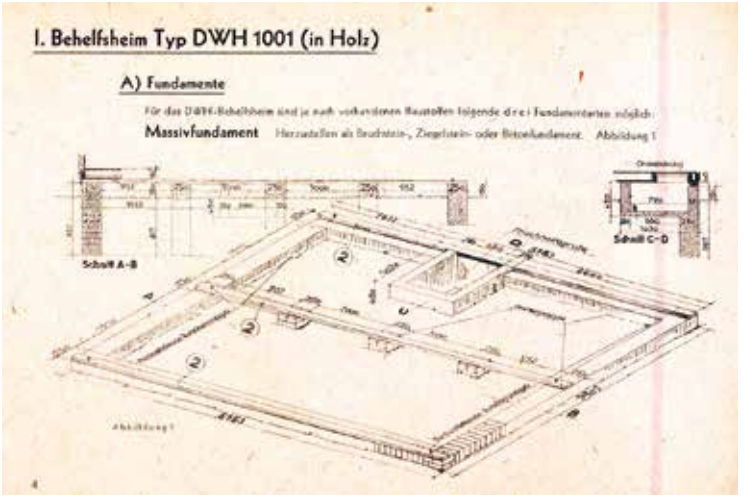
Der Blick von Süden in das zur Hälfte abgebaute Behelfsheim lässt die Bauweise aus vorgefertigten Holztafeln gut erkennen, im Hintergrund die Eingangstür.

Die wiederentdeckte „Frischhaltegrube" unter dem Fußboden des Behelfsheims. Das zugehörige hölzerne Fußbodenelement enthält die originale Zugangsklappe.

Die Betonfundamente nach dem vollständigen Abbau der Holzkonstruktion, Blick von Südosten. Vorn in der Mitte ist die aus Backsteinen gemauerte „Frischhaltegrube" an der Südseite des Gebäudes zu erkennen.

haltegrube" (Vorratsgrube) unter dem Fußboden neben dem Standort des Herdes in der Wohnküche zum Vorschein.[33] Die gut erhaltene Zugangsklappe ist Bestandteil des Holzfußbodens, war aber durch Schmutz und Staubüberlagerung und aufgrund eines fehlenden Griffes bis dahin unentdeckt geblieben. Auch die freigelegten Fundamente und die aus Backsteinen gemauerte Vorratsgrube entsprechen genau der Aufbauanweisung des DWH.

Mit dem vorsichtigen Abbau und der sicheren Einlagerung aller Bauelemente des Behelfsheims im Freilichtmuseum wurde der weitere Verfall des Gebäudes gestoppt. Schon in naher Zukunft sollen Restaurierung und musealer Wiederaufbau beginnen.


I. Behelfsheim Typ DWH 1001 (in Holz)

A) Fundamente

Massivfundament

Aufbauanweisung für ein Behelfsheim Typ DWH 1001 von 1943: Fundamente mit „Frischhaltegrube".

Zusammenfassung und Ausblick

Behelfsheime des Deutschen Wohnungshilfswerks (DWH) wurden ab Herbst 1943 in großer Zahl errichtet, um evakuierten oder vertriebenen Einwohnern aus kriegszerstörten Städten zumindest ein provisorisches Obdach zu bieten. Viele dieser als Provisorium gedachten Kleinstwohnungen waren noch bis in die 1950er- oder 1960er-Jahre bewohnt, wurden aber nach dem Auszug der letzten Bewohner meistens sehr schnell abgerissen. Heute sind unverändert erhaltene Behelfsheime äußerst seltene Zeugnisse für die Wohnungsnot am Ende des Zweiten Weltkrieges und in der frühen Nachkriegszeit. Das hölzerne Behelfsheim aus Bad Salzuflen-Holzhausen hatte als Gartenhaus die Zeiten überdauert und konnte im Sommer 2019 vom LWL-Freilichtmuseum Detmold übernommen und eingelagert werden. Der Wiederaufbau ist am Rande der Baugruppe „Siegerländer Weiler" in der Nähe der Tankstelle aus Siegen-Niederschelden geplant. Diese Baugruppe soll im Detmolder Freilichtmuseum beispielhaft eine ländliche Siedlung in Westfalen im Zustand der 1960er-Jahre präsentieren.[34] Zu dieser Zeit war das „Wirtschaftswunder" der westdeutschen Nachkriegszeit zwar schon in vollem Gange, doch wurden viele Behelfsheime nach wie vor von Flüchtlingsfamilien bewohnt. Obwohl das vorgestellte Behelfsheim aus einem Dorf im Kreis Lippe stammt, wird es sich in die Siegerländer Baugruppe gut einfügen, da es dem reichsweit verbindlichen „Reichseinheitstyp DWH 1001" des Deutschen Wohnungshilfswerks entspricht, der in ganz Deutschland in gleicher Form errichtet worden ist. Nach Abschluss von Restaurierung und Wiederaufbau soll das Behelfsheim im LWL-Freilichtmuseum Detmold die prekären Wohnverhältnisse von „Luftkriegsbetroffenen" und Flüchtlingen vor Augen führen, die vielfach noch bis Ende der 1960er-Jahre andauern konnten.

---

1 Den Hinweis auf das Gebäude (Bad Salzuflen-Holzhausen, Heerserheider Straße 38a) verdanken wir unserem früheren Kollegen, Herrn Prof. Dr. Kurt Dröge, Oldenburg. Für freundliche Auskünfte und historische Fotografien sei den früheren Eigentümern, Frau Evelyn Paeth und Herrn Christian Geißler, Bad-Salzuflen-Holzhausen, herzlich gedankt. Unterstützende Recherchen nach zeitgenössischen Veröffentlichungen und bautechnischen Unterlagen zum Behelfsheimbau leistete Katharina Trinczek, LWL-Freilichtmuseum Detmold.

2 Ernst Helmut Segschneider unter Mitarbeit von Martin Westphal: Zeichen der Not. Als der Stahlhelm zum Kochtopf wurde, Detmold 1989 (= Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold – Landesmuseum für Volkskunde 6).

3 Einen zusammenfassenden Überblick zum Thema mit Beiträgen aus verschiedenen Freilichtmuseen bietet der Tagungsband von Herbert May und Markus Rodenberg (Hrsg.): Die erste Hilfe. Notunterkünfte der Kriegs- und Nachkriegszeit 1943–1950, Bad Windsheim 2017.

4 Bad Windsheim: Behelfsheime aus Ottenhofen und Steinach a. d. Ens (Landkreis Neustadt/Aisch-Bad Windsheim), s. Konrad Bedal u. a.: Häuser aus Franken. Museumshandbuch für das Fränkische Freilandmuseum des Bezirks Mittelfranken in Bad Windsheim, Bad Windsheim 2019, S. 381–385; zu Illerbeuren s. Otto Kettemann: Das Behelfsheim aus Gessertshausen im Schwäbischen Bauernhofmuseum Illerbeuren, in: May/Rodenberg 2017 (wie Anm. 3), S. 181–195; zu Kommern s. Carsten Vorwig: Behelf wohin man schaut. Zur Vielschichtigkeit von Notunterkünften, in: May/Rodenberg 2017 (wie Anm. 3), S. 29–51, hier S. 35f.

5 Emil Schoppmann: Nothäuschen für Bombengeschädigte. Der Bau von Behelfsheimen während des Zweiten Weltkrieges am Beispiel des Dorfes Milte. Bachelorarbeit im Fach Geschichte, Universität

Osnabrück. Masch. Manuskript Osnabrück o. J. (2014); ders.: Das Behelfsheim „Haus Gedigk" in Milte, Kr. Warendorf, in: Fred Kaspar (Hrsg.). Hinter der Mauer – Kleine Bürgerhäuser an und auf der Stadtmauer, Petersberg 2016 (= Einblicke. Schriften der Stiftung Kleines Bürgerhaus 4), S. 176–187.

6 Wackershofen: Michael Happe: Unterkunft für Zwangsarbeiter und Heimatvertriebene. Eine RAD-Baracke im Hohenloher Freilandmuseum, in: May/Rodenberg 2017 (wie Anm. 3), S. 207–219; Lindlar: Westfälische Rundschau vom 14. 11. 2018; Michael Kamp: Serielle Holzbauten im LVR-Freilichtmuseum Lindlar, in: Der Holznagel 4 (2019), S. 34–41.

7 Kommern: Vorwig 2017 (wie Anm. 4), S. 43–47; Kiekeberg: Martin Kleinfeld: Nissenhüttten – Vom Notbehelf zur richtigen Wohnung, in: May/Rodenberg 2017 (wie Anm. 3), S. 235–249.

8 LWL-Freilichtmuseum Detmold: Jan Carstensen, Thomas Düllo und Claudia Richartz-Sasse (Hrsg.): ZimmerWelten. Wie junge Menschen heute wohnen, Detmold 2000 (= Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold 19), S. 12–14, 132–141; Kommern: Josef Mangold (Hrsg.): Flüchtlingsunterkunft. Leben im Container, Kommern 2016 (= Marktplatz Rheinland 3).

9 Zum Bau von Behelfsheimen siehe Tilman Harlander: Zwischen Heimstätte und Wohnmaschine. Wohnungsbau und Wohnungspolitik in der Zeit des Nationalsozialismus. Basel/Berlin/Boston 1995, S. 257-272, Zitat S. 262 (Erlass von Ley und Speer vom 17.9.1942); Carsten Vorwig: Nichts hält länger als ein Provisorium. Notunterkünfte und Behelfsheime in Kriegs- und Nachkriegszeit, in: Sophie Elpers, Edeltraud Klueting und Thomas Spohn (Hrsg.): Landwirtschaftliches Bauen im Nordwesten zwischen 1920 und 1950, Münster 2009, S. 55–68; Fred Kaspar: Behelfsheime für Ausgebombte. Bewältigung des Alltäglichen im „Totalen Krieg" – Münsters Bürger ziehen aufs Land, Petersberg 2011 (= Einblicke. Schriften der Stiftung Kleines Bürgerhaus 1); Markus Rodenberg: Alle müsst ihr bauen! – Behelfsheime für Ausgebombte in Franken 1943–1945, in: Birgit Angerer u. a. (Hrsg.): Volk, Heimat, Dorf. Ideologie und Wirklichkeit im ländlichen Bayern der 1930er und 1940er Jahre, Petersberg 2016 (= Schriften süddeutscher Freilichtmuseen 6), S. 137–146; Markus Rodenberg: Gelebte Räume. Behelfsheime für Ausgebombte in Franken, Bad Windsheim 2020 (= Schriften und Kataloge des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim 90; (zugl. Eichstätt, Univ. Diss. 2020).

10 Robert Ley: Das Deutsche Wohnungshilfswerk. In: Der Wohnungsbau in Deutschland. Offizielles Organ des Reichswohnungskommissars, Fachblatt der Deutschen Akademie für Wohnungswesen e. V., 3. Jg., Heft 23/24, Dez. 1943, S. 351-354; Harlander 1995 (wie Anm. 9), S. 267ff.; Kaspar 2011 (wie Anm. 9), S. 23ff; Markus Rodenberg: Zweiraumhaus für Ausgebombte. Das Deutsche Wohnungshilfswerk und der Bau von Behelfsheimen in Franken ab 1943, in: May/Rodenberg 2017 (wie Anm. 3), S. 135–157.

11 Hans Spiegel: Gestaltung und Ausführung des Behelfsheimes (1. Teil). In: Der Wohnungsbau in Deutschland, 4. Jg. 1944, Heft 1/2, S. 1-12; 2. Teil: Heft 9/10, S. 97-108; 3. Teil: Heft 13/14, S. 145-164.

12 Ley 1943 (wie Anm. 10), S. 352: „Das Kernstück des Deutschen Wohnungshilfswerkes bildet jedoch die Erstellung von Behelfsheimen in Form der Wohnlauben, wie sie uns von den Schrebergärten her bekannt sind." Der Begriff „Wohnlaube" findet sich auch bei Spiegel 1944 (wie Anm. 11), S. 1.

13 Harlander 1995 (wie Anm. 9), S. 268; Rodenberg 2016 (wie Anm. 9), S. 138; Claudia Quiring: Vom „kleinsten Haus" bis zur „aufgelockerten Stadtlandschaft". Wohnen in Bielefeld von der Jahrhundertwende bis in die 1960er Jahre, in: Jürgen Büschenfeld und Bärbel Sunderbrink (Hrsg.): Bielefeld und die Welt. Prägungen und Impulse, Bielefeld 2014, S. 443–462, hier S. 458.

14 Reichswohnungskommissar (Hrsg.): Behelfsheim-Fibel (Grundheft). Wie baue ich mir ein Behelfsheim? Verlag der deutschen Arbeitsfront, o. O., o. J. (Berlin 1943); Behelfsheimfibel für Blockbau und Stangenbau. Wie baue ich mir ein Behelfsheim aus Rundholz und Stangenholz? Verlag der Deutschen Arbeitsfront, Berlin 1944; Behelfsheimfibel für den Lehmbau. Wie baue ich mir ein Behelfsheim aus Lehm? Deutsches Wohnungshilfswerk, Berlin 1944. – Eine „Gartenfibel" war angekündigt, doch ist unklar, ob sie vor Kriegsende noch erscheinen konnte. Verkleinerte Faksimiles des DWH-Faltblattes und der Behelfsheimfibel (Grundheft) von 1943 bei Kaspar 2011 (wie Anm. 9), S. 7f., 81–110.

15 Der Reichsbeauftragte für den Holzbau (Hrsg.): Aufbauanweisung 1001 für das DWH-Behelfsheim (in Holz) Typ DWH 1001 und DWH-Aborthaus (in Holz) Typ DWH 1010, Berlin-Grunewald 1943 (Bibliothek des Bundesarchivs Berlin-Lichterfelde; eine entsprechende Aufbauanweisung für den leicht modifizierten Typ „DWH 1002" vom Februar 1944 konnte das LWL-Freilichtmuseum Detmold antiquarisch

erwerben); Der Reichswohnungskommissar, Sonderbeauftragter für das deutsche Wohnungswesen (Hrsg.): Das Behelfsheim aus ortsüblichen Baustoffen. Baubeschreibung, Massenübersicht und Planunterlagen. 2. A. Berlin 1944 (= Technische Unterlagen für den Behelfsheimbau, Heft 1). Weitere Hefte waren angekündigt (ebd., S. 2): Heft 2, Holz- und Lehmbau; Heft 3, Gebäudeplanung; Heft 4, Beschläge für den Behelfsheimbau; von diesen ist nur das Erscheinen von Heft 4 bibliografisch nachweisbar.

16 Beispiele aus Münster und Telgte bei Kaspar 2011 (wie Anm. 9).

17 Harlander 1995 (wie Anm. 9), S. 271; vgl. Kaspar 2011 (wie Anm. 9), S. 13ff; Rodenberg 2017 (wie Anm. 10), S. 139.

18 Beispiele bei Heinrich Stiewe: Behelfsheime und Kleinwohnhäuser im „Dritten Reich" und der frühen Nachkriegszeit. Beispiele aus Westfalen-Lippe, in: May/Rodenberg 2017 (wie Anm. 3), S. 159–178. Zu den Verhältnissen in der stark kriegszerstörten Großstadt Bielefeld siehe Quiering 2014 (wie Anm. 11).

19 Stadtarchiv Bad Salzuflen, D 1061, Schreiben vom 21. 3. 1944. Gemeint waren vermutlich Behelfsheime vom Typ DWH 1001.

20 Schriftverkehr und Lagepläne im Stadtarchiv Bad Salzuflen, D 1061.

21 Einzelne Bauanträge und Bauscheine zu Behelfsheimen am Sportplatz in Schötmar vom Juni 1944 finden sich im Stadtarchiv Bad Salzuflen, D 1057.

22 So beabsichtigte die Möbelfabrik W. & K. Stücker in Bad Salzuflen im Januar 1944, „zum ‚deutschen Wohnungshilfswerk' beizutragen" und sechs selbstgebaute Doppelbehelfsheime am Elkenbrederweg in Bad Salzuflen zu errichten; Stadtarchiv Bad Salzuflen, D 1642.

23 Zur Geschichte der Stätte Holzhausen Nr. 16 (Scheiper, später Arensmann) siehe Gerhard Engelke unter Mitarbeit von Hans-Jürgen Kerker: Holzhausen twisken Biege un Werrn. Die Geschichte eines Dorfes im lippischen Nordwesten, o. O. (Bad Salzuflen) 1991, S. 26, sowie weitere Unterlagen im Besitz von Frau Paeth und Herrn Geißler; siehe auch Herbert Stöwer und Fritz Verdenhalven: Salbücher der Grafschaft Lippe von 1614 bis etwa 1620, Münster 1969 (= Lippische Geschichtsquellen 3), S. 173, Nr. 1451, Salbuch der Vogtei Schötmar von 1616/17: „Churdt Scheffer ufr Sulbacher Heyde berumbt sich Freyheit. Gibt Landschatz 4 Gr."

24 Adreßbuch des Landes Lippe, Detmold 1926, S. 813.

25 Engelke/Kerker 1990 (wie Anm. 23), S. 47f.

26 Ebd. (wie Anm. 23), S. 46f.

27 Stadtarchiv Bad Salzuflen, P 148, S. 161, 163, 166.

28 Engelke/Kerker 1990 (wie Anm. 23), S. 48.

29 Stadtarchiv Bad Salzuflen, G VI Nr. 7, Gemeinderechnung für 1944 mit Schreiben von Heinrich Tappe vom 6. 7. 1944.

30 Zu dem Abort vgl. Aufbauanweisung DWH Typ 1001, 1943 (wie Anm. 15), S. 26-28 sowie Spiegel 1944 (wie Anm. 11), S. 103f.

31 Am 27. 4. 1944 bescheinigte der Salzufler Bürgermeister als „Ortsbaupolizei", dass der ausführende Malermeister für vier hölzerne „Behelfsheime für Luftkriegsbetroffene" u. a. „50 kg. Xylamon" dringend benötigte. Die „4 Serien-Einzel-Behelfsheime" am Fischerskamp in Bad Salzuflen waren übrigens auch von der Firma Tappe in Blomberg geliefert worden, Schreiben vom 6. 5. 1944. (Stadtarchiv Bad Salzuflen, D 1061).

32 Aufbauanweisung DWH Typ 1001, 1943 (wie Anm. 15).

33 Vgl. Aufbauanweisung DWH Typ 1001, 1943 (wie Anm. 15), S. 4. Schon 1944 wurde die „Frischhaltegrube" in den Eingangsbereich verlegt, wo sie „zweckmäßig im kühlen Windfang anzuordnen und zu durchlüften" war; vgl. Spiegel 1944 (wie Anm. 11), S. 4. Die Grube reiche „nur für das Aufbewahren der täglichen Vorräte und von kleineren Gemüse- und Kartoffel-Vorräten aus"; ebd., S. 105.

34 Jan Carstensen und Heinrich Stiewe (Hrsg.): FREILICHTführer. LWL-Freilichtmuseum Detmold, 2. Auflage, Detmold 2015, S. 129f.

Boutiquen in der 1963 eingeweihten Wandelhalle von Bad Salzuflen. In zeitgenössischen Formen mit eloxierten Einfassungen gestaltet, stehen sie dennoch in einer Jahrhunderte alten Traditon der Kurorte (2019).

scheinbar unscheinbar

Preis der STIFTUNG Kleines Bürgerhaus 2018

„scheinbar unscheinbar“ – Preisträger 2018
Gademe in Unna und Küsterhaus in St. Vit

Laudatio des Stifters Dr. Fred Kaspar, gehalten am 3. Mai 2018

Ein Baudenkmal oder jedwedes andere Objekt ist nichts, wenn wir es nicht sehen, wenn wir es nicht ansehen können, wenn wir nichts daran oder darin sehen. Jedes Objekt ist nur dann existent, wenn wir es betrachten und deuten. Nur in dem Erkennen, der Wahrnehmung und Interpretation wird ein Objekt zum Denkmal, lässt es uns denken.
Denkmale existieren also nicht durch sich selber, sondern sie werden nur durch das, was wir darüber wissen, was wir daran sehen und verstehen, eben durch den Prozess des Erkennens zu einem Denkmal. Dies muss vermittelt werden! Denkmalschutz und Denkmalpflege sind daher auch immer Öffentlichkeitsarbeit.

Das gilt im besonderen Maß für die Objekte des normalen Lebens, die Objekte, die nicht von Künstlern gestaltet worden sind, die also nicht dafür gemacht worden sind, z. B. Herrschaft oder wirtschaftlichem Erfolg zu dokumentieren oder dem Zusammenhalt einer Gesellschaft (wie etwa eine Kirche oder Rathaus) zu dienen, die Tradition einer Firma oder eines Bauernhofes zu versinnbildlichen – also eben die unscheinbaren Dinge. Denn bei genauem Hinsehen können sich diese als nur scheinbar unscheinbar erweisen.

Unscheinbar sind in der Regel die sogenannten Kleinen Bürgerhäuser. Um diesen die gebührende Aufmerksamkeit zu verschaffen, zu zeigen, dass sie nur scheinbar unscheinbar sind, wurde vor nunmehr schon 15 Jahren die Stiftung „Kleines Bürgerhaus“ gegründet. Hierbei handelt es sich um eine sogenannte nichtselbstständige Stiftung, die unter der Treuhandschaft der „Deutschen Stiftung Denkmalschutz“ in Bonn steht. Mit dieser rechtlichen Konstruktion dürfte auf Dauer nicht nur eine fachliche denkmalkundliche und wissenschaftliche Ausrichtung sichergestellt sein, sondern die Stiftung erfährt vom dortigen Stiftungszentrum auch jedwede Unterstützung in Belangen, die zur rechtlichen und wirtschaftlichen Abwicklung erforderlich sind.

Die Stiftung „Kleines Bürgerhaus“ hat es sich zur Aufgabe gemacht, architektonische Zeugen der Alltagskultur unserer Vorfahren in den Fokus der Aufmerksamkeit zu rücken. Hierzu sollen diese erforscht, bewahrt und der breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Im Zentrum stehen hierbei die bauliche Gestalt sowie das Ablesen der Wohn- und Lebensformen, denen diese Bauten dienten.

Seit 2010 vergibt die Stiftung alle zwei Jahre den Preis „scheinbar unscheinbar“, was besonderen und glücklichen Umständen zu verdanken ist. Eine bedeutende Erbschaft hatte die Stiftung in die Lage versetzt, diesen Preis „scheinbar unscheinbar“ alle zwei Jahre mit einem Preisgeld von 10.000 Euro auszuloben.

Wie Sie aus den einführenden Worten entnehmen konnten, ist die zunächst vielleicht etwas irritierend wirkende Devise des Preises Programm: Es geht der Stiftung darum, auf Bauten hinzuweisen, die zwar zunächst „unscheinbar“ wirken, allerdings bei näherer Beschäftigung nur „scheinbar unscheinbar“ sind. Mit der Auszeichnung durch einen Preis mit

diesem Namen sollen herausragende Leistungen prämiert werden, die der Erforschung, der Dokumentation oder Präsentation des Bautyps „Kleines Bürgerhaus“ in Westfalen-Lippe dienen und die beispielhaft die Bau- und Lebensformen rund um diesen Bautyp vermitteln.

Nunmehr wird der Preis schon zum fünften Mal vergeben. Sehen Sie das bunte Kaleidoskop der bisherig durch den Preis ausgezeichneten Objekte! Zusammenfassend kann man sicherlich feststellen, dass der Preis zwar den Preisträger und seine Arbeit auszeichnen soll, dass aber andersherum auch immer wieder der Preisträger den Preis auszeichnet.

2018 erhielten wir zehn Bewerbungen um den Preis. Diese Resonanz ist erstaunlich. Sie hat uns auch darin bestärkt, dass es sinnvoll ist, dem „Kleinen Bürgerhaus“ besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden und es in den Mittelpunkt unseres Interesses zu rücken. Noch immer ist es für die kleinen Häuser besonders schwer, eine Zukunft zu haben. Dies liegt nur zum geringeren Teil an den oft als Zweckargument angeführten schlechten Baumaterialien, sondern eher an ihrer für das Auge des Betrachters zumeist unspektakulären Gestalt. Weitere Erkenntnis der Jury war, dass ein Überleben der Bauten regelmäßig nur auf Initiative Einzelner durchgesetzt wurde. Dies sind in aller Regel nicht die bisherigen Eigentümer, sondern eher herausragende Persönlichkeiten, die sich für die Sache trotz zumeist erheblicher Widerstände einsetzten. Sie mussten kreative Lösungsansätze finden, die von der Regelung besitzrechtlicher Fragen über die zentrale Frage der Finanzierung bis zum Thema der Nutzung und zukünftigen Aufgabe der Bauten reichten.

Der Jury ist es nicht leichtgefallen, aus den jeweils auf ihre Art besonderen Projekten mit ihren individuellen Konzepten und Lösungen die Auswahl zu treffen. Sie entschied sich, zwei Projekte in Westfalen besonders zu würdigen. Es handelt sich zum einen um zwei kleine Gademe an der Klosterstraße 24 und 26 in Unna (Kr. Unna) und zum anderen um das Küsterhaus von St. Vit bei Wiedenbrück (Kr. Gütersloh).[1]

Gademe in Unna

Die beiden Gademe in Unna gehören zur letzten noch erhaltenen Reihenbebauung dieser Art in der Stadt, nachdem alle weiteren Beispiele im Zuge der Stadtsanierung nach 1970 abgebrochen worden sind. Sie gehörten zu einer Reihe von neun solcher Mietwohnungen, die man um 1610 unter einem durchgehenden Dach errichtet hatte. Schon länger standen sie im Blick baugeschichtlicher Forschungen, insbesondere von Thomas Spohn, der auch eine Rekonstruktion des ursprünglichen Zustandes erarbeitet hat – denn bei aller Bescheidenheit erweisen sich gerade diese Häuser als wichtige Belege für die Geschichte dieser Bauform in Westfalen. 1777 wurden diese lange nicht mehr modernisierten Wohnungen an der Klosterstraße in einer Zwangsversteigerung einzeln verkauft. Seitdem erlebten sie als Einzelbauten eine individuelle Geschichte mit Um- und Anbauten.

Beide Gademe wurden 1994 in die Denkmalliste eingetragen. Nach teilweise mehr als 15-jährigem Leerstand und daher starkem Verfall wurden sie 2015 durch Eduard Dieks erworben, zunächst in der Substanz saniert und danach gemeinsam zu einer Wohnung ausgebaut.

Was spricht hier für eine Auszeichnung mit dem Preis „scheinbar unscheinbar“? Gerade die als Gademe bezeichneten kleinen Mietwohnungen in Reihenhäusern haben nach wie

vor kaum eine Lobby, sodass für ihren Erhalt fast immer nur dort etwas geschieht, wo besonderes persönliches Engagement wirksam wird. Schon allein der Erhalt und die Wahrung der besonderen Eigenheiten solcher Gademe ist also eine Ausnahme und daher an sich bemerkenswert. In diesem Fall lohnt es sich, auch auf den Erwerber Eduard Dieks einzugehen, der die Häuser wieder bewohnbar gemacht hat: Handwerkliche und körperliche Arbeit hatte er in der Familie kennengelernt: Sein Vater war Tischler. Zunächst bei der Bundeswehr, nahm Dieks ein Pharmaziestudium auf, um dann aber doch zu wechseln und Lehrer zu werden. Nebenher hat er aber über 20 Jahre lang die jugendlichen Erfahrungen umgesetzt und Möbel restauriert. Von dort war es kein allzu weiter Weg, sich auch größeren Objekten zuzuwenden: 2003 gab er seinen Beruf als Lehrer auf, um fortan vor allem alte Häuser zu restaurieren. Er nahm sich hierbei immer wieder der kleinen und unscheinbaren Bauten an. Nicht immer waren es Baudenkmale.

Man dürfte lange suchen, um eine weitere Persönlichkeit zu finden, die sich mit so viel Engagement dem Erhalt historischer Bauten verschrieben hat und dies nicht in erster Linie als Unternehmer zur Erzielung von Gewinn tut. Natürlich darf man bei einem solchen großen „Spielzeug" nicht die wirtschaftliche Seite außer Acht lassen. Herr Dieks hat mit der Zeit sein eigenes Konzept entwickelt und erprobt, um bei der Sanierung der kleinen und damit wenig Miete einbringenden Bauten eine wirtschaftlich vertretbare Belastung zu erreichen. Er sieht dies als ein höchst ökologisches, d. h. nachhaltiges Konzept (wobei hier sicherlich der Lehrer sichtbar wird): Minimierung der Kosten durch Eigenleistung und durch Wiederverwendung alter Baustoffe. Gerade bei letzterem Vorgehen haben es sich die Denkmalpfleger angewöhnt, dieses nicht zu wollen. In der Wiederverwendung alter Türen und Balken sehen sie vor allem ein Verwischen historischer Bauspuren und damit eine Reduktion der Zeugniskraft des restaurierten Objektes. Wie wir sehen, ist das aber nur eine Seite der Medaille, auf der anderen Seite stehen ein nachhaltiges Handeln und Kostenreduzierung. Das Weiternutzen und Wiederverwerten ist zudem bis vor wenigen Jahrzehnten eine traditionelle Weise und zentraler Strang des Bauens gewesen.

Die Jury war sich daher schnell einig, dass dieses bemerkenswerte persönliche Engagement einer besonderen Anerkennung bedarf und hat daher Herrn Dieks einen Anerkennungspreis zugesprochen. Sein Engagement ist im höchsten Maße ungewöhnlich, anregend und vorbildlich. Dass dabei auch noch ein wichtiges und heute fast einzigartig gewordenes Zeugnis der Stadtgeschichte von Unna und darüber hinaus ein seltenes Beispiel einer sehr alten Gademreihe als einer der wesentlichen städtischen Bauweisen in dichter Überlieferung erhalten geblieben ist, erhöht dies noch weiter.

Küsterhaus St. Vit

St. Vit ist ein 1212 gegründetes kleines Kirchspiel mit zunächst nur 20 Höfen, das in seiner Lage zwischen der Stadt Wiedenbrück und dem nahegelegenen Amtssitz Stromberg rein bäuerlich geprägt blieb und daher als siedlungsgeschichtliche Besonderheit nicht einmal Ansätze zur Entwicklung eines Ortskerns zeigte. Zentrum der Streusiedlung blieb die Pfarrkirche sowie das unmittelbar danebenstehende Küsterhaus, das auch als Schule diente sowie Unterkunftsmöglichkeit des Pfarrers bot, denn dieser lebte nicht ständig hier, sondern

als Stiftsherr in Wiedenbrück. Der Pfarrer musste daher mehrmals in der Woche für die Gottesdienste zu „seiner" Kirche gehen. Auch der Küster und Lehrer wohnte über Jahrhunderte in der Stadt Wiedenbrück.

1651 bemängelte der Osnabrücker Bischof Franz Wilhelm von Wartenberg das Fehlen einer Schule in der kleinen Gemeinde und verlangte daher die Übersiedlung des auch die Kinder unterrichtenden Küsters nach St. Vit. Hierzu ließ man dann bis 1658 das kleine Fachwerkhaus errichtet.

Mit dem weiterhin in Wiedenbrück lebenden Pfarrer, den Herren von der Wyck auf dem Gut Neuhaus und den fortan an der Kirche wohnenden Küster und Lehrer sind aufgrund der speziellen örtlichen Verhältnisse auch schon alle entscheidenden Personen der Gemeinde aufgezählt. Hier kam es daher auch nicht zu einer Kirchhofbebauung oder sogar zu einer Dorfsiedlung im Umfeld der Kirche. Wegen der besonderen Strukturen erhielt der Küster allerdings eine starke Stellung, denn er war derjenige, der die Gemeinde vor Ort täglich repräsentierte und führte. Erst 2014 ist der letzte im Haus lebende Küster verstorben.

Nachdem die besondere siedlungsgeschichtliche Situation des einzigen Hauses im Ortsmittelpunkt von St. Vit beschrieben ist, bleibt die Frage, warum solch ein einsam auf dem Land stehendes Haus ein Bürgerhaus – wenn auch ein kleines Bürgerhaus – sein soll. Das war auch eine spannende Diskussion innerhalb der Jury. Sie hat den Blick für das, was ein Bürgerhaus ist, noch einmal geschärft. Der Unterschied zwischen einen Bauern- und einem Bürgerhaus besteht in der Lebenswirklichkeit wohl weniger in einem Gegensatz von Stadt und Land, sondern vor allem in den ökonomischen Bedingungen der in dem Haus lebenden und wirtschaftenden Personen. Als ländlich dürften wohl solche Haushalte bezeichnet werden, die ihre Existenz in landwirtschaftlicher Tätigkeit finden, die also als „bäuerlich" oder als „Bauernhof" bezeichnet werden. Im Gegensatz zum Bauernhaus gibt es aber Häuser, in denen sich Haushalte befanden, die vom Handwerk oder anderen Gewerben lebten. Hierzu gehört auf dem Land sicherlich auch der Küster oder Lehrer. Zwar betrieben auch diese Landwirtschaft, die ihnen aber vor allem zur Selbstversorgung diente. Das Einkommen des Küsters bestand in St. Vit aber auch in der mietfreien Nutzung des Hauses. Dazu gehörte aber nur eine geringe Landfläche, da er von den Gemeindemitgliedern verschiedene Naturalabgaben erhielt (Korn, Brot, Fleisch, Wurst, Eier). Darüber hinaus erhielt er für seine Arbeit als Lehrer von den Kindern Schulgeld und die Gemeindemitglieder mussten für seine kirchlichen Dienste bei besonderen Anlässen (Taufe, Hochzeit und Beerdigung) ihm auch Gebühren zahlen.

Vor diesem Hintergrund wirkt das Küsterhaus von St. Vit eher wie ein Kuriosum, denn es beherbergte einen eher städtischen Haushalt, war ein städtisches Haus auf dem Land, das hier allerdings einsam ohne Nachbarn stand. So war es aber auch gedacht: Ein städtischer Vorposten der von Wiedenbrück aus betreuten Gemeinde.

Gerade als ein extremes Beispiel für an sich bei vielen Städten zu beobachtenden siedlungsgeschichtlichen Prozessen ist das Haus ein bemerkenswertes Objekt. Wie mit den hier nur angedeuteten Ausführungen verdeutlicht werden konnte, wirft es bei der Betrachtung viele Fragen auf, deren Beantwortung schnell in ganz allgemeine geschichtliche Zusammenhänge blicken lässt. Was können wir mehr wollen als ein Denkmal, das uns fragen lässt und uns die Augen öffnet?

Es dürfte erkennbar geworden sein, dass es sich bei dem Haus um einen bemerkenswerten Bau handelt. Warum aber soll der Verein „Dorf-Aktiv e. V." mit dem Preis „scheinbar unscheinbar" ausgezeichnet werden? Engagierte Gemeindemitglieder hatten den Verein 2015 gegründet, nachdem das leerstehende Haus in seiner weiteren Existenz gefährdet war. Hatten sich zunächst nur einige Dorfbewohner zusammengefunden, entwickelte sich innerhalb von drei Jahren hieraus eine größere und höchst aktive Gruppe mit etwa 120 Mitgliedern. Sie erstellten in eigener Initiative ein tragfähiges Nutzungs- und Finanzierungskonzept für das Gebäude. Es soll als Dorfgemeinschaftshaus zur Bereicherung des Dorflebens beitragen, wobei nach eigenem Bekunden Rettung und spätere Nutzung immer gleichberechtigt nebeneinanderstanden. Das Haus erhält damit seine ehemals zentrale Stellung im Leben von St. Vit zurück. Begleitet durch permanente Öffentlichkeitsarbeit konnten nicht nur die Dorfbewohner, sondern auch die Bevölkerung der großen Gesamtstadt für das Projekt begeistert und aktiviert werden. Auf dieser Grundlage wurde das Haus dem Verein inzwischen für 50 Jahre von der Kirchengemeinde übertragen, die sich hierbei verpflichtete, selbst einen der Räume als Gemeindebüro anzupachten, sodass auch der historische Bezug zur Kirche weiterhin gewahrt ist. Am 15. April 2018 fand unter großer Öffentlichkeit der erste Spatenstich für die Sanierung des Hauses statt. Sie wird im Herbst 2020 mit der Einweihung zum Abschluss kommen.

Grundlage des Konzeptes ist die ausführlich erforschte Geschichte des Hauses sowie seiner verschiedenen Umbauten und Erweiterungen. In diese gewachsenen Strukturen werden die zukünftigen Nutzungen wie Veranstaltungs- und Begegnungsräume, Gemeindebüro, Ausstellungsräume und Ferienwohnung unter weitgehender Wahrung der historischen Substanz eingepasst. Zudem wird der zugehörige große Garten geöffnet, sodass ein bürgerschaftlicher Beitrag für ein „aktives und vielseitiges Dorfleben" als Beitrag zur Dorfentwicklung geschaffen wird.

Für die Stiftung „Kleines Bürgerhaus" spiegeln sich also in dem kleinen 1658 errichteten Küsterhaus St. Vit viele große Entwicklungen sowohl der Stadtgeschichte als auch der Dorfgeschichte. Dass dieses Haus durch das kluge und von breiten Kreisen getragene Konzept nun eine Zukunft bekommt, die ihm nicht nur seine alte Bedeutung als zentraler Punkt der Gemeinde wiedergibt und zugleich seine 360-jährige Geschichte erlebbar erhält, hielt der Vorstand der Stiftung für ein wegweisendes Engagement bzw. Rettungskonzept und hat sich daher entschieden, dem Verein den Preis „scheinbar unscheinbar" 2018 zuzusprechen.

Die Jury übergibt dem Verein das Preisgeld von 10.000 Euro, um ihm damit die Erstellung eines Ausstellungs- und Vermittlungskonzeptes zu ermöglichen. Wir freuen uns schon jetzt über die Einladung zu einer auch die Jugend ansprechenden Dokumentation über die besondere Geschichte des Hauses, des Ortes und der Kirche St. Vit.

Ausführliche Dokumentationen zu den beiden Objekten in den folgenden Beiträgen.

Fred Kaspar

Gademe in Unna – Klosterstraße 24 und 26

Unter „Gademen“ verstand man in Westfalen einfachste Mietwohnungen, die zumeist zu mehreren in einer Reihe unter einem gemeinsamen Dach standen. Über Jahrhunderte bildeten sie in den Städten oft den größten Bestand an Wohnungen. Da sie allerdings nur ein Mindestmaß an Raumgröße und Komfort aufwiesen, hat man sie bei steigenden Ansprüchen allerorten im Laufe des 20. Jahrhunderts weitgehend aus dem Stadtbild beseitigt. Schon 1978 konstatierte der Stadtarchivar Willy Timm[1] diesen Verlust für Unna, und Vergleichbares stellte wenig später auch Stefan Baumeier für Warendorf fest. Dort hatte man von den noch etwa hundert bis zum Jahr 1960 erhaltenen Gademen nur 30 Jahre später schon die Hälfte abgebrochen. Auch in Bezug auf alle Städte Westfalens dürfte von diesen historischen Bauten mehr als 50 Prozent des Bestandes innerhalb einer Generation vernichtet worden sein.[2] Allein schon dieser rigorose Umgang mit den bescheidenen Bauten ist einer der Gründe, warum die Stiftung „Kleines Bürgerhaus“ 2001 gegründet wurde. Sie versucht, die Kenntnis um die kleinen Häuser und damit ihre Wertschätzung als historische Zeugnisse zu erweitern.

Gademe – Zur Entwicklung einer Bau- und Wohnform

In Unna gehören die beiden Gademe an der Klosterstraße 24 und 26 heute zu der letzten noch erhaltenen Reihenbebauung dieser Art. Alle weiteren Beispiele solcher Mietwohnun-

Die Gademe Klosterstraße 24 und 26 in Unna (2010).

Klosterstraße 38–48 in Unna, eine Reihe von Gademen, die man im 18. Jahrhundert am Rand vom Rahlenbeck'schen Hof, einem großen Adelshof (rechts im Bild) errichtet hat. Zustand 1965, heute abgebrochen.

gen sind im Zuge der Stadtsanierung nach 1970 abgebrochen worden. Wie auch andernorts handelte es sich zumeist um längere Reihen kleiner Wohnungen unter einem gemeinsamen Dach: So errichtete man in der Mitte des 18. Jahrhunderts eine Reihe solcher Mietwohnungen am Rande des großen Grundstücks vom „Rahlenbeckschen Hof" (Klosterstraße 38–48), womit eine hier schon zuvor stehende Gademreihe ersetzt wurde.[3] Nach dem großen Stadtbrand 1673 erbaute man auch auf dem Areal des städtischen Armenhauses zwei solcher Reihen mit sieben bzw. sechs solcher Mietwohnungen unter einem Dach.[4] Keiner dieser Bauten ist heute noch erhalten.

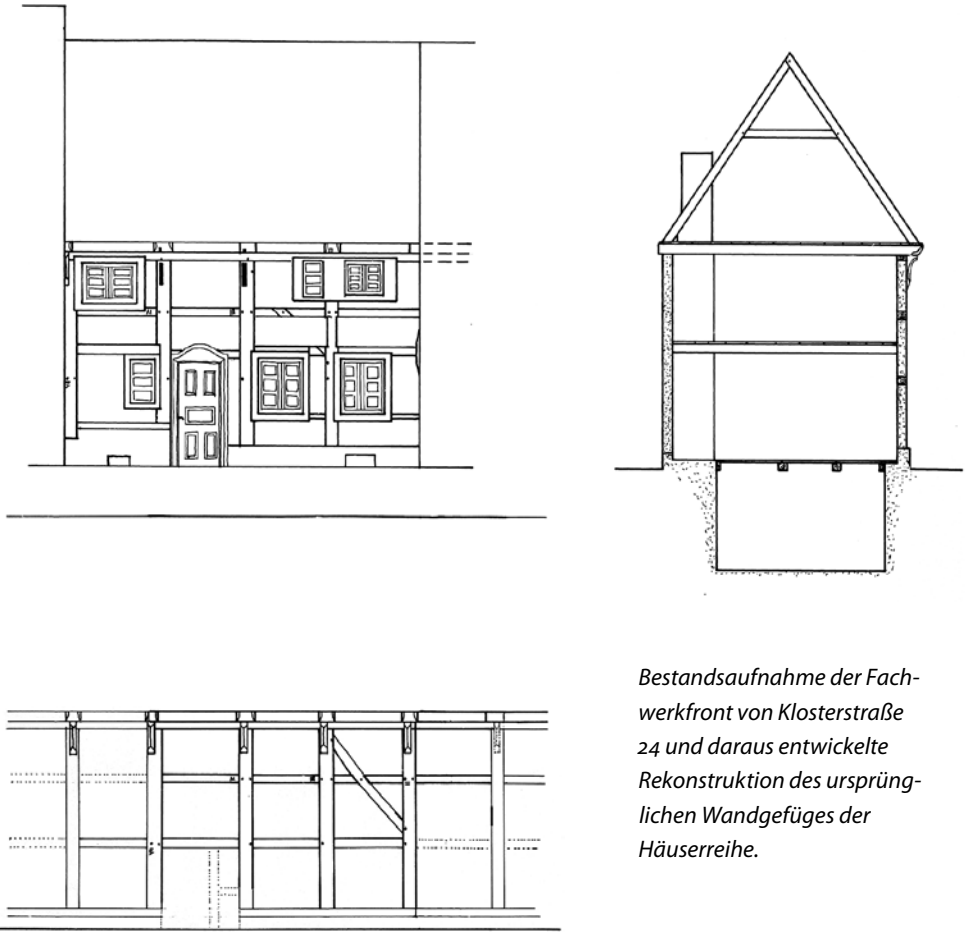
Schon um 1610 hatte man Rande eines der Unnaer Adelshöfe eine solche Reihe mit wohl neun Gademen errichtet.[5] Von dieser ältesten noch im Bestand erhaltenen Reihe sind die beiden Gademe an der Klosterstraße 24 und 26 sogar noch in ihrer historischen Substanz erhalten. Sie befanden sich daher schon länger im Blick baugeschichtlicher Forschungen. Die nähere Beschäftigung mit den Ergebnissen lässt deutlich werden, dass gerade diese beiden Bauten in Unna – trotz ihrer bescheidenen Größe und einfachen, nur in Teilen erhaltenen Ausführung – heute ein wichtiger Beleg für die Geschichte dieser Bauform in Westfalen sind: In der Regel haben Bewohner dieser kleinen Mietwohnungen so gut wie keine Zeugnisse ihrer Lebenswirklichkeit hinterlassen. So sind auch kaum Inventarverzeichnisse ihres materiellen Haushaltes überliefert, eine für andere Sozialgruppen zentrale und ergiebige archivalische Quelle zur Rekonstruktion der Lebensumstände. Da es in den ärmlichen Haushalten der Gademe oft gar nichts gab, was einen materiellen Wert hatte und daher bei einem Erbfall oder bei einer Vormundschaft verzeichnet werden musste,

sind auch nur ganz wenige solcher Verzeichnisse bekannt. Neben einem Beispiel aus Lemgo[6] liegen solche Quellen aus Unna[7] vor; ein Verzeichnis von 1749 beschreibt gerade eines der Gademe in der Reihe, zu der auch die Gebäude Klosterstraße 24 und 26 gehören.

Gademe scheinen zunächst Einraumwohnungen gewesen zu sein, hatten also keine innere Unterteilung. Solche einräumigen Mietwohnungen lassen sich in Nordwestdeutschland heute zumeist allenfalls aus schriftlichen Quellen, nur selten aber aus Baubefunden erkennen.[8] Innerhalb später weiter ausgebauter Gademe ließen sich aber noch in einigen Städten wie Warendorf,[9] Minden[10] und auch Unna[11] grundlegende Kenntnisse zu dieser frühen Form der Entwicklungsgeschichte erschließen. Auch in diesem Zusammenhang ist wieder der Blick auf die um 1610 an der Klosterstraße errichtete Häuserreihe gefallen, da auch sie zunächst aus Einraumwohnungen mit Grundflächen unter 20 qm bestand.[12]

In Weiterentwicklung dieser ersten Form waren im 17. und 18. Jahrhundert Mietshäuser mit einer mittleren, unter dem First stehenden Längswand weit verbreitet. Solche mehrräumigen Mietwohnungen lassen sich seit spätestens um 1600 in Münster, Warendorf, Unna[13] und Soest, aber auch im weiter östlichen Minden belegen.[14] In dem Maße, wie man aber im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts neue, immer größere und in der Raumstruktur aufwendigere Mietwohnungen errichtete, wurde der ältere, im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts entstandene Bestand zunehmend uninteressanter und damit schwerer zu vermieten. Dies sollte sich in Phasen wirtschaftlicher Depression noch verstärken, sodass seit dem späten 18. Jahrhundert in vielen Städten ein Leerstand und Verfall von alten, nicht mehr attraktiven Mietwohnungen zu beobachten ist. Entweder brach man diese Bauten nach und nach ab oder sie wurden durch Umbau und Modernisierung den veränderten Markt-

Am Südwall in Unna standen noch 1952 kleine Mietshäuser dicht gedrängt in größeren und kleineren Gruppen. Nach der Stadtsanierung ist davon heute kein Gebäude mehr erhalten.



Bestandsaufnahme der Fachwerkfront von Klosterstraße 24 und daraus entwickelte Rekonstruktion des ursprünglichen Wandgefüges der Häuserreihe.

bedingungen angepasst. Vor diesem Hintergrund war es eine charakteristische, sich während des gesamten 19. Jahrhunderts fortsetzende Entwicklung, innerhalb einer Gademreihe größere und damit attraktivere Einheiten zu schaffen, indem die Zahl der Wohnungen reduziert wurde. Zumeist machte man aus drei kleinen, zwei Gefach breiten Gademen ohne Schornsteine nun zwei drei Gefach breite Gademe mit Schornstein. Solche Umbauten sind für den älteren Baubestand in Warendorf typisch, haben dort in nahezu jeder älteren Gademgruppe stattgefunden und diese wesentlich verändert.[15] Gleiche Entwicklungen lassen sich aber auch für Minden und für Unna seit dem späteren 18. Jahrhundert nachweisen.[16]

In Unna nahm die Gesamtzahl der Mietwohnungen im Laufe des 18. Jahrhunderts wegen fehlenden Bedarfs zunächst ab, um dann aber zwischen dem Ende des Jahrhunderts und der Mitte des 19. Jahrhunderts durch Errichtung von Neubauten wieder anzusteigen.[17] Hintergrund für diesen sonst so nicht zu beobachtenden Anstieg dürfte der große Arbeitskräftebedarf auf der vor der Stadt zu dieser Zeit stark ausgebauten Saline Königsborn sowie die Soldaten der neu eingerichteten Garnison gewesen sein.[18] Die wohlhabenden Bürger der Stadt hatten damit als Investoren in den Mietwohnungsbau neue Kundenkreise erhalten.[19]

Eine lange Reihe von Gademen an der Schäferstraße in Unna. Zustand 1951, heute abgebrochen.

Wie im Folgenden im Einzelnen dargestellt wird, lassen sich die bislang skizzierten Entwicklungen auch in den beiden erhaltenen Gademen an der Klosterstraße erkennen: Sie wurden um 1800 auf Kosten anschließender Wohnungen erweitert. Dass man 2018 erneut aus diesen zwei Gademen eine größere Wohneinheit schuf, steht also in einer seit mehreren Jahrhunderten geübten Praxis.

Die Gademreihe an der Klosterstraße

Über die beiden Bauten an der Klosterstraße sind wir auf Grundlage der 1985 durchgeführten baugeschichtlichen Untersuchungen von Thomas Spohn zur Altstadt von Unna ungewöhnlich gut informiert.[20] Sie gehörten zu einer langen, um 1610 (d) errichteten Mietshausreihe von ursprünglich neun oder zehn Gademen (heutiger Bereich von Klosterstraße 20–30) am Rande eines großen Adelshofes. Dessen Haupthaus stand südlich der Reihe auf dem Grundstück Klosterstraße 36, Ecke Gesellschaftsstraße. 1723 gehörte der gesamte Hof mit der Gademreihe der Witwe Steinweg. Mit der zehn Gademe umfassenden Reihe verwaltete sie in Unna den größten Bestand solcher Mietwohnungen und verfügte über etwa 15 Prozent der insgesamt verzeichneten 83 Gademe der Stadt.[21] Um 1749 wohnte in einem der sogenannten „Steinwegschen Gademe" als Mieter Joh. Gottfried Steney, offensichtlich ein Weber, der in seiner Wohnung auch arbeitete. Gerade Weber sind in der ersten Hälfte

des 18. Jahrhunderts häufige Bewohner der Gademe in Unna.[22] Als Steney zum zweiten Mal heiratete, musste er eine in diesem Fall vorgeschriebene sogenannte Schichtung mit den Kindern erster Ehe vornehmen, um mit diesen im Zuge des Erbrechts seinen Besitz zu teilen. Für eine solche Schichtung mussten alle vorhandenen Gegenstände erfasst und bewertet werden. Allerdings wurde einzig der Webstuhl mit den weiteren zum Weben notwendigen Gerätschaften als wertvolle Gegenstände im Haushalt festgestellt. Hierfür wurden fast 8 Rthl. berechnet, was fast die Hälfte der insgesamt auf nur etwa 17 Rthl. taxierten Besitztümer ausmachte. Ausdrücklich wurde vermerkt, dass es weder eine Kiste noch einen Schrein im Haushalt gäbe; als weitere Möbel wurden nur vier Stühle und ein alter „Schapf" (Schrank) sowie „Bettenwerk", aber kein Bettgestell genannt, was darauf hindeutet, dass es in dem Gadem ein fest eingebautes Wandbett gab. Darüber hinaus fanden sich nur noch einige Kochgerätschaften und ein alter „Pottofen" (ein eiserner, zum Kochen geeigneter Ofen), was darauf schließen lässt, dass keine offene Feuerstelle mehr im Flur bestand, sondern man auf dem Ofen in der Stube kochte.[23] Leider lässt die Beschreibung keine Rückschlüsse darauf zu, ob die Wohnung überhaupt unterteilt war.

Nach längerem Leerstand stürzte der Steinwegsche Adelshof 1752 ein; die Erben des gesamten Anwesens lebten zu dieser Zeit nicht mehr in Unna. 1777 wurden die vor diesem Hintergrund offensichtlich auch lange nicht mehr modernisierten Wohnungen in einer Zwangsversteigerung einzeln verkauft, wobei Käufer auch zwei nebeneinanderliegende Wohnungen erwarben. Dies lässt erschließen, dass die zu dieser Zeit schon über 150 Jahre

Unna, Klosterstraße 26 und 28 (1994).

alten Wohnungen als zu klein und nicht mehr zeitgemäß galten und daher zu größeren Einheiten vereint werden sollten. Seitdem erlebten die Wohnungen als Einzelbauten eine individuelle Geschichte mit Um- und Anbauten:[24] Die Wohnungen Nr. 28 und 30 wurden durch Henrich Topp erworben, der sie offensichtlich danach weitgehend erneuern ließ. Käufer des heutigen Hauses Nr. 26 war Salzstöckner Johann Immenkamp, der es seitdem mit seinem Sohn bis 1830 bewohnte. Der für diese Zeit geringe Kaufpreis von 18 Rthl. lässt auf einen schlechten Zustand und wenig Komfort des Hauses schließen, denn in der Regel war ein Gadem im Durchschnitt zwischen 20 und 40 Rthl. wert.[25]

Thomas Spohn geht davon aus, dass jede der Wohnungen in der Häuserreihe ursprünglich nur drei Gefache breit war. Später (vor 1828) ist Nr. 26 dann aber vier Gefache breit, also offensichtlich auf Kosten des anschließenden Hauses Nr. 24 vergrößert worden. Danach hatte das Haus eine Grundfläche von 24 qm (6 x 4 m), das Nachbarhaus von 20 qm (5 x 4 m). Abgesehen von dieser seitlichen Vergrößerung blieb das Haus als einziger Gadem dieser Reihe auch weiterhin wenig verändert, sodass es noch heute in seinem Kernbestand das Hausgerüst von etwa 1610 zeigt. Dieses lässt noch Rückschlüsse auf die gesamte Hausreihe zu: Diese bestand aus einer schlichten Fachwerkkonstruktion mit aufgelegten und wohl nur an der Vorderfront vorkragenden Dachbalken. Diese Vorkragung wurde als offen-bar einziges Schmuckdetail der Bauten von gekehlten Knaggen getragen. Die einzelnen Gebinde der Konstruktion waren alle gleich verzimmert und mit zwei Riegelketten verbunden, wobei als Längsaussteifung einzelne Ständer-Ständer-Streben dienten. Zimmermannzeichen und Zapfenspuren dokumentieren, dass das Haus Nr. 26 zunächst südlichster Bauteil einer nach Norden weiterreichenden, aber in ihrer Gesamtlänge nicht bekannten Reihe war. Erst später ist diese in abweichender Konstruktion nach Süden verlängert worden; die lange Reihe hat man also in mehreren Abschnitten errichtet.

Beide Bauten wurden 1994 in die Denkmalliste der Stadt Unna eingetragen (während die übrigen Teile der Reihe wegen starker Erneuerungen keinen Denkmalwert mehr aufweisen).[26] Nach mehr als 15-jährigem Leerstand wurden sie 2015 durch Eduard Dieks erworben, um sie vor dem endgültigen Verfall zu retten. Er hat sie zunächst in der Substanz saniert und danach gemeinsam zu einer Wohnung ausgebaut. Auch wenn wegen geringer Geschosshöhen hierbei teilweise Zwischendecken geöffnet worden sind, wurde der größte Teil der historischen Substanz erhalten.

---

1 Willy Timm: Von Gademen im alten Unna. In: Der Märker 27, 1978, S. 97–100; Julius Göddendorf: Der Unnaer Gadem. In: Der Märker 13, 1964, S. 276f. Belegt wurden diese Prozesse für Unna später differenziert durch Thomas Spohn: Aspekte kleinstädtischen Lebens im 18. Jahrhundert – Vom Bauen und Wohnen in Unna, Münster 1995, S. 139.

2 Stefan Baumeier: „Bürgerhäuser und Gademe". Hausbau und Wohnverhältnisse in Warendorf zwischen dem 15. und dem 19. Jahrhundert. In: Paul Leidinger (Hrsg.): Geschichte der Stadt Warendorf, Teil I, Warendorf 2000, S. 515–566, hier S. 39.

3 Spohn 1995 (wie Anm. 1), S. 283, 369.

4 Spohn 1995 (wie Anm. 1), S. 314f., 385.

5 Spohn 1995 (wie Anm. 1), S. 281f., 368.

6 Haus mit Wirtschaftsdiele von 1785 (Fred Kaspar: Bauen und Wohnen in einer alten Hansestadt. Zur Nutzung von Wohnbauten zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert, dargestellt am Beispiel der Stadt

Lemgo, Münster 1985, S. 282f.).

7 Ein Beispiel von 1725 ist bekannt, ein weiteres aus dieser Stadt von 1749 publiziert (siehe Spohn 1995, wie Anm. 1, S. 140, 282).

8 Dies gilt selbst für Lübeck, wo Einraumwohnungen ebenfalls wohl nur bis in das 16. Jahrhundert entstanden, aber wohl in einzelnen Beispielen noch bis in das 19. Jahrhundert erhalten blieben (Michael Scheftel: Gänge, Buden und Wohnkeller in Lübeck, Neumünster 1988 [= Häuser und Höfe in Lübeck, Bd. 2], S. 33f.).

9 Die hierfür in der Literatur bislang genannten Beispiele haben sich im Zuge von eingehenderen Bauuntersuchungen der letzten Jahre mehrmals als nicht eindeutig in der Befundlage herausgestellt. Allerdings ist hiermit die These nicht widerlegt, doch ist zu rekonstruieren, dass schon wesentlich vor 1600 die Entwicklung weg von der Einraumwohnung eingesetzt hat. Als Belege für Einraumwohnungen ist in Lippstadt der Bau Nikolaiweg 23 aus dem späten 16. Jahrhundert zu nennen (Andreas Eiynck: Wohnbauten des 15. bis 17. Jahrhunderts. In: Wilfried Ehbrecht [Hrsg.]: Lippstadt – Beiträge zur Stadtgeschichte, Lippstadt 1985, Bd. 1, S. 375–454, hier S. 440). Aus Warendorf sind die Bauten Kurze Kesselstraße 14 aus dem späteren 16. Jahrhundert, Hohe Straße 24 von 1601 sowie die beiden 1616 errichteten Doppelhäuser Gerichtsfulke 1 und 3 anzuführen. Bei letzteren umfasste jede der vier Wohnungen eine Grundfläche von etwa 20 qm (Stefan Baumeier: Bürgerhäuser und Gademe. Hausbau und Wohnverhältnisse in Warendorf zwischen dem 15. und dem 19. Jahrhundert. In: Paul Leidinger [Hrsg.]: Geschichte der Stadt Warendorf, Teil I, Warendorf 2000, S. 515–566, hier S. 556; Fred Kaspar: Die Gerichtsfulke – einzigartiges Zeugnis der Sozial- und Baugeschichte von Warendorf. In: Laurenz Sandmann [Hrsg.]: Stadt- und statt Museum, Petersberg 2019 [Schriftenreihe der Altstadtfreunde Warendorf, Bd. 1], S. 35–72, hier S. 46–47, 52–62).

10 Fred Kaspar und Peter Barthold: Die Profanbauten der Altstadt, Essen 2000 [= Die Bau- und Kunstdenkmale von Westfalen, Bd. 50, Stadt Minden, Teil IV, Altstadt III], S. 2291f).

11 Der Bau Klosterstraße 26, kurz nach 1600 errichtet (Spohn 1995, wie Anm. 1, S. 139f., 282f.).

12 Für die ältesten Beispiele in Unna wurden Grundflächen zwischen 16 und 29 qm festgestellt (Spohn 1995, wie Anm. 1, S. 139), für Lübeck von 12 qm (Scheftel 1988, wie Anm. 8, S. 33–34), Zahlen, die auch für Minden, Telgte und Warendorf mit etwa 20 qm bestätigt werden konnten.

13 Unna Gürtelstraße 11/13: vier Gademe um 1615 (d): Längswand unter dem First; davor hohe Küche, dahinter Kammer über niedrigem Wirtschaftsraum (Spohn 1995, wie Anm. 1, S. 140, 270f. und Abb. S. 358).

14 Zum Beispiel Umradstraße 12 aus dem späten 16. Jahrhundert (Kaspar/Barthold 2000, wie Anm. 10, S. 2295f.).

15 Beispiele des späten 18. Jahrhunderts (Fred Kaspar: Das Wohnhaus eines Vikars und sein Vikariatshof. In: Fred Kaspar (Hrsg.): Zum Leben, Wohnen und Wirtschaften in historischen Bürgerhäusern, Petersberg 2012 [= Einblicke. Schriften der Stiftung Kleines Bürgerhaus, Bd. 2], S. 92–145) und der Zeit um 1900 (Hubertus Michels: Bauuntersuchung der Gademreihe Gerichtsfulke 6/8 in Warendorf. In: Warendorfer Kiepenkerl 26, 1994, S. 4–9).

16 Spohn 1995 (wie Anm. 1), S. 140.

17 Spohn 1995 (wie Anm. 1), S. 141, 185.

18 Ähnlich scheint die Entwicklung in Werl gewesen zu sein.

19 Spohn 1995 (wie Anm. 1), S. 185.

20 Spohn 1995 (wie Anm. 1).

21 Timm 1978 (wie Anm. 1), S. 100.

22 Timm 1978 (wie Anm. 1), S. 99.

23 Spohn (wie Anm. 1), S. 282, 420, Nr. 69.

24 Spohn 1995 (wie Anm. 1), S. 139f., 281f., 368 (Abbildungen).

25 Fred Kaspar: „Daruf einen hauffen gedeme machet" – Kleine Häuser in großen Reihen. In: Fred Kaspar (Hrsg.): Kleine Häuser in großen Petersberg 2014 Reihen (= Einblicke. Schriften der Stiftung Kleines Bürgerhaus, Bd. 3), S. 48–106, hier S. 61.

26 Klosterstraße 20, 22, 24 und 30.

Fred Kaspar

Auch ein kleines Haus spiegelt große Entwicklungen

Küsterhaus St. Vit

Neben der Pfarrkirche von St. Vit steht ein Fachwerkhaus mit großem Torbogen im Giebel. Der Sturzbalken des Bogens trägt eine bemerkenswerte Inschrift: sUb franCIsCo gVILeMo epIsCopo osnabrVgens / hanC paroChIa pro se sVIsqVe eXtrVXIt und weiter unten auf den Torständern links S VIT und rechts PATR. Letztere sind noch verhältnismäßig leicht als Abkürzung von S(ANCTO) VIT PATR(ONO) zu entschlüsseln. Hingegen ist die auf den ersten Blick merkwürdige und unverständliche Inschrift mehrfach verschlüsselt: Zum einen ist sie in lateinischer Sprache abgefasst und war daher natürlich von kaum jemanden in St. Vit zu verstehen, dokumentierte aber dem Betrachter, dass das bescheidene Gebäude einen gelehrten Bauherren hatte. Zum anderen wurden die Zeilen auf dem Torbalken als Chronogramm ausgeführt, eine Form, mit der sich die in dieser Zeit lateinliebenden gebildeten Kreise noch weiter von der Bevölkerung absetzen konnten. Hierbei sind die besonders groß geschriebenen römischen Buchstaben zugleich als römische Zahlen zu lesen; diese ergeben zusammengezählt das Baujahr. Danach besagt die Inschrift, dass das Haus 1658 unter der Regierung des Osnabrücker Bischofs Wilhelm durch die Kirchengemeinde für dieselbe und die Gemeindemitglieder erbaut worden ist. Bauherr war nach den weiter unten eingeschnitzten Buchstaben der Patron, d. h. der Schutzherr von St. Vit, der Pfarrer der Gemeinde. Der genannte Bischof Franz Wilhelm von Wartenberg regierte von 1625 bis 1661 und setzte sich nach den verheerenden Verwüstungen des Landes während des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) intensiv für die Wiedererstarkung des Ritus der katholischen Kirche und ihrer Institutionen ein.

Die 1745 erneuerte Kirche von St. Vit. Ansicht von Süden um 1895, vor Anbau von Chor und Turm. Unter der Linde steht ein offener Glockenstuhl. Das frühe Foto ließ Pfarrer Josef Wichmann anfertigen.

Die Kirche von St. Vit. Ansicht von Süden (2018).

Bis nach 1900 stand das 1658 errichtete Haus östlich der Kirche von St. Vit noch nahezu allein in weiter Feldflur. Erst im 19. Jahrhundert hatte man westlich der Kirche auch ein Pfarrhaus errichtet. Noch eine frühe Fotografie von 1895 dokumentiert diese ungewöhnliche Situation.[1] Trotz geringer Größe bildete die Baugruppe den Mittelpunkt der Gemeinde. Die Hintergründe für ihr Entstehen sollen im Folgenden erläutert werden.

Gemeinde und Kirche St. Vit

St. Vit ist ein 1212 gegründetes Kirchspiel. Mit zunächst 20 Höfen blieb es allerdings klein[2] und wurde auch später nur durch einige Kötterhöfe erweitert.[3] Entscheidend für diesen Zustand war seine Lage zwischen der nahegelegenen Stadt Wiedenbrück und dem zu Münster gehörenden Ort Stromberg mit der Amtsverwaltung, sodass St. Vit rein bäuerlich geprägt blieb und sich als siedlungsgeschichtliche Besonderheit nicht einmal Ansätze eines Ortskerns entwickelten. Zentrum der Streusiedlung blieb ihre Pfarrkirche. Diese hatte man 1212

zunächst vor der Stadt Wiedenbrück, nahe dem Langenbrügger Tor errichtet, musste sie aber 1552 beim Ausbau der städtischen Festungswerke versetzen. Man baute sie etwa 2 km weiter westlich wieder auf. Die dort 1730-1736 erneuerte und 1912 erweiterte Pfarrkirche bildet zusammen mit dem 1658 unmittelbar daneben errichteten Küsterhaus, das auch als Schule sowie Unterkunftsmöglichkeit des Pfarrers diente, den Gemeindemittelpunkt. Da die Pfarre St. Vit schon kurz nach ihrer Gründung 1259 zusammen mit vier weiteren Pfarreien im Umkreis von Wiedenbrück[4] dem Chorherrenstift an der Wiedenbrücker Ägidiuskirche „affiliert" worden ist (d. h. sie wurde zu einer vom Stift betreuten Filialkirche, deren Vermögen aber weiterhin davon getrennt blieb), gab es an der Pfarrkirche von St. Vit kein Pfarrhaus. St. Vit diente bis zur Auflösung des Wiedenbrücker Stiftes zum 1. Dezember 1810 als „Pfründe" (Einkünfte zur Versorgung) eines Priesters, der als Stiftsherr in Wiedenbrück lebte.[5] Diese Verbindung mit dem Stift Wiedenbrück sicherte der kleinen Gemeinde aber auch ihre Existenz und führte dazu, dass ihre Kirche eine Größe und Ausstattung erhielt, die weit über die Bedürfnisse der kleinen dörflichen Gemeinde hinausging, denn das Gebäude musste auch einem Stiftsherren angemessen sein. Allerdings hatte das Stift nicht die Baulast der Kirche,[6] sondern diese musste aus dem Pfarrvermögen von St. Vit selbst sowie aus anderen Geldquellen und Spenden finanziert werden. Hierzu trugen in der Neuzeit als zweite örtliche Kraft die Herren von der Wyck bei, die auf dem (aus einem der Höfe des Kirchspieles hervorgegangenen), seit 1495 von ihnen ausgebauten Haus Neuhaus lebten,[7] einem etwa 500 m nördlich der Pfarrkirche gelegenen und mit dieser durch einen eigenen Weg verbundenen Adelssitz. Die Herren von der Wyck waren zwar nicht Patronatsherren, ließen sich aber wegen ihrer besonderen Stellung im Kirchspiel und ihrer großen Förderung der Kirche auch darin bestatten. Der herrschaftliche Haushalt Neuhaus erlosch allerdings 1780 und damit auch die von dort ausgehende Förderung.[8]

Innerhalb des Wiedenbrücker Stiftes gab es kein zum St. Viter Kirchenvermögen gehörendes Pfarrhaus.[9] Die Pfarrpfründe wurde vielmehr zusammen mit anderen Stiftungen einem der Stiftsherren übertragen. Zumindest zuletzt war die Pfarre mit der 1351 gegründeten Kalandsvikarie verbunden.[10] Mit der Auflösung des Kollegiatstifts erhielt der letzte Inhaber Antonius Temme eine Rente sowie ein lebenslanges Wohnrecht in dem 1746 neu errichteten Vikarienhaus des Kalands.[11]

Mit der Auflösung des Stiftes 1810 benötigte der Pfarrer von St. Vit erstmals ein eigenes Pfarrhaus.[12] Da sich zudem die Gemeinde eine größere Nähe und Verbundenheit mit ihrem Priester wünschte, bereitete man seit 1817 den Bau eines Pfarrhauses in St. Vit vor. Das 1818 im Tiegelkamp fertiggestellte Gebäude wurde im Herbst durch Pfarrer Antonius Temme bezogen.[13] Allerdings erwies sich die gewählte Lage des Pfarrhauses als dafür wenig geeignet, sodass man schon 1832 einen Neubau im Garten des Küsterhauses erwog und diesen schließlich 1842 unmittelbar westlich vom Kirchhof errichtete (heute Am Lattenbusch 7).[14]

Der bis 1810 als Stiftsherr in Wiedenbrück lebende Pfarrer musste mehrmals in der Woche für die regelmäßig Sonntag und Donnerstag stattfindenden Gottesdienste zu „seiner" Kirche gehen, wo ihm erst mit dem Bau des Küsterhauses 1658 für notwendige Aufenthalte zumindest zwei kleine Räume zur Verfügung standen.

Aufgrund der speziellen örtlichen Verhältnisse sind mit dem in Wiedenbrück lebenden Pfarrer, den Herren von der Wyck auf Haus Neuhaus und dem an der Kirche wohnenden

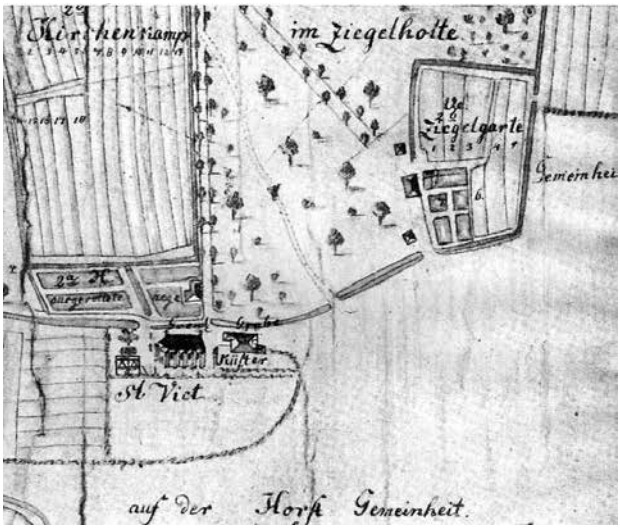
Das Innere der Kirche St. Vit mit seiner reichen Barockausstattung. Zustand 1895, noch vor den Veränderungen ab 1912.

Küster und Lehrer auch schon alle entscheidenden Personen der Kirchengemeinde St. Vit aufgezählt. Deren weitere Gemeindemitglieder setzten sich ausschließlich aus verstreut in der Bauerschaft wohnenden Bauern und Köttern zusammen. Da es keinen Gastwirt und keine Handwerker gab, kam es auch nicht zu einer Kirchhofbebauung oder sogar zu einer Dorfsiedlung im Umfeld der Kirche.[15] Schließlich übernahm es der Küster 1784, den Kirchenbesuchern eine Gastwirtschaft zu bieten. Das Küsterhaus erhielt mit Einführung der Brandversicherung die Bezeichnung Geweckenhorst Nr. 16.

Die Kirche vor der Stadt – Ein Hindernis im Krieg

Die Situation, dass eine Pfarrkirche nicht in der Stadt stand, sondern außerhalb von deren Befestigung verblieb, gab es gelegentlich auch andernorts. Eine solche Situation entwickelte sich insbesondere bei sehr alten Kirchenstandorten, konnte im Einzelnen allerdings unterschiedliche Gründe haben und führte daher zu eigenständigen Lösungen. Verschiedentlich entwickelte sich eine Siedlung in solcher Entfernung zur Kirche, dass es nicht ratsam erschien, diese in den erst später entstandenen Verteidigungsring der Siedlung einzubeziehen. Dies gilt etwa für St. Johannis, der ältesten, schon um 780 gegründeten Pfarrkirche vor der sich erst wesentlich später südlich davon entwickelnden Stadt Lemgo; dies gilt aber auch für die 784 gegründete Pfarrkirche St. Kilian vor der ebenfalls erst wesentlich später entstandenen Stadt Lügde und ebenso für die sogenannte Große Kirche vor Burgsteinfurt. Bei den letzten beiden Städten kam es später zur Verlegung der Standorte der Pfarrkirche und damit zum Bau von zusätzlichen Kirchen innerhalb der umwehrten Stadt.

In Petershagen (Kr. Minden-Lübbecke) wiederum grenzte die im 14. Jahrhundert angelegte und befestigte Stadt unmittelbar nördlich an den Kirchhof der ebenfalls wohl schon im 9. Jahrhundert gegründeten Pfarrkirche Hockeleve. Nachdem diese im 16. Jahrhundert ihre Pfarrrechte zugunsten einer später in der Petershagener Neustadt gegründeten Kirche



Plan von St. Vit (um 1785): Die Kirche steht auf freiem Feld, nur umgeben von dem Küsterhaus (östlich) und dem freistehenden Glockenstuhl (westlich). Nördlich schließt sich ein mit Bäumen bepflanzter gerader Weg zum Haus Neuhaus an.

verlor, blieb sie noch bis in das frühe 19. Jahrhundert als deren Friedhofskapelle erhalten. Trotzdem erfuhren die Bürger von Petershagen, in welcher Weise die Nähe einer Kirche zu den seit dem Spätmittelalter stetig ausgebauten und damit anwachsenden Befestigungen ihre Existenz gefährden konnte: 1519 wurde im Laufe der Hildesheimer Stiftsfehde nicht nur die Stadt Minden, sondern auch Petershagen belagert. Nachdem der Landesherr die Bürger mit ihren Angehörigen und ihrem mobilen Besitz in seine Burg aufgenommen hatte, ließ er zur Schaffung eines davor freien Schussfeldes die gesamte städtische Bebauung von Petershagen und damit auch beide Pfarrkirchen niederbrennen. Vergleichbar verfuhr man auch mit der Besiedlung vor den weiteren Landesburgen in Rhaden und Hausberge.[16] 1553 ließ man im Zuge einer Belagerung des Schlosses Petershagen zu dessen besserer Verteidigung erneut die gesamte davorliegende Doppelstadt einschließlich Rathäusern und Kirchen niederbrennen.[17]

Allianzwappen der Familien von Wyck und von Oer mit Inschrift. Die 1734 gefertigte Tafel bekrönte ehemals das Chorgestühl der auf Haus Neuhaus wohnenden Herren in der Kirche St. Vit und erinnert daran, dass durch ihre Stiftungen der 1730 bis 1736 errichtete Neubau möglich wurde (2020).

Ruine der Kirche des im 15. Jahrhunderts verlassenen Dorfes Emmerke bei Borgentreich im Kreis Höxter (2012).

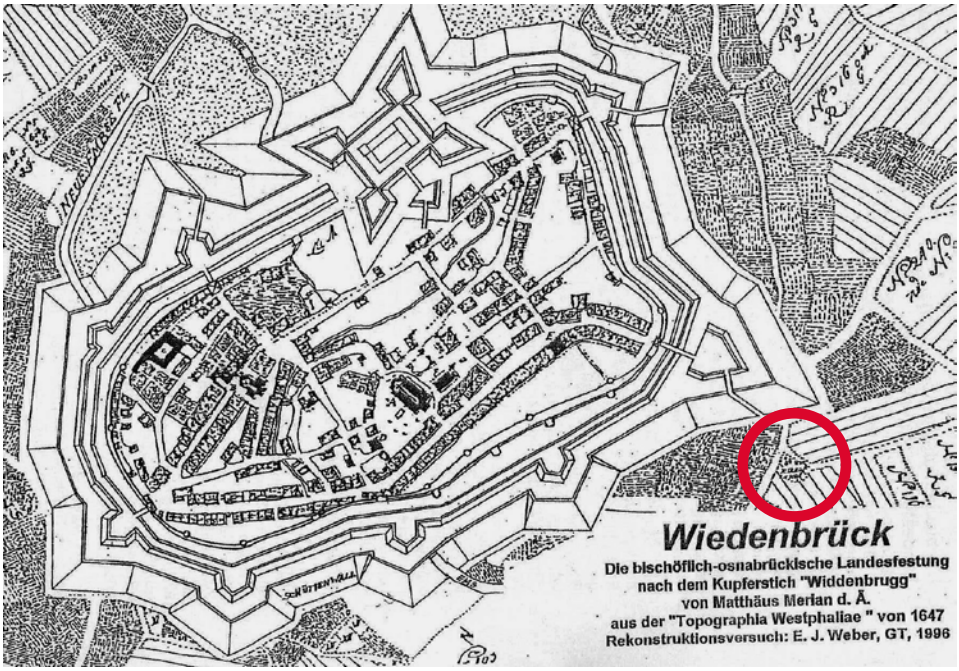
Seit dem späten Mittelalter hat man viele kleine Siedlungen und Dörfer aufgegeben und ihre Bewohner in nahegelegene Städte umgesiedelt. In dieser von Fehden geprägten Zeit war hierfür zunächst das Schutzbedürfnis der Landbevölkerung verantwortlich. Insbesondere im Weserbergland sind im Zuge dieser Entwicklung viele Dorfwüstungen entstanden, von denen heute nicht selten als letztes Zeichen nur noch einsame Kirchenruinen zeugen. Ein prägnantes Beispiel ist die Dorfwüstung Emmerke bei Borgentreich (Kr. Warburg), von deren, ebenso wie in St. Vit ehemals dem Hl. Vitus geweihter, Kirche seit mehreren Jahrhunderten nur noch die Ruine des Kirchturms erhalten ist.

Viele Dörfer, Vorstädte aber auch einzelne Bauten mussten in der frühen Neuzeit dem Ausbau der stetig anspruchsvoller werdenden Befestigungen benachbarter Städte und Burgen weichen. Dies lässt sich z. B. für die Vorstädte von Minden oder Warburg nachweisen. Während in der Frühzeit die umgebende Feldflur von Minden noch von zahlreichen einzelnen Bauten und kleinen Siedlungen durchsetzt war, kam es seit dem Spätmittelalter zunehmend zur Entleerung der Feldflur und erst damit zu dem charakteristischen Gegensatz zwischen bevölkerter Stadt und unbesiedelter Flur. Diese Entwicklung erfolgte in mehreren Etappen:[18] Sie begann mit dem Wüstfallen von verschiedenen, die Stadt umgebenden kleinen Siedlungen, wohl insbesondere im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts. Später wurde die Entwicklung insbesondere aus Verteidigungsgründen durch die Bürgerschaft selbst systematisch weiter vorangetrieben. Davon zeugen eindringliche Beispiele:

- In Minden wurden bei einer Belagerung 1552 – zum wiederholten Male – die Simeons- und die Marienvorstadt von feindlichen Truppen eingenommen, die anschließend

dort eine Schanze aufwarfen und von hier die innere Stadt „mit grobe[m] Geschütz“ beschossen. Nach dieser Erfahrung und vor dem Hintergrund, dass die seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts aufgekommenen und 1499 zum ersten Mal in Minden nachweislich eingesetzten Schusswaffen immer größere Reichweiten erlangten, beschloss der Rat, die Vorstädte abzubrechen und deren Bewohner in die Stadt umzusiedeln. Die wenigen Bauten, die wegen besonderer rechtlicher Verhältnisse weiterhin noch außerhalb der Mauer verblieben, sind spätestens 1634 von der kaiserlichen Besatzung ebenfalls niedergebrannt und abgebrochen worden.

- Die schon angesprochene St.-Johanniskirche vor der Befestigung von Lemgo wollte der Rat aus Verteidigungsgründen schon 1544 abbrechen lassen, erhielt hierzu aber vom Landesherrn keine Erlaubnis (auch ein weiterer Versuch 1584 wurde untersagt). Nachdem schließlich eine der städtischen Torbastionen mit ihrem Ausbau bis unmittelbar an den Kirchhof ausgedehnt worden war, hat schließlich eine in der Stadt liegende kaiserliche Besatzung die St.-Johanniskirche im Winter 1638/39 abgebrochen, wobei allerdings Kirchturm und Friedhof erhalten blieben.[19]
- In Warendorf wurde 1553 wegen einer drohenden Belagerung das vor der Stadt stehende Hl.-Geist-Hospital mit der Johanniskapelle abgebrochen, denn man befürchtete, dass sich dort Truppen des Herzogs von Braunschweig verschanzen könnten.[20]
- Warburg im Weserbergland hatte mehrere Vorstädte. Diese wurden aus gleichen Gründen, allerdings endgültig erst 1622 aufgelöst und die zahlreichen dortigen Bewohner



Rekonstruktion der Festungsanlagen um die Stadt Wiedenbrück. Ausbaustand um 1650. Zeichnung von E. J. Weber 1996. Unten rechts, unmittelbar neben einem als „Schanze“ bezeichneten Ravelin lag das rechteckige Grundstück des zu dieser Zeit noch genutzten Friedhofes von St. Vit.

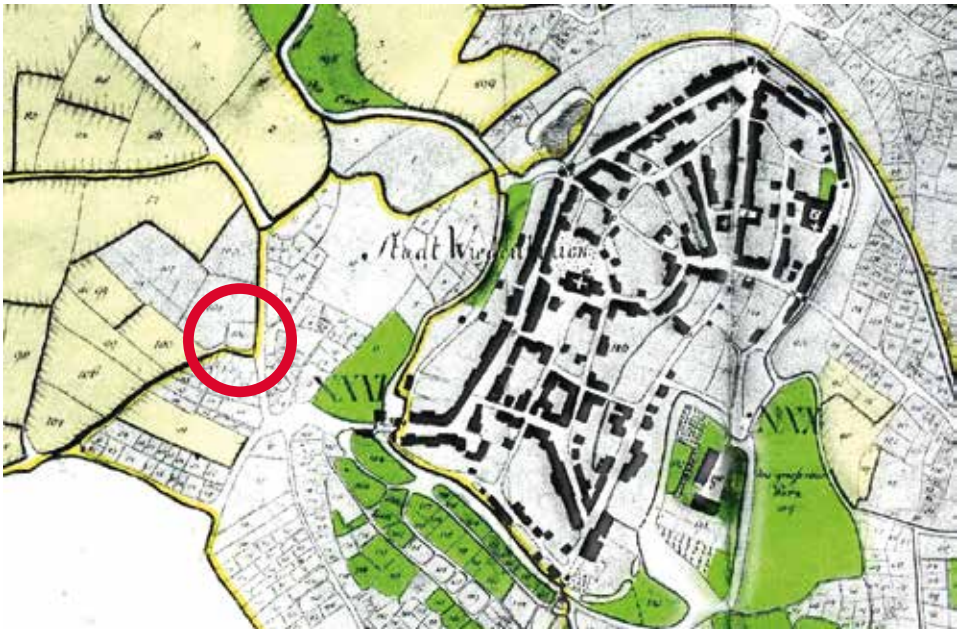
auf noch freie Flächen innerhalb der Stadtbefestigung umgesiedelt. Die in der Vorstadt Hüffert stehende Pfarrkirche St. Peter wurde hierbei ersatzlos abgebrochen.[21]

Die zweimal umgesetzte Pfarrkirche St. Vit

Auch St. Vit blieb von diesen mit einigen Beispielen verdeutlichten Entwicklungen nicht unbetroffen. Als eine vor der Stadt gelegene Siedlung dürfte aber St. Vit eines der wenigen Beispiele im weiten Umfeld sein, bei dem sich trotz des stetigen Ausbaus der Befestigung von Wiedenbrück die vorstädtische Gemeinde nicht auflöste. Vielmehr wurde hier eine besondere Lösung gewählt: Wie üblich wurde in Wiedenbrück im Zuge der Stadtwerdung im frühen 13. Jahrhundert mit der Anlage der Stadtbefestigung der städtische Raum von dem verbliebenen umgebenden Land rechtlich und funktional geschieden. Im Zuge dieser Entwicklungen trennte man die Pfarrei St. Vit von der in der Stadt stehenden, dem St. Aegidius geweihten Mutterkirche.[22] Ausgangspunkt war eine schon länger bestehende Kapellengemeinde: Bereits Anfang des 11. Jahrhunderts sollen 13 Höfe im westlichen Bereich des Kirchspiels Wiedenbrück eine der Jungfrau Maria geweihte Kapelle gegründet haben, die seit dem 12. Jahrhundert von einem Mönchsbruder aus Corvey betreut und unter den Schutz des Hl. Vitus, dem Patron seines Klosters, gestellt wurde. Ihr Standort, später als Klusgarten bezeichnet, lag nördlich von Venkers Haus. Diese Kapelle wurde am 19. Mai 1212 zur Pfarrkirche erhoben und dabei der Gemeinde neun weitere Höfe zugewiesen.[23] Das neue Kirchspiel umfasste seitdem die beiden westlich der Stadt gelegenen Bauernschaften Rentrup und Geweckenhorst.

Als Standort der neuen Pfarrkirche mit dem sie umgebenden Friedhof wählte man ein Gelände nur wenig westlich der Stadt, wohl, weil die Kirche fortan von einem in der Stadt wohnenden Priester betreut werden sollte.[24] Somit wurde der Bau an der Gabelung zwischen den Fernwegen platziert, die nördlich nach Rheda und westlich nach Stromberg führten (heute etwa Abzweig der Jodokus-Temme-Straße von der Hauptstraße).

Seit 1365 setzten die Grafen von Tecklenburg alles daran, ein eigenes Territorium um ihre Burg Rheda auszubauen und grenzten sich damit von der Amtsstadt Wiedenbrück ab. Da beide nur wenige Kilometer voneinander entfernt lagen, musste auch die Befestigung von Wiedenbrück immer wieder verbessert werden.[25] Schon um 1400 hat man in diesem Zusammenhang zur Ausweitung eines freien Stadtfeldes die beiden zur Pfarre St. Vit gehörenden Twiehusen-Höfe in die Stadt verlegt[26] und 1552 galt dann im Zuge eines Grenzkonfliktes zwischen Rheda und dem Amt Reckenberg[27] schließlich auch die St.-Vituskirche als zu nah an der Stadt gelegen. Sie wurde trotz Protest des Wiedenbrücker Stiftes[28] abgebaut, aber nicht – wie zur dieser Zeit andernorts üblich – in die Stadt versetzt, sondern weiter entfernt von dieser auf der vom Hof Halberbe Schliekmann bereitgestellten Flur „zur Horst“ wieder aufgebaut. Dieser neue Platz befand sich unmittelbar am Ostrand des Kirchspiels,[29] also gerade jenseits der Wiedenbrücker Feldflur. Er war allerdings auch dort nicht abgelegen, da er sich auf der Nordseite des alten Fernweges von Wiedenbrück westlich über Stromberg, Beckum nach Hamm befand: Erst als man ab 1813 die neue Chaussee (Aussel-Stromberg) weiter südlich trassierte, hatte die Kirche St. Vit in eine verkehrlich weniger gute Lage.



Plan der Stadt Wiedenbrück und ihrer Feldflur, von Landmesser Johann Wilhelm von Du Plat, 1790. Die Festungswerke sind inzwischen wieder geschleift und deren Gelände in Gärten verwandelt worden (diese sind auf der Karte grün und grau unterlegt). Nordwestlich vom Langenbrügger Tor das inzwischen zu einem Garten umgewandelte Gelände des Kirchhofes von St. Vit.

Die wohl zügige Umsetzung der Kirche war möglich, da sie aus Fachwerk bestand, das man leicht auseinandernehmen konnte. Ihr alter, seitdem unbebauter Kirchplatz vor dem Langenbrügger Tor von Wiedenbrück wurde weiterhin noch bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts als Friedhof genutzt und erst 1790 zu einem Garten umgestaltet. Heute liegt seine Fläche unter der 1836 angelegten Chaussee Rheda-Wiedenbrück.[30] Der Ort des alten Kirchhofes ist aber noch durch einen exakten Plan der Stadt Wiedenbrück und seiner Feldflur dokumentiert,[31] den Christian Ludolph Reinhold 1766 erstellt hatte.[32]

Über das Aussehen der mittelalterlichen Befestigungsanlagen von Wiedenbrück ist nichts Konkretes bekannt, doch lässt sich der Verlauf der zunächst aus Mauer mit vorgelagertem Graben bestehenden Stadtbefestigung rekonstruieren. Auch dass man sie später immer wieder nach außen durch einen zusätzlichen Zwinger und Wall erweitert hat, lässt sich nachvollziehen.[33] Um 1575 wurde mit einem weiteren Ausbau[34] und Ende des 16. Jahrhunderts mit dem Bau weiterer vorgelagerter Festungswerke begonnen. Man schuf zunächst den Stadttoren vorgelagerte fünfeckige Ravelins. Bis 1630 hatte das Langenbrücker Tor zudem einen umlaufenden Mantelwall erhalten[35] und dieser bis 1647 so weiter ausgebaut, dass man mit den Befestigungswerken schließlich bis auf wenige Meter an den Friedhof St. Vit herangerückt war.

Die Stadt Wiedenbrück wurde während des Dreißigjährigen Krieges mehrmals besetzt und neu befestigt, wobei durch die Kriegshandlungen offensichtlich auch Bauernhöfe von St. Vit zerstört wurden (1647 Besetzung durch die Schweden).[36] Wohl aus diesen Gründen

hat sich in der Gemeinde St. Vit auch kein Haus aus der Zeit vor der Mitte des 17. Jahrhunderts mehr erhalten. Alle Höfe mussten nach Ende des Krieges erneuert werden, wohl nicht selten zunächst in sehr einfacher und provisorischer Form. Das 1658, also kurz nach dem Krieg, neu errichtete Küsterhaus wird daher seit langem als das älteste Haus der Ortes St. Vit bezeichnet. Alle weiteren alten Häuser waren Bauernhäuser, die man erst nach 1699 als traditionelle Längsdielenhäuser errichtet hat[37] und die wahrscheinlich behelfsmäßige Notbauten nach den Zerstörungen ersetzten.

Notwendiger Bau von Küsterhaus mit Schule und Priesterkammer

Mit der Verlagerung der Pfarrkirche weiter weg von der Stadt war es allerdings für den die Kirche St. Vit betreuenden Geistlichen schwieriger geworden, dort die Messen zu lesen. Zuvor hatte er nur wenige Minuten von einer der Stiftskurien bis zur Kirche St. Vit benötigt, während sich seitdem die Wegstrecke mit etwa 2,8 km ganz erheblich auf mehr als 30 Minuten Fußweg verlängerte.

Auch der Küster und Lehrer von St. Vit hatte traditionell in Wiedenbrück gewohnt. Im Zuge einer großen Visitations- und Firmungsreise durch das Bistum besuchte der Osnabrücker Bischof Franz Wilhelm von Wartenberg am 12. Juli 1651 auch die Gemeinde St. Vit.[38] Er bemängelte das Fehlen einer Schule in der Gemeinde und verlangte daher die Übersiedlung des Küsters Konrad Suer genannt Wietlake nach St. Vit.[39] Hierzu musste ihm allerdings erst ein Haus errichtet werden, was sieben Jahre Vorbereitung bedurfte, wohl insbesondere, weil der Bau aus dem Pfarrvermögen finanziert werden musste. Mit der Torbalkeninschrift erinnert man daran, dass das Haus auf Initiative des Osnabrücker Fürstbischofs errichtet wurde.[40] Wohl wegen der geringen Einkünfte der Gemeinde konnte man auch nur ein recht kleines Längsdielenhaus vom Typ eines Vierständerbaus errichten, in dem zudem auch noch die Schule und ein Bereich für den Priester untergebracht wurden. Später ist das Gebäude mehrmals erweitert und umgebaut worden – Ausdruck der vielfältigen Nutzungen.

Dass man einem Pfarrer eine zusätzliche einfache Unterkunft an der von ihm betreuten Pfarrkirche einrichtete, war nur selten nötig, denn zu einer Pfarrkirche gehörte in der Regel ein nahegelegenes Pfarrhaus. Neben St. Vit war das Dorf Herringen (heute Stadt Hamm) eine solche Ausnahme. Dort gab es eine reformierte Gemeinde, doch waren die Herren von Tork auf Haus Nordherringen katholischen Glaubens geblieben. Für die Katholiken des Dorfes und die Herrschaft zelebrierten daher Franziskanerbrüder aus der Stadt Hamm seit 1672 in der Burgkapelle Gottesdienste. 1766 wurde in Nordherringen mit dem Bau einer neuen katholischen Kapelle begonnen. Der erst 1775 fertiggestellte Bau erhielt hinter dem Chor einen kleinen, zweigeschossigen Anbau, in dem man über der Sakristei eine „Paterkammer“ schuf. Von dem dortigen Wandbett war nicht nur ein Blick in die Kirche möglich, sondern es konnte auch die Glocke im Dachreiter bedient werden.[41]

Während über die ältere Zeit der Gemeinde von St. Vit kaum etwas überliefert ist, sind wir über ihre neuzeitlichen Verhältnisse durch viele erhaltene Quellen außergewöhnlich gut unterrichtet. Dazu gehören Chroniken der Lehrer und Küster.[42]

Aufgrund der beschriebenen besonderen Strukturen in Gemeinde St. Vit dürfte der dortige Küster eine besondere, starke Stellung, auch gegenüber dem Pfarrer gehabt haben.

Pfarrhaus und Kirche von St. Vit (2018).

Er war bis 1818 derjenige, der die Gemeinde vor Ort führte und wohl auch in wesentlichen Teilen vertrat und repräsentierte. 1663 hatte die Gemeinde St. Vit insgesamt nur 215 Mitglieder (davon 7 „acatholicae").[43]

Erster Bewohner des neuen Hauses wurde am November 1658 der Wiedenbrücker Bürger und Schneider Cord Suer, genannt Konrad Wietlake, der schon zuvor lange Jahre den Küster- und Lehrerdienst wahrgenommen hatte.[44] Er übte sein Amt und Handwerk noch über viele Jahre im neuen Küsterhaus aus und verstarb erst mit 97 Jahren. Nach seinem Tod am 3. Februar 1702 folgte sein Sohn Konrad Gottfried Wietlake ihm im Amt und nach dessen Tod 1730 wiederum dessen Sohn Philipp Joseph Wietlake. Erst 1778 zog nach über 120 Jahren mit Hermann Joseph Kerkmann eine neue Küsterfamilie in das Haus. Dessen Sohn Elbert Wilhelm Kerkmann übernahm 1819 das Amt und übte es bis 1843 aus.[45]

Das Einkommen des Küsters bestand aus der mietfreien Nutzung des Hauses sowie der Nutzung von etwas Land (zwei Gärten vor Wiedenbrück[46] und einer in St. Vit), ferner verschiedenen Naturalabgaben (Korn, Brot, Fleisch, Wurst, Eier), die die Gemeindemitglieder zu leisten hatten. Darüber hinaus erhielt er Zinserträge aus Geldern, die der Kirchengemeinde zugunsten der Küsterei gespendet worden waren. Er erhielt auch Anteile an den Kollektengeldern und Stolgebühren, ferner für seine Arbeit als Lehrer das Schulgeld der Kinder.[47]

Die Schule erhielt erst 1894 ein eigenes (heute nicht mehr erhaltenes) Gebäude an der Stromberger Straße. Wenige Jahre später, 1898, wurde der bislang hierzu genutzte Anbau am Küsterhaus abgebrochen.

Noch bis 1899 bestand ein wesentlicher Teil der Einnahmen des Küsters aus traditionell von den Bauern der Gemeinde zu leistenden Naturalleistungen.[48] Diese mussten im Haus gelagert und verarbeitet werden, sodass der Küster bis zu diesem Zeitpunkt auch noch in dem Wohn- und Wirtschaftsgebäude in traditioneller Weise gewirtschaftet haben dürfte. Hierzu gehörten das Halten von Kuh und Schwein und wohl auch noch eine kleine Landwirtschaft.

Die überlieferte Lebens- und Wirtschaftsweise des Küsters endete mit Aufgabe der Naturalabgaben mit Ablauf des Jahres 1898. Anlass dürfte das Ausscheiden von Johannes Lüke gewesen sein, der von 1871 bis 1896 als Lehrer und Küster in dem Haus gelebt hat. August Kunstein, sein Nachfolger im Küsteramt war nicht mehr in traditioneller Art auch Landwirt. Für ihn erhielt das Haus nach Abbruch des vor allem der Schule dienenden Anbaus 1899 eine massive Erweiterung am Wohngiebel, der einen erheblichen Zuwachs an zeitgemäßen Wohnräumen brachte. In dem erweiterten Haus wandte sich Küster Kunstein bald auch einem neuen, zeitgemäßen Nebengewerbe zu: Er betreute von 1904 bis 1923 den neu gegründeten „St. Viter Spar- und Darlehenskassenverein", der, größer geworden, erst 1923 eigene Räume bezog. 1931 wurde das Küsteramt von Hermann Poll übernommen und später von seinem Sohn Vitus Poll bis zu dessen Tod 2013 weitergeführt. Als dessen Witwe Ursula Poll das Haus im Juni 2014 verließ, endete die durch zwölf Küstergenerationen getragene, traditionsreiche Nutzung des Hauses

Als man das Küsterhaus 1995 in die Denkmalliste eintrug, wurde es als ältestes Gebäude im Ort bezeichnet. Trotz der somit bekannten besonderen ortsgeschichtlichen Bedeutung stand es seit 2014 leer. Die Kirchengemeinde sah sich nicht mehr in der Lage, das zunehmend verfallende Gebäude weiter zu unterhalten.

Um eine Diskussion über die Zukunft des Hauses durch eine vermehrte Kenntnis in Gang zu setzten, ließ die Stadtverwaltung Rheda-Wiedenbrück als Untere Denkmalbehörde 2014 eine bauhistorische Untersuchung durchführen, mit der man den Hausforscher Laurenz Sandmann aus Warendorf beauftragte.

---

1 Franz Flaskamp: Die Anfänge des Volksschulwesens im Bistum Osnabrück. Visitationsbericht vom Jahre 1653, Wiedenbrück 1940, S. 25.

2 Zur Geschichte der einzelnen Höfe siehe Flaskamp 1940 (wie Anm. 1), S. 17–19.

3 Herbert Schlautmann: Die westfälische Landgemeinde St. Vit, Gütersloh 1940, S. 13–14.

4 Die Kirchen von St. Vit, Langenberg, Rheda, Gütersloh und Neuenkirchen.

5 Liste der Pfarrer siehe Franz Flaskamp: Familiengeschichte der Herren von der Wyck auf Neuhaus im Kirchspiel St. Vit, Rietberg 1934, S. 34.

6 Franz Flaskamp: Zur älteren Kirchengeschichte des Kreises Wiedenbrück. In: Westfälische Zeitschrift 107, Münster 1957, S. 367–393, hier S. 380.

7 Hierzu siehe Flaskamp 1934 (wie Anm. 5).

8 Rudolf von Bruch: Die Rittersitze des Fürstentums Osnabrück, Osnabrück 1930, S. 394f.

9 Franz Xaver Flaskamp: Inventarium ecclesiae ad Sanctum Vitum – Statusbericht (1705) über die Pfarrkirche zu St. Vit – Wiedenbrück, Münster 1946, S. 22.

10 Der Kaland zu Wiedenbrück war wenige Jahre zuvor im Jahre 1343 gegründet worden, wobei man sich

an der Satzung des Bielefelder Kalands von 1318 orientierte (Franz Flaskamp: Die Kalandsbruderschaft zu Wiedenbrück, Münster 1959).

11 Nachdem er 1816 die Pfarrstelle St. Vit übernahm und man ihm dort bis 1818 ein Pfarrhaus errichtet hatte, konnte Pfarrer Temme das ihm überwiesene Vikarienhaus in der Stadt als Einkommen vermieten. Es wurde nach seinem Tode ab 1860 als katholisches Schulhaus genutzt und 1868 durch einen hierzu errichteten Neubau ersetzt (Flaskamp 1959, wie Anm. 10, S. 44).

12 Die Gemeinde wurde 1821/23 zusammen mit weiteren Gemeinden des damaligen Kreises Gütersloh vom Bistum Osnabrück an das Bistum Paderborn übertragen.

13 Franz Flaskamp: Das Pfarrbuch I (1653 ff) der Kirchengemeinde St. Vit – Wiedenbrück, Rietberg 1937, S. 53.

14 Den Plan fertigte Kreisbaumeister Conrad Niermann. Das Grundstück hatte Küster und Lehrer Elbert Wilhelm Kerkmann für 200 Thl. von dem sich westlich anschließenden Hof des Bauern Johannes Schliekmann (heute Venker) angekauft, um einen Bau im Garten des Küsterhauses zu verhindern. Er verkaufte die Hälfte davon als Bauplatz schon ein Jahr später für nur 40 Thl. an die Kirchengemeinde. Die restliche Fläche erhielt die Gemeinde dann testamentarisch 1841 (Flaskamp 1946, wie Anm. 9, S. 28).

15 Diese Kreise waren in anderen Kirchorten wesentliche Kraft bei der Entstehung der Dorfsiedlung. Siehe hierzu Fred Kaspar (Hrsg.): Im Speicher auf dem Kirchhof. Wohnen und Arbeiten im Zentrum von Kleinstadt und Dorf, Petersberg 2018 (= Einblicke. Schriften der Stiftung Kleines Bürgerhaus, Bd. 5).

16 Matthias Christian Kuck: Burg und bischöfliche Herrschaft im Stift Minden, Diss. (masch.-schriftlich) Münster 2000, S. 146.

17 Martin Krieg, Das Chronicon domesticum et gentile des Heinrich Piel, Münster 1981, S. 160 und 166.

18 Ausführlich hierzu: Fred Kaspar: Städtebau und Siedlungsgeschichte. In: Fred Kaspar (Bearbeiter): Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Bd. 50, Stadt Minden, Teil 1: Einführungen und Darstellung der prägenden Strukturen, Essen 2003, S 166–299, hier S. 205–208.

19 Günter Rhiemeier: St. Johann in und vor Lemgo, Lemgo 1998, S. 46–49.

20 Rudolf Schulze: Geschichte der Stadt Warendorf, Warendorf 1955, S. 213.

21 Dazu Fred Kaspar: Zum Profanbau in der Stadt Warburg zwischen dem 13. und dem 17. Jahrhundert. In: Denkmaltopographie der Bundesrepublik Deutschland. Denkmäler in Westfalen, Kreis Höxter, Bd. 1.1: Stadt Warburg, Petersberg 2015, S. 61–88.

22 Flaskamp 1957 (wie Anm. 6), S. 373.

23 Flaskamp 1934 (wie Anm. 5), S. 23.

24 Ihre Namensliste siehe Flaskamp 1934 (wie Anm. 5), S. 24f.

25 Thomas Pogarell und Cornelia Kneppe: Die Stadtbefestigung von Wiedenbrück im Fokus archäologischer Untersuchungen. In: Archäologie in Westfalen-Lippe, Langenweißbach 2017, S. 127–131.

26 Franz Xaver Flaskamp: Das Pfarrbuch III (1755 ff.) der Kirchengemeinde St. Vit-Wiedenbrück, Gütersloh 1940, S. 17.

27 Hermann Eickhoff: Osnabrückisch-Rhedischer Grenzstreit (1524/65). In: Mitteilungen des Vereins zur Geschichte und Landeskunde von Osnabrück 22, Osnabrück 1897, S. 107–194.

28 Hierzu siehe LA NW, MS, Kollegiatstift Wiedenbrück, Akten 10.

29 Flaskamp 1946 (wie Anm. 9), S. 3.

30 Flaskamp 1937, S. 15; Flaskamp 1940 (wie Anm. 26), S. 19; Flaskamp 1946 (wie Anm. 9), S. 12.

31 Publiziert in: Christian Ludolph Reinhold und Franz Flaskamp: Plan und Gesamtbild der fürstbischöflich-osnabrücker Residenzstadt Wiedenbrück, Wiedenbrück 1938. Zu Anlass und Hintergrund dieser Karte siehe Franz Flaskamp: Die Gesamtbilder der Stadt Wiedenbrück, Münster 1933 sowie 2. Aufl. Wiedenbrück 1951, S. 15–18.

32 Reinhold war ab 1766 Bauführer und Feldmesser im osnabrückischen Amt Reckenberg. In dieser Zeit entstand u. a. der detaillierte Stadtplan zu Wiedenbrück. Ab 1770 arbeitete Reinhold als Feldmesser im preußischen Amt Ravensberg. Im Rahmen seiner Tätigkeit entstanden hunderte von Markenteilungskarten. Siehe hierzu Franz Flaskamp: Reinhold, Christian Ludolph. In: Thieme-Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler, Bd. 28, Leipzig 1934, S. 131f.; Rolf Westerheider: Christian Ludolph Reinhold und die visuelle Geschichte Reckenbergs und Ravensbergs. In: Heimatjahrbuch Kreis Güters-

loh 35, Gütersloh 2018, S. 66–71.

33 Siehe hierzu die Zusammenfassungen bei: Ernst Josef Weber: Die fürstbischöflich-osnabrückische Landesfestung Wiedenbrück im Jahre 1647, Rheda-Wiedenbrück 2007.

34 Die Ausbaugeschichte der Befestigung ist aus archivalischen Nachrichten kaum detaillierter bekannt. Pogarell/Kneppe 2017 (wie Anm. 25) nennen hierzu mehrere inzwischen archäologisch ermittelte dendrochronologische Datierungen.

35 Weber 2007 (wie Anm. 33), S. 53.

36 Hermann Eickhoff: Der Dreißigjährige Krieg in dem fürstbischöflich-osnabrückischen Amte Reckenberg und der Herrschaft Rheda – aktenmässige Mitteilungen über die Geschichte des Krieges in unserer Gegend nebst anderem wichtigeren historischen Material aus früherer und späterer Zeit, Gütersloh 1882.

37 Schlautmann 1940 (wie Anm. 3), S. 17.

38 Hierzu Franz Xaver Flaskamp: Die ältesten Seelenstandslisten (1651 ff.) der Kirchspiele Wiedenbrück und St. Vit, Münster 1946 (im Folgenden Flaskamp 1946 A).

39 Franz Xaver Flaskamp: Das Lehrerbuch (1790 ff.) der Kirchengemeinde St. Vit-Wiedenbrück, Münster 1947.

40 Siehe hierzu auch Flaskamp 1947 (wie Anm. 39), S. 7.

41 Hierzu siehe Hans Thümmler: Die Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Bd. 47, Kreis Unna, Münster 1959, S. 215–219, ferner Heinrich Peitzmeyer: Herringen. Aus Geschichte und Gegenwart eines alten Lippe-Kirchspiels, Herringen 1982, S. 21, 35f.

42 Zum Archiv allgemein siehe Franz Flaskamp: Beiträge zur Kirchengeschichte von St. Vit. In: Franz Flaskamp: Untersuchungen zur Geschichte des Kreises Wiedenbrück, Rietberg 1934, S. 21–25.

43 Flaskamp 1946 A (wie Anm. 38), S. 39.

44 Flaskamp 1946 (wie Anm. 9), S. 28.

45 Zur Liste der nachweisbaren Küster siehe Flaskamp 1934 (wie Anm. 44), S. 25, und Flaskamp 1940 (wie Anm. 1), S. 7.

46 Sie lagen am alten Kirchhof von St. Vit und wurden erst nach dessen Schließung im Jahre 1783 verkauft. Aus dem Erlös wurden zwei Morgen Land am Küstergarten erworben.

47 Flaskamp 1940 (wie Anm. 1), S. 8f.

48 Flaskamp 1947 (wie Anm. 39), S. 17.

Laurenz Sandmann

Das Küsterhaus in St. Vit (Rheda-Wiedenbrück) – Bau- und Veränderungsgeschichte

Das Gebäude mit der heutigen Adresse „Am Lattenbusch 5" besteht aus mehreren Bauteilen: Kern ist ein Fachwerkhaus von 1658. Daran schließt sich nach Westen ein massiver, 1899 errichteter Wohnteil an.[1] An der nördlichen Traufseite befindet sich ein kleinerer Wirtschaftsanbau von Fachwerk, den man nachträglich nach Osten verlängert hat. Das Haus steht nur wenige Meter neben dem Ostchor der Pfarrkirche St. Vit. Zu dem freistehenden Gebäude gehört bis heute ein großer Garten und eine Weide. Das Areal war vormals mit Obstbäumen bepflanzt und erhielt Ende des 18. Jahrhunderts einen künstlich aufgeschütteten Erdhügel mit Gartenlaube.[2]

Das Haus wurde zunächst als Küsterwohnung mit Schule errichtet, sollte aber auch eine Übernachtungsmöglichkeit für den Pfarrer bieten. Aus den Schriftquellen sind zahlreiche Umnutzungen des Gebäudes bekannt, die auch zu baulichen Maßnahmen geführt haben.[3] Nicht alle dieser Veränderungsprozesse lassen sich an der erhaltenen Bausubstanz noch heute ablesen. Auch ist ein ehemaliger halbseitiger Anbau vor dem westlichen Giebel vom Kernbau nicht mehr erhalten und kaum näher dokumentiert. Er wurde wohl 1670 errichtet, nachträglich verlängert und 1898 abgebrochen.[4] Dieser Anbau dürfte zunächst –

Das Küsterhaus St. Vit und die Pfarrkirche nach Abschluss der Renovierungsarbeiten (2020).

Der Torbogen des Küsterhauses mit der den Bau erklärenden Inschrift von 1658, Neufassung 2020.

wie auf einem Lageplan von 1788 dokumentiert – kurz und nicht mehr als zwei Gefache lang gewesen sein.[5] In der Nachzeichnung einer früheren Bleistiftzeichnung von etwa 1860 ist dieser dann aber wesentlich größer zu erkennen.[6] Dieser Schulzwecken dienende Bauteil nahm nach einer offensichtlich aus der Erinnerung des Verfassers erstellten Grundrisszeichnung Pfarrzimmer, Schulflur und einen größeren westlichen Schulraum auf.[7] Auf der Zeichnung wird zudem an der östlichen Giebelseite, links neben der Toreinfahrt, ein heute ebenfalls nicht mehr vorhandener Stallanbau dokumentiert, der ein Kohlenlager und einen Schweinestall enthielt.

Die bauhistorische Untersuchung beschränkt sich daher auf das 1658 in den traditionellen Formen eines Längsdielenhauses mit Vierständerkonstruktion errichtete Haus. Wesentliche Teile dieses Gebäudes sind noch erhalten; nur die westliche Giebelwand wurde 1899 bei der Errichtung des massiven Wohnteils komplett niedergelegt. Allerdings hat man an den Umfassungswänden wie auch dem inneren Gefüge mehrfach Veränderungen vorgenommen. Dagegen präsentiert sich das 1899 in Massivbauweise angebaute Wohnhaus nahezu unverändert. Hier sind nur die Fenster und die Haustür später ersetzt worden. Insgesamt ist das Gebäude durch den Neubau und die damit verbundenen Umbaumaßnahmen im Altbau von der Zeit um 1900 geprägt.

Bei der Veränderung des alten Fachwerkhauses lassen sich in mehrere Phasen unterscheiden:

Bauhistorische Untersuchung

Der Kernbau (von 1658)

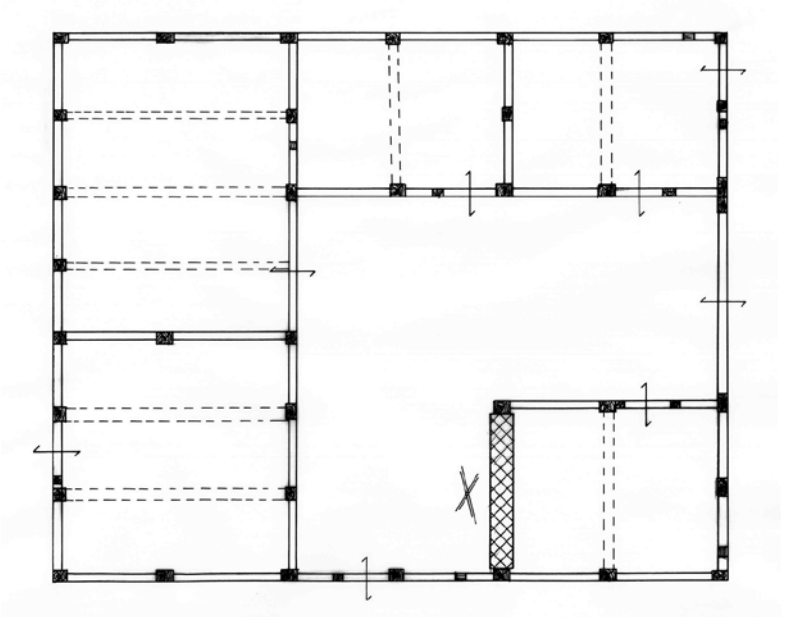
Das giebelseitig erschlossene Haus mit einer Grundfläche von 99 qm (11,15 x 9 m) besteht aus einem Fachwerkgerüst von sieben Gebinden (Bauphase I). Das Hausgerüst wurde mit Lehmflechtwerk ausgefacht.

Das ursprüngliche Baugefüge hat sich bis auf die westliche Giebelwand in großen Teilen erhalten. Die Wände standen über einem Sockel auf einer – später durch Mauerwerk ersetzten – Schwelle. In der Mitte der östlichen Giebelwand befindet sich das hohe Einfahrtstor, dessen Sturzbalken direkt an das Rähmholz stößt. Neben dem rechten Torständer steht ohne Abstand ein weiterer Wandständer, in den die Dielenseitenwand des nördlichen Seitenschiffs einbindet. Dieses konnte so eine gegenüber dem südlichen Seitenschiff geringere Breite bekommen und gab die Möglichkeit, der Diele eine Breite von 3,35 m zu geben, noch immer kaum breiter als der Torbogen mit einer Durchfahrtsbreite von 2,95 m. Die beiden weiteren nördlichen Ständer der Giebelwand weisen zwei Riegelfolgen auf, wobei im äußeren Gefach ein Riegel nach oben versetzt wurde, sodass hier zur Bauzeit eine Türöffnung zum kleinen Stall dahinter bestand. Daher erhielt hier erst der zweite Wandständer eine Strebe zur Aussteifung. Links neben dem Einfahrttor wurde dagegen der südliche Eckständer ausgesteift. Das Giebeldreieck kragt über dreifach gekehlten Knaggen nur um wenige Zentimeter vor. Dessen ursprüngliche Konstruktion blieb hinter der jüngeren Verbretterung vollständig erhalten: Die Giebelsparren stehen leicht vor, so dass in einer Nut an ihrer Unterseite eine nicht mehr erhaltene Verkleidung aus starken Bohlen geschoben werden konnte. Sie wurde von zwei langen, in den Mittelständer mit Ständerfußblatt gezapften Riegeln gehalten. Die sieben Sparrengebinde stehen auf dem Wandrähm und haben eine Kehlbalkenlage.

Die Gebindebalken des Hausgerüstes sind jeweils in Wandständer der Traufwände eingehälst. Diese wurden zweifach verriegelt (Verzapfungen zweifach vernagelt). In der südlichen Traufwand weist ein Nagelloch im vierten Gefach auf einen später entfernten Sturzriegel und somit auf eine hier ursprünglich vorhandene Seitentür hin. Sie führte von der dahinter befindlichen Lucht der Diele in den Garten. Im dritten Gefach von Osten steift eine lange Fußstrebe den dritten Ständer aus, in dem daher eine innere Querwand einbindet.

Das Innere des Gebäudes umfasst einen über das östliche Tor befahrbaren dreischiffigen Dielenbereich von vier Gefachen und einen westlich daran anschließenden zweigeschossigen Kammerfachbereich von zwei Gefachen Länge. Der Dielenbereich wird bestimmt von der im Lichten etwa 4,30 m hohen Mitteldiele und zweigeschossig unterteilten Seitenschiffen, wobei in das südliche Seitenschiff eine hohe, zwei Gefach lange Lucht integriert ist. Der Luchtbalken in Verlängerung des Wandrähms wurde durch zwei dreifach gekehlte Kopfbänder unterstützt. Auch die Dielenständer der Seitenschiffe besaßen entsprechende (später teilweise entfernte) Kopfbandaussteifungen in Querrichtung.

Das Seitenschiff nördlich der Diele reichte mit einer lichten Breite von 2,30 m über vier Gefache bis an das Kammerfach. Im vorderen Teil befand sich hinter dem Torbogen ein zwei Gefach langer Stallraum mit Lagerboden darüber, wobei beide zur Diele offen waren.

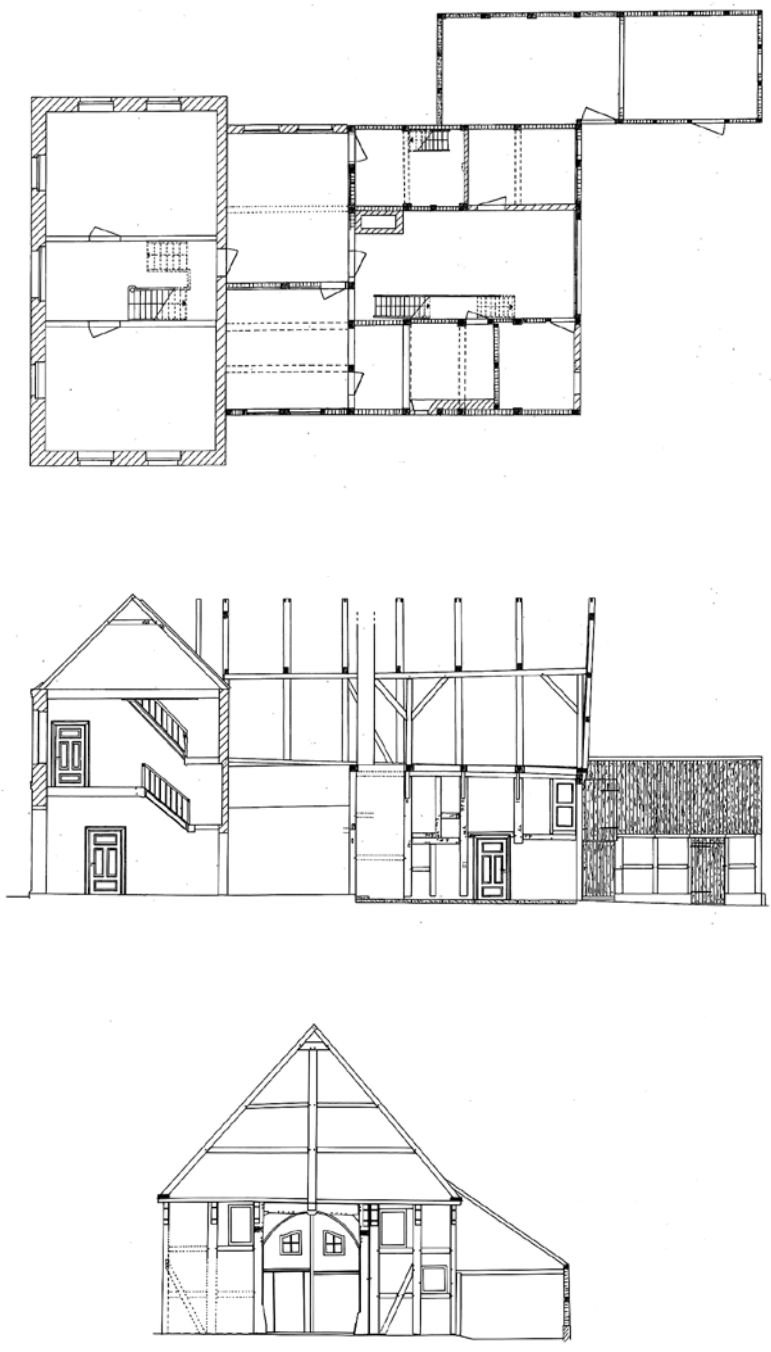


Küsterhaus St. Vit, rekonstruierter Grundriss zur Bauzeit 1658.

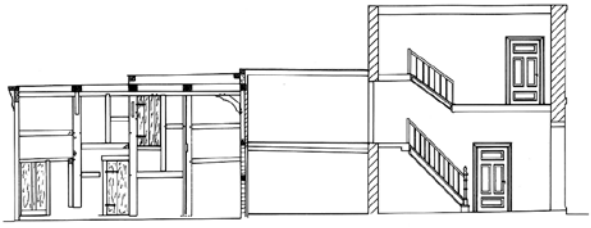
Daran anschließend gibt es im hinteren Teil übereinander zwei Kammern. Sie hatten in der Fachwerkwand schmale Zugänge von der Mitteldiele, wobei die obere der Kammern nur über eine Leiter erreicht werden konnte.

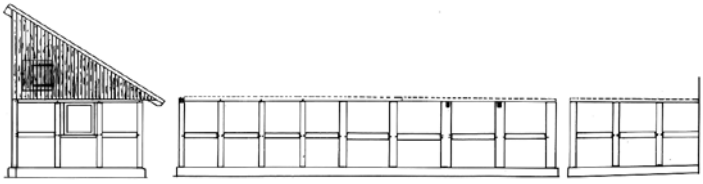
Das Seitenschiff südlich der Diele mit einer lichten Breite von 2,70 m beschränkte sich (vor der hohen Lucht) auf eine Länge von zwei Gefachen. Es wurde zu Wohnzwecken eingerichtet, wobei unten ein Wohnraum und darüber eine Kammer zu rekonstruieren sind. Beide Räume erhielten Zugänge von der Diele: Ein Sturzriegel im ersten Gefach und ein Türpfosten lassen noch den bauzeitlichen Zugang zum Erdgeschossraum erkennen. Auch die obere Kammer war von der Dielenseite über eine vor dem Zugang befindliche Leiter erschlossen. Es ist anzunehmen, dass der untere, sehr kleine Wohnraum mit einer Grundfläche von nur 9,50 qm (3,50 x 2,70 m) als Stube diente, doch ist nicht mehr erkennbar, wie man ihren Ofen beheizte. In der westlichen Stirnseite zur Lucht von diesem Wohnraum blieb das Erdgeschoss ohne Fachwerk,[8] sodass sich hier vermutlich eine gemauerte Wandfläche befand, vor der in der Lucht ein Feuerplatz für das Herdfeuer des Haushaltes lag.[9] Neben dem Seitenausgang war dieser Luchtbereich sicherlich mit Fenstern versehen, sodass der gut belichtete – nicht von der Wirtschaftsdiele abgetrennte Bereich – als Küchen- und Essplatz des Haushaltes gedient haben dürfte.

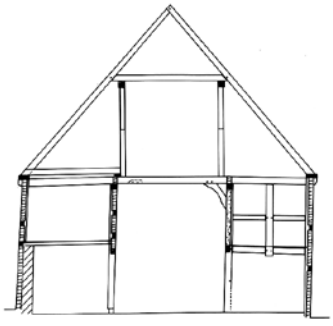
Durch eine quer durch das Haus laufende Fachwerkwand wurde ein zwei Gefach langes Kammerfach vom Dielenteil abgetrennt und dieses durch eine Längswand weiter unterteilt. Beide Hälften waren ursprünglich zweigeschossig ausgebaut. Das Kammerfach konnte zunächst nur von der Diele aus über eine breite, wohl mit zwei Flügeln verschlossene Türöffnung betreten werden. Sie führte in den nordwestlichen, offenbar als Schule genutzten Raum von 18 qm (4,75 x 3,80 m).[10] Darüber gab es eine, nur über eine angestellte Leiter von der Diele aus zu erreichende Türöffnung, die zu einem zunächst darüber befindlichen, später entfernten niedrigen Zwischengeschoss führte.[11] Dessen Zweck ist nicht bekannt.

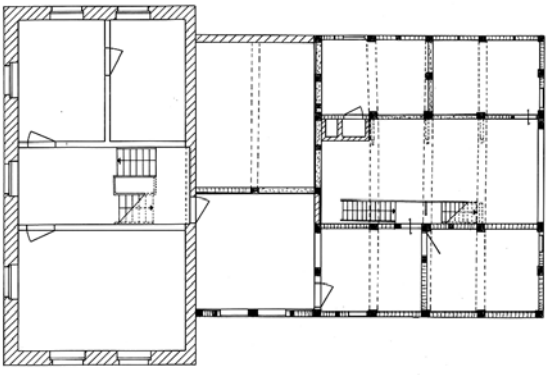


Küsterhaus St. Vit. Bestandsaufmaß mit Dokumentation der Baubefunde. Ansichten, Grundriss, Quer- und Längsschnitte.









Die beiden jeweils 14 qm (3,70 x 3,80 m) großen Räume in der südwestlichen Ecke des Hauses scheinen für den Pfarrer vorgesehen gewesen zu sein. Der Erdgeschossraum dürfte daher als Aufenthaltsraum, vielleicht auch als Sakristei gedient haben, das niedrige Zwischengeschoss darüber als Schlafkammer und vielleicht auch als Lagerboden. Beide Innenwände des Erdgeschosses blieben ohne Türöffnung zum übrigen Haus, sodass der Bereich offenbar völlig selbstständig sein sollte und wohl nur einen äußeren Zugang in der westlichen, zur Kirche weisenden Giebelwand hatte (mit einer inneren Treppe zum Zwischengeschoss). Wie die Räume belichtet und ausgebaut waren, ist nicht mehr erkennbar, da in diesem Hausbereich alle baulichen Details bei späteren Umbauten verändert worden sind.

Modernisierung der Pfarrerwohnung (Ende 17. Jahrhundert?)

Den Raum im Zwischengeschoss des südwestlichen Bereichs vom Kammerfach scheint schon man bald nach der Errichtung des Hauses als zu niedrig empfunden zu haben (Bauphase II). Um hier eine größere Höhe zu schaffen, trennte man den Dachbalken über dem Raum heraus, erhöhte die Umfassungswände mit Fachwerk[12] und gab ihm eine neue, etwa 0,50 m in den Dachboden hineinragende Decke. Im Zuge dieses Umbaus wurde in diesem Bereich die südliche Traufwand neu verzimmert, wobei die neuen Riegelhölzer in derselben Höhe wie die bauzeitlichen verzimmert wurden.

Um- und Ausbau der Küsterwohnung (18. Jahrhundert)

Im Zuge einer weiteren Modernisierung wurde die südliche, zur Diele offene Lucht mit einer Fachwerkwand abgeteilt und zweigeschossig ausgebaut (Bauphase III).[13] Dadurch konnten die Räume der Küsterwohnung verdoppelt werden. Um dem neu geschaffenen Raum im Zwischengeschoss ausreichende Kopfhöhe zu verleihen, verschob man auch in diesem Bereich dessen Decke in den Dachboden hinein. Vor der verlängerten südlichen Dielenwand wurde in der hohen Diele eine Treppe aufgestellt,[14] sodass das Zwischengeschoss fortan leichter erreichbar war.

Da durch die Schließung der offenen Lucht aber auch der vermutete ursprüngliche Küchenbereich fortfiel, muss man zu diesem Zeitpunkt auch den früheren Schulraum im Nordwesten des Hauses umgebaut haben: Nachdem die dortige Zwischendecke entfernt war, wurde er als Küche des Küsters eingerichtet und erhielt vor der westlichen Giebelwand des Hauses eine in Form und Konstruktion nicht bekannte Feuerstelle.[15] Die Fugen der auf den Dachbalken aufliegenden alten Dielung versah man an ihrer Unterseite mit breiten Leisten, damit der Rauch (und auch Funken?) nicht nur durch die Decke der neuen Küche in den Dachraum gelangen konnte.

Voraussetzung für diese Baumaßnahme war, dass der vor dem westlichen Giebel stehende Anbau so erweitert war, dass er ausreichend Platz für die Schule bot.

Weitere Umbauten (18./19. Jahrhundert)

Nicht bekannt ist, wann man die zunächst zur Diele offene Stallung mit Bühne darüber mit einer Fachwerkwand verschlossen hat. Wohl im 19. Jahrhundert wurde der Stallraum dann nach Westen in die anschließende Kammer hinein erweitert (Bauphase IV).

Das Küsterhaus mit dem 1899 errichteten westlichen Wohnhausanbau, nach der Renovierung (2020).

Ebenfalls nicht bekannt ist, bis wann die Räume im Südwesten des Hauses durch den Priester genutzt worden sind. Auch diese dienten später dazu, die Wohnung des Küsters zu erweitern, bzw. der untere der Räume dürfte ab 1784 als größtes Zimmer im Haus zum Gastraum für die im Haus eingerichtete Gaststätte geworden sein. Nach 1818 soll die Pfarrerstube als Schlafraum des Küsters gedient haben.[16]

Modernisierung des Daches (19. Jahrhundert)

Die Dachkonstruktion wurde im 19. Jahrhundert durch den Einbau von zwei unter den Kehlbalken stehenden Stühlen mit Kopfbandverstrebungen im Längsverband stabilisiert (Bauphase V). In diesem Zusammenhang scheint man die alten Sparrenpaare abgenommen und neu aufgestellt[17] sowie die ursprüngliche Verbohlung der Giebeldreiecke durch Bretter ersetzt zu haben. Diese Baumaßnahme kann darauf hindeuten, dass das Haus zuvor nur eine leichtere Dachdeckung aus Stroh gehabt hat.

Nördlicher Wirtschaftsanbau (19. Jahrhundert)

Bauspuren an den Gefügehölzern der nördlichen Traufseite lassen frühere Anbauten erschließen (Bauphase VI). Erhalten hat sich ein Nebengebäude mit Stall, zunächst drei Gefache nach Norden und vier nach Osten messend. Das Gebäude ist noch nicht auf dem 1790 vermessenen und 1823 revidierten Urkatasterplan verzeichnet. Das Nebengebäude erhielt ein an das Haus angelehntes Pultdach und sprang um ein Gefach aus der Flucht der östlichen Giebelwand vor. Die Ständer stehen auf einem massiven Sockel und sind einfach verriegelt. Die Gefache sind mit Stakungen, Weidengeflecht und Lehmbewurf geschlossen.

Erweiterung des Wirtschaftsanbaus

Das Nebengebäude ist nachträglich um vier Gefache nach Osten erweitert worden (Bauphase VII). Auch hier stellte man die Ständer auf einen massiven Unterbau und erhielt eine Riegelfolge. Die Gefachfüllungen bestehen hier aber aus Ziegelsteinen. Die Konstruktion des Pultdaches wurde an den Giebelseiten verbrettert.

Anbau eines Wohnbereiches und Modernisierung (1899)

Vor der westlichen Giebelseite ließ die Kirchengemeinde 1899 einen neuen Wohnbereich anbauen. Der durch den Wiedenbrücker Maurermeister Filies errichtete zweigeschossige Bauteil reicht sowohl nach Norden als auch nach Süden über die Fluchten der alten Traufwände und erhielt ein Satteldach mit First quer zum bestehenden Fachwerkhaus. Die Umfassungswände sind aus roten Backsteinen gemauert (mit schwarzen Fugen) und mit Gesimsen gestaltet. Das Satteldach mit einfacher Kehlbalkenlage besteht komplett aus wiederverwendeten Hölzern.

Über eine Mitteltür in der westlichen, der Kirche zugewandten Seite gelangte man in einen breiten Mittelflur. Der Flur nimmt auch die zweiläufige Etagentreppe mit Wendepodest auf. Die Räume und auch deren Zugangstüren sind spiegelsymmetrisch angeordnet. Nur im Obergeschoss teilt eine Längswand im nördlichen Hausteil den Bereich in

Küsterhaus St. Vit. Innenausbau des 1899 errichteten Wohnhausanbaus mit Treppe und Bodenfliesen, Zustand 2008 vor der Renovierung.

zwei kleinere Räume auf. Die originalen Kassettentüren haben sich genauso erhalten wie die bunten Fußbodenfliesen im Erdgeschoss des Treppenhauses sowie die hölzerne Treppe mit gedrechselten Rundstäben. An der Stirnwand des Treppenhauses konnte eine Schablonenmalerei freigelegt werden. Die ursprünglichen Fenster und die Eingangstür sind später erneuert worden.

Im Zusammenhang mit dem Neubau wurden auch im alten Haus Umbauten durchgeführt. Die ehemalige große Küche wurde nach Abbruch von Schornstein und Feuerstelle modernisiert und erhielt einen Fliesenboden. Seine nördliche Fachwerkwand ersetzte man durch eine Ziegelwand. Der Stall nördlich der Diele wurde zur Kammer ausgebaut und erhielt eine neue Zugangstür in der nördlichen Dielenwand. Die Wohnräume im südlichen Zwischengeschoss wurden neu über das Zwischenpodest der Etagentreppe im Neubau erschlossen.

In der südlichen Traufwand wurden für größere Fenster teilweise Riegel herausgenommen und nach unten versetzt. In der ebenerdigen Stube wurde der ursprünglich steinerne Fußboden durch einen Holzfußboden ersetzt.[18] Die erhaltene Sockelverschalung (Lambris) in der südwestlichen Stube lässt ihre Erweiterung in die ehemalige südliche Lucht erschließen.

Ergebnisse

Trotz der geringen Größe diente das Küsterhaus ursprünglich unterschiedlichen Zwecken. Es wurde daher zwar in traditioneller Bauweise als Vierständerhaus mit Längsdiele errichtet, erhielt aber im Inneren eine komplexe, den speziellen Bedürfnissen angepasste und durch den Bauherrn und den leider nicht überlieferten Zimmermann eigenständig erdachte Struktur. Der östliche Teil mit der Diele diente dem Haushalt des Küsters. Westlich daran anschließend gab es in einem abgetrennten Bereich aber auch eine wohl separat von außen erschlossene Einliegerwohnung für den in Wiedenbrück lebenden Pfarrer und zudem daneben einen Schulraum für die Kinder der umliegenden Höfe. Diese Schule hielt ebenfalls der Küster. Dieses Zusammenspiel verschiedener Aufgaben ermöglichte den Kirchen- und Schulbetrieb der Gemeindemitglieder.

Dem Küster standen zwei Drittel des Hauses zur Verfügung, wobei sein Bereich aus einem zeittypischen, allerdings sehr beschränkten Raumprogramm bestand: In traditioneller Weise war die hohe Diele nicht nur Wirtschafts- sondern in der hinteren, von Süden belichteten Lucht auch der Küchen- und Essbereich des Haushaltes. Nicht nur der Dachboden zur Einlagerung der Ernte war von hier aus zugänglich, sondern auch alle weiteren Räume des Küsters wurden von hier erschlossen: Auf der Nordseite gab es einen kleinen, zur Diele offenen Stall, der aber kaum mehr als zwei Kühe aufnehmen konnte, umgeben von einer offenen Futterbühne und zwei Kammern. Gegenüber gab es als eigentliche Wohnung der Familie nur eine kleine Stube und darüber eine wohl dem Schlafen dienende Kammer.
Mit den veränderten Bedürfnissen von Küster, Pfarrer und auch der steigenden Schülerzahl aufgrund zugezogener Gemeindemitglieder musste das Haus mehrmals verändert werden. Umnutzungen und Umbauten sind teilweise in den Schriftquellen dokumentiert, andere lassen sich nur aus dem Bestand des Hauses erschließen. Schon im 18. Jahrhundert hat

man für die Schule einen Anbau errichtet, sodass der Küster im Haus mehr Raum erhalten konnte; durch Umbauten konnten seine Wohnräume verdoppelt werden, zudem wurde ihm nun auch eine abgeschlossene große Küche geschaffen.
Die beiden Räume im Südwesten des Hauses scheinen hingegen noch länger als ein vom übrigen Haus getrennter Bereich dem Pfarrer vorbehalten gewesen zu sein. Ab wann dieser stattdessen eine Stube in dem westlichen Anbau erhielt bzw. nutzte, ist nicht bekannt. Es ist möglich, dass die zuvor genutzte Stube im Küsterhaus seitdem als Gastraum diente, da sich der Küster nebenher zwischen 1784 und 1854 auch als Gastwirt betätigte. Wohl erst seit 1854 stand das in vielen Details immer wieder modernisierte Haus ausschließlich dem Haushalt des Küsters zur Verfügung, wozu noch bis 1896 auch eine eigene Landwirtschaft gehört hat.

---

1 Die Dokumentation geht im Wesentlichen auf eine baugeschichtliche Voruntersuchung des Hauses zurück, die 2014/15 im Auftrag der Stadt Rheda-Wiedenbrück als Unterer Denkmalbehörde durchgeführt worden ist. Die Ergebnisse wurden 2015 in dem vom Verein Dorf aktiv e. V. herausgegebenen und von Laurenz Sandmann bearbeiteten Exposé „Unser Dorf hat Zukunft. Das Küsterhaus in der Mitte von St. Vit: Erhaltung und Nutzung" publiziert. 2018 wurden nach Freilegungsarbeiten für die 2018 bis 2020 durchgeführte Sanierung des Hauses weitere Baubefunde dokumentiert. Diese sind in den Text eingearbeitet und auch die Dokumentationszeichnungen sind entsprechend ergänzt.

2 Margret Loeser, St. Vit – Alte Pfarre und junges Dorf, Heimatkundliche Beiträge, Heft 5, Rheda-Wiedenbrück 1997, S. 20f.

3 Loeser 1997 (wie Anm. 2), S. 18ff.

4 Zur Geschichte der Pfarrei St. Vit und ihres Küsterhauses ausführlich der vorstehende Beitrag von Fred Kaspar.

5 Franz Xaver Flaskamp: Das Lehrerbuch (1790 ff.) der Kirchengemeinde St. Vit-Wiedenbrück, Münster 1947, o. S.

6 Flaskamp 1947 (wie Anm. 5), [S. 4], Federzeichnung von 1929 nach einer verschollenen Bleistiftzeichnung des Gütersloher Künstlers Paul Westerfrölke (1886–1975).

7 Flaskamp 1947 (wie Anm. 5) , [S. 9], Grundriss vom Küsterhaus mit Schulanbau, Federzeichung von Paul Westerfrölke.

8 Möglich wäre auch, dass sich hier ein sowohl vom Raum wie von der Lucht zugänglicher Alkoven (Bettkasten) befunden hat.

9 Die Lage der bauzeitlichen Herdstelle konnte nicht ermittelt werden. Die rußgeschwärzte Küche mit dem nachweisbaren Schornstein im nördlichen Teil des Kammerfaches gehört erst zu einer späteren Umbauphase des ursprünglichen Schulraumes. Auch eine mögliche Lage der Kochstelle an der Kopfseite der Diele muss ausgeschlossen werden, da sich hier der breite Zugang zum Schulraum befand.

10 Die heute fehlenden bauzeitlichen Gefügehölzer der inneren Querwand konnten durch die Abbundzeichen des Zimmermanns rekonstruiert werden. Das Abbinden geschah in der unteren Riegelfolge von links nach rechts, wobei die Zahlen in der oberen Riegelfolge von rechts nach links weiterlaufen. Danach gab es zunächst eine breite Verbindungstür von der Diele zum Kammerfach. Die mit den Riegeln verblattete Strebe dürfte demnach auch bauzeitlich sein.

11 Beleg für die hier ehemals vorhandene Zwischendecke sind Balkensassen an der Ostseite der Ständer der inneren Querwand zwischen Kammerfach und Wirtschaftsteil.

12 Die über den Dachboden herausragenden Umfassungswände weisen eng gesetzte Stakungshölzer mit Lehmbewurf auf.

13 Dabei wurde das östliche Kopfband aus der Lucht entfernt und ein Wandständer mit Riegelhölzern in der Verlängerung der Dielenwand eingebaut. Bei dem neu eingebauten Ständer handelt es sich um ein

in Zweitverwendung eingebautes Gefügeteil, das mit seinen Spuren (Ständerschlitz und Stakungsnut) auf ein frühes Rähmholz verweist. Falls es sich um das beseitigte Rähm der südlichen Traufwand handelt, könnten die II. und III. Bauphase eng zusammenliegen oder auch zeitgleich sein.

14 Der obere Teil ist im Bestand älter als der untere.

15 Befunde zur Feuerstelle sind nicht mehr erhalten, da der Westgiebel beim Anbau des Wohnbereiches 1910 entfernt worden ist. Das Fundament des auf der Innenseite der Giebelwand aufgemauerten Schornsteins wurde während der Sanierung des Hauses 2018 freigelegt.

16 Flaskamp 1947 (wie Anm. 5), S. 17.

17 Nach den durch den Zimmermann angebrachten Zahlen zum Abbinden ist ihre ursprüngliche Reihenfolge nicht mehr erhalten.

18 Beim Auskoffern wurden 2018 noch wenige der bauzeitlichen Steinplatten gefunden, die exakt mit dem Bodenniveau im Wirtschaftsteil übereinstimmten.

Der glanzvolle Markusplatz in Venedig wird von repräsentativen Verwaltungsgebäuden eingefasst. An der langen Nordseite stehen die nach einem Brand ab 1540 erneuerten sog. Alten Prokuratien, die in den oberen Geschossen ehemals den in der Verwaltung der Republik Venetien tätigen Prokuratoren dienten. Das Erdgeschoss hingegen ist als offener Laubengang gestaltet. Wie üblich für einen verkehrsreichen Platz, brachte man dort eine lange Reihe von Boutiquen unter. Jeder dieser kleinen, seit über 500 Jahren in der ursprünglichen Weise genutzten Läden verfügt über ein Zwischengeschoss, das als Lager oder Wohnkammer zu nutzen ist (2019).

Bildnachweis

Albrecht, Benita, Bevern-Golmbach: 67
Archiv der STIFTUNG Kleines Bürgerhaus, Telgte: 19, 51 oben links und rechts, 69, 82, 106
Aufbauanweisung 1001 für das DWH-Behelfsheim (in Holz) Typ DWH 1001, (Hrsg.: Der Reichsbeauftragte für den Holzbau), Berlin 1943 (aus: Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde, Bibliothek): 148, 154, 158 unten
Bauernhausmuseum Bielefeld: 121 oben und unten; Lutz Volmer: 125, 127, 128; Hennes Gräwe: 123, 129
Bauhin, Johann: Ein New Badbuch, und Historische Beschreibung, Von der wunderbaren Krafft und würckung, des Wunder Brunnen und Heilsamen Bads zu Boll, Stuttgart 1602: 72, Ausschnitt
Bertrand, Pierre: Plan de la ville, cité et université et faubourgs de Paris, 1657, Ausschnitt: 63 oben
Denkmalbereichssatzung Prinzipalmarkt Münster, Münster 1998, S. 42: 33
Flaskamp, Franz Xaver: Das Pfarrbuch III (1755 ff.) der Kirchengemeinde St. Vit-Wiedenbrück, Gütersloh 1940: 177, 180, 181 oben
Frecot, Janos und Helmut Geisert: Berlin in frühen Photographien 1857–1913, München 1984: 70
Guttermann, Heinrich (Vermessungs- und Katasteramt der Stadt Münster): 32
Harmelin, Wilhelm: Hundert Jahre Marcus Harmelin 1830–1930, Leipzig 1930, S. 12: 40
Holtmeyer, Alois: Die Bau- und Kunstdenkmäler im Regierungsbezirk Cassel. Bd. 6: Kreis Cassel-Stadt, Marburg 1923, Atlas, Teil II, Tafel 351: 85
Keil, Andreas: Beschreibung des pyrmontischen Sauerbrunnen, Lemgo 1698, Ausschnitt aus: Wahrer und Eigentlich Abriß des Hochfürstl. Waldecke. weitberühmten H. Saur und Gesund-Brunn Zu Piermondt: 102
Klötzer, Ralf: Drubbel, Roggenmarkt, Alter Fischmarkt (Häuserbuch der Stadt Münster, Band 3), Münster 2008, S. 28 (Grundlage Urkataster von 1828): 35
Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abt. Münster, Karten A 19759, Karte von einem Teil des Weserstroms, 4te Sektion“, 1803: 119
Linde, Roland: Lemgo in der Zeit der Hanse, Lemgo 2015, S. 81: 25 unten
Lippische Landesbibliothek Detmold, Bildersammlung BA BS-6-5: 150 (Foto: Freie Presse)
LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen, Bildarchiv: 24, 27, 28, 34, 36, 68, 170, 172; Heinz Vössing: 173; Angelika Brockmann: 174
LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen, Planarchiv: Fred Kaspar (Aufnahme)/Michael Peren (Reinzeichnung): 55; Peter Barthold: 58 (Rekonstruktion und Zeichnung), 139 (Aufmaß und Zeichnungen)
LWL-Freilichtmuseum Detmold – Westfälisches Landesmuseum für Alltagskultur, Bildsammlung: 122, 124, 126, 146, 147, 151; Helmut Richter: 120; Burkhard Gemke: 156, 157, 158 oben

LWL-Freilichtmuseum Detmold – Westfälisches Landesmuseum für Alltagskultur, Planarchiv: Katharina Trinczek: 146, 147, 155 (Aufmaß und Zeichnungen)
Metz, Ernst Christopher: Residenzstadt Cassel, Kassel 1980, Tafel 14: 86; Tafel 20: 87
Sandmann, Laurenz (Aufmaß und Rekonstruktion): 194; 195 und 196 (2015, ergänzt 2018)
Seip, Johann Philipp: Neue Beschreibung der Pyrmontischen Gesund-Brunnen. Hannover 1717, Beilage: 74 unten; Vorsatz: 105 (Ausschnitt)
Spohn, Thomas: Aspekte kleinstädtischen Lebens im 18. Jahrhundert. Vom Bauen und Wohnen in Unna, Münster 1995, S. 368: 172
Stadtarchiv Altötting: 16
Stadtarchiv Bad Salzuflen, G VI Nr. 7: 152
Stadtarchiv Bad Pyrmont: 107–110
Stadtarchiv Vlotho: 134, 143
Siekmann, Mechthild (Hrsg.): Tatort Domplatz. Der Münster-Plan von 1609 und seine Geschichte(n), Bielefeld 2009, Beilage: 29, 30
Weber, Ernst Josef: Die fürstbischöflich-osnabrückische Landesfestung Wiedenbrück im Jahre 1647, Rheda-Wiedenbrück 2007, S. 63: 183
Westhoff-Krummacher, Hildegard: Das Porzellan des Bürgertums, Münster 1980, S. 13: 74 oben
Wikimedia Commons: 17, 23; Manfred Heyde: 63 unten
Wikiwand.com: 25 oben
Wustmann, Gustav: Bilderbuch aus der Geschichte der Stadt Leipzig für alt und jung, Verlag Hermann Zieger, Leipzig 1897, S. 19: 14, 81

Alle anderen Abbildungen: Fred Kaspar, STIFTUNG Kleines Bürgerhaus

Ortsregister

Aachen, Verkaufsbuden am Rathaus 51
Achim, Scharnstraße 16
Ascheberg, Handel auf Kirchplatz 43
Altötting, Kapellplatz 16
Bad Boll 72
Bad Driburg, Wandelhalle mit Boutiquen 72
Bad Kreuznach, Brücke Ellerbach 66
  Nahebrücke 66
Bad Lauchstädt, Wandelbahn mit Boutiquen 73
Bad Liebenzell 72
Bad Oeynhausen, Wandelhalle mit Boutiquen 72
Bad Pyrmont, Ballhaus 105–107
  Boutiquen 72–75, 104f.
  Brunnenplatz 103, 106
  Brunnenstraße 103, 105, 109–110
  Hauptallee 102–115
  Kaffeehaus 105
  Neue Wandelbahn mit Boutiquen 87
  Theater 106f.
  Wandelhalle mit Boutiqen 109
Bad Salzuflen, Boutiquen in der Wandelhalle 162
  siehe Holzhausen
Bad Wildungen, Verkaufsbuden am Markt 56
  Verkaufsstand 101
Baden-Baden, Boutiquen am Kurhaus 75
Berlin, Dönhofplatz 70
  Kiosk 91f.
  Krambuden auf den Straßen 67–69
  Markthallen 69
  Spittelmarkt 69
  Trinkhallen 69
Bern, Bogenhäuser Münstergasse 38
Biberach a. d. Riß, Kaufhaus 84
Blomberg, Wilbasenmarkt 14
Bodenwerder siehe Heinsen
Bogenberg, Buden an der Wallfahrtskirche 77
Borgentreich siehe Emmerke
Borgholzhausen, Milchpilz am Bahnhof 89f.
Braunschweig, Hokenbuden 44
  Gewandhaus 44, 70
  Hagenscharn 16
  Kaufhaus 44f.
  Messe 80f.
  Scharn 16, 44
Burgsteinfurt, Fleischhalle 61f.
  Große Kirche 180
  Rathaus 61f.
Deventer, Lebuniuskiriche, Kirchhäuser 15
  Marienkirche, Kirchhäuser 11, 50
Detmold, Freilichtmuseum, Behelfsheim 146–161
Dortmund, Marktplatz 24
  Verkaufsbuden 47
Duderstadt, Verkaufsbuden am Rathaus 45
Einbeck, Hallenplan 16
Einsiedeln, Verkaufsbuden an der Wallfahrtskirche 78, 80
Emmerke (Stadt Borgentreich), Kirchenruine 182
Erfurt, Krämerbrücke 62, 64f.
Esslingen, Innere Brücke 65
Flensburg, Schrangen 16
Florenz, Ponte Vecchio 62
Frankenberg, Kaufhalle im Rathaus 18
Frankfurt am Main, Messe 19, 80, 84
  Metzgerschirne Rotes Haus 17
  Messehaus Nürnberger Hof 81
  Scharnhäuser 25
  Schirngasse 16
Frankfurt a. d. Oder, Große Scharnstraße 16
Fritzlar, Kaufhaus 83
  Marktplatz 52
  Spitzengasse 2, Verkaufsbude 52f.
  Verkaufsbuden 52f.
  zwischen den Krämen 41, 52
Goslar, Hokenstraße 44

Greifswald, Alte Krämerbuden 50
Kaufhaus 45
Scharren 56
Verkaufsbuden 45, 48, 52
Hamburg, Markt Messberg 20
Hannover, Fleischscharren 58
Hattingen, Fleischhalle 60
Haldenplatz 16
Rathaus 60
Fischbänke 61
Heiligendamm, Wandelbahn mit Boutiquen 76
Heinsen an der Weser, Schifferhäuser 118
Herford, Radewik 21
Hildesheim, Amtshaus der Knochenhauer 58
Fleischscharren 58
Hoken am Markt 44
Höxter, Brotbank 59
Fleischbank 59
Scharren 59
Ufermarkt 21
Holzhausen (Bad Salzuflen), Behelfsheim 146–161
Homberg / Efze, Schirnen am Markt 51
Interlaken, Verkaufsbude 92
Jüterbog, Verkaufsbuden Rathaus 47
Kassel, Karlsplatz 86
Königsplatz 87
Messe 85f.
Messehaus 85f.
Verkaufshallen 86f.
Köln, Domumbauung 70
Lauingen a. d. Donau, Brotbank 46
Fleischhaus 46
Tuchhalle 46
Legden, Düsternmühlenmarkt 14
Leipzig, Auerbachs Hof 81
Kirchplatz St. Nicolai 14
Marktplatz 40
Messe 80, 84
Lemgo, Kirchplatz: Titel, 26
Kaufhaus 25, 83
Kramerstraße 24
Lateinschule 26–27
Marktplatz 24
Marktstände 16, 26, 47
Marktzone 25
St. Johanniskirche 180, 183
Lippstadt, Fleischhauerstraße 42
Helle Halle 42
London, London Bridge 62
Lübeck, Kram- und Schüsselbuden 17
Marktzone 48, 52
Verkaufsbuden 48
Lügde, St. Kilianikirche 180
Lüneburg, An den Brotbänken 16
Lünen, Gesundbrunnen, Boutiquen 74
Mainz, Kaufhaus 82–84
Mariazell, Verkaufsbuden an der Wallfahrtskirche 77–79
Maria Kirchental, Verkaufsbuden 78
Minden, Hohnstraße 22–24
Kaufhaus 24
Marktzone 22–24
Marktstände 16
Rathaus 24, 49, 58
Scharn, Scharnstraße 16, 22, 57f., 70
Ufermarkt 21
Vorstädte Abbruch 182f.
Weserbrücke 66
Mitau, Buden auf dem Marktplatz 70f.
Münster, Brothaus 29
Drubbel 27, 33–36, 43, 68
Fischmarkt 35, 42f.
Gruthaus 39
Hölzernes Wams 31–33, 43
Jahrmarkt 40f.
Kaufhaus 37f., 83
Krameramtshaus 39, 42
Legge 39
Marktzone 27–29
Michaelertor 29–30
Prinzipalmarkt 28f., 30–41
Rathaus 37–41
Roggenmarkt 35, 41f.

Scharnen 36f., 58
Schohaus 39
Schuhmacherriege 31–33
Stadtweinhaus 39
Verkaufsstände im Domkreuzgang 40
Waage 38
Stadtkeller 39
Zunfthäuser 39
Neustadt a. d. Orla 12
Nürnberg, Rathaus 49
Brothaus 49
Odessa, Passage 88
Osnabrück, Verkaufsbuden auf dem Markt 47, 52, 54
Gewandhaus 47
Paderborn, Scharne 16
Paris, Seinebrücken 62f.
Passau, Verkaufsläden 13
Petershagen, Kirche Hockeleve 180
Stadtbrand 181
Ravensburg, Brotlaube 45
Quedlinburg, Budem am Kirchplatz 91
Häuser am Hoken 22, 43
Schuhhof 52
Steinbrücke 64f.
Verkaufsbuden Neustadt 47
Rheda-Wiedenbrück siehe St. Vit
siehe Wiedenbrück
Riga, Scharrenstraße 16
Rostock, Verkaufsbuden auf dem Markt 52
Rothenburg o. d. Tauber, Brothaus 44
Rathaus 44
Schleswig, Haithabu 13
Schloss Holte, Polhasmarkt 14
Schwelm, Boutiquen am Gesundbrunnen 74
Soest, Krämerbuden 46
St. Vit (Wiedenbrück), Küsterhaus 164–168, 177–202
Pfarrkirche 177–185
Stralsund, Verkaufsbuden im Rathaus 49
Tirana, Boutiquen an der Wallfahrtskirche 77
Unna, Klosterstraße 24–26, Gademe 165f., 169–176
Klosterstraße 38–48, Gademe 170
Schäferstraße, Gademe 173
Südwall, Gademe 171
Venedig, Rialtobrücke 62
Venedig, Boutiquen am Markusplatz 202
Vlotho 116
Lange Straße 32 (von 1568) 119–133
Lange Straße 61 (von 1686) 134
Lange Straße 63 (von 1671) 134–145
Lange Straße 87 (von 1663) 117
Obergstraße 6 (17. Jahrhundert) 133
Schlachte 117
Warburg, Räumung Vorstädte 183f.
Warendorf, Hl.-Geist-Spital 183
Im Ort 4, Bude 53–55
Kaufhaus 84
Krickmarkt 24
Marktordnung 20
Marktplatz 24
Markt 14, Scharren 59, 84
Messe im Kauf- und Rathaus 84
Verkaufsbuden 47
Wesel, Fleischhalle 60
Rathaus 60
Wiedenbrück, Marktplatz 24
Verkaufsbuden 47
siehe St. Vit
Wiesbaden, Wandelhalle mit Boutiquen 73
Wittenberg, Verkaufsbuden im Rathaus 48
Wolfenbüttel, Krambuden 17, 67
Würzburg. Kaufhaus Grüner Markt 89
Marienkapelle, Verkaufsbuden 49
Xanten, Scharnstraße 16
Zittau, Fleischbänke 57

EINBLICKE – Schriften der STIFTUNG Kleines Bürgerhaus

Mehr Informationen unter www.stiftung-kleines-buergerhaus.de

Behelfsheime für Ausgebombte

Bewältigung des Alltäglichen im „Totalen Krieg" – Münsters Bürger ziehen aufs Land

Band 1: Michael Imhof Verlag, Petersberg 2011.
ISBN 978-3-86568-761-6

Zum Leben, Wohnen und Wirtschaften in historischen Bürgerhäusern

Band 2: Michael Imhof Verlag, Petersberg 2012.
ISBN 978-3-86568-825-5

Kleine Häuser in großen Reihen

Band 3: Michael Imhof Verlag, Petersberg 2014.
ISBN 978-3-7319-0088-7

Hinter der Mauer – Kleine Bürgerhäuser an und auf der Stadtmauer

Band 4: Michael Imhof Verlag, Petersberg 2016.
ISBN 978-3-7319-0382-6

Im Speicher auf dem Kirchhof

Wohnen und Arbeiten im Zentrum von Kleinstadt und Dorf

Band 5: Michael Imhof Verlag, Petersberg 2018.
ISBN 978-3-7319-0721-3

Jeder Band der EINBLICKE widmet sich einem Schwerpunktthema, sodass die Reihe insgesamt eine breite Übersicht zum Thema „Kleines Bürgerhaus“ bietet. In diesem Band stehen Kleine Häuser im Mittelpunkt, die zu städtischen Marktbereichen und Handelszentren gehörten.

Dort, wo Händler ihre Waren anboten, wo Handwerker etwas zum Verkauf herstellten, wo wertvolle Waren sicher aufbewahrt werden sollten, benötigte man ein kleines Gebäude. Darin befand sich ein Raum zum Arbeiten und Verkaufen, und mitunter bot es darüber Platz zum Schlafen und für die Lagerung. Solche Verkaufsboutiquen waren charakteristisch in den Stadtzentren, aber auch an Wallfahrtskirchen oder in Kurorten.

Diese kleinen Bauten haben unterschiedlichste Namen: Neben den Bezeichnungen Bude und Gadem kamen seit dem 17. Jahrhundert auch Boutique, Comptoir, Kiosk und Bazar dazu. Nach und nach anderen Aufgaben zugeführt und stetig größer geworden, sind sie oft nur noch für den Kundigen erkennbar.

Der vorliegende Band beschreibt erstmals Geschichte, Funktionen und Erscheinungsformen dieses bisher wenig beachteten Bautyps und veranschaulicht seine Bedeutung für die Entwicklung der städtischen Zentren in Nordwestdeutschland. Ergänzt wird die Darstellung durch Beispiele in ganz Europa.

In weiteren Aufsätzen geht es um Kleine Häuser als Lebensräume der Flussschiffer an der Weser sowie um den Wiederaufbau eines Behelfsheims im Freilichtmuseum Detmold – ein Projekt, das das wachsende Interesse der Freilichtmuseen an der Dokumentation und Vermittlung der Lebensverhältnisse „kleiner Leute“ und ihrer kleinen Bürgerhäuser belegt.

Die Vergabe des Preises „scheinbar unscheinbar“ ist ein wesentliches Instrument der Arbeit der STIFTUNG Kleines Bürgerhaus. Ausführlich werden die 2018 ausgezeichneten Objekte dokumentiert: das Küsterhaus von St. Vit bei Wiedenbrück und zwei Gademe in Unna.

Band 7 der Reihe EINBLICKE ist für 2022 geplant. Darin wird das Thema „Dienstwohnungen – Wohnen am Arbeitsort“ in den Fokus gestellt.

ISBN 978-3-7319-1117-3